

Elsa Winokurow

Elsa Winokurow, geb. Rammelmeyer (1883-1983)

Erinnerungen

Ego-Dokumente zum östlichen und südöstlichen Europa

*Bereitgestellt und langzeitarchiviert durch die Bayerische Staatsbibliothek.
Ein Projekt des Fachinformationsdienstes Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa, mit Förderung der Deutschen Forschungsgemeinschaft.*

<https://www.bsb-muenchen.de/sammlungen/osteuropa/>

DOI: <https://doi.org/10.15463/ego-dok.rammelmeyer-3>

Empfohlene Zitierweise:

Elsa Winokurow: Elsa Winokurow, geb. Rammelmeyer (1883-1983). Erinnerungen. München 2021. <https://doi.org/10.15463/ego-dok.rammelmeyer-3>.

Lizenzhinweis:



Creative Commons Namensnennung 4.0 International Lizenz

<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Matthias Rammelmeyer

Anmerkungen zu den Erinnerungen meiner Großtante und zur deutschen Übersetzung

Im Jahre 1994 erhielt ich von meiner Cousine zweiten Grades, Katharina May, geb. Winokurow, einen Anruf: Es sei der ausdrückliche Wunsch ihrer Mutter und Großmutter, Nathalie und Elsa Winokurow, gewesen, dass mir nach ihrem Tod verschiedene Gegenstände aus ihrem Besitz übergeben würden. Darunter fand ich neben alten Photographien auch drei Hefte mit festem Pappumschlag; es waren die Erinnerungen meiner Großtante Elsa Winokurow, „Tante Elsa“, wie sie seit jeher in unserer Familie hieß, insgesamt 328 Seiten, 28-30 Zeilen pro Seite, niedergeschrieben in klarer, meist gut leserlicher Handschrift – und, zu meinem Erstaunen, in russischer Sprache!

Elsa Winokurow, geb. Rammelmeyer, war Ärztin; ihre Autobiographie liefert die erforderlichen Angaben zu ihrem Lebenslauf in knapper Form. 1883 in Moskau als Kind deutscher Eltern geboren, heiratet sie mit 18 Jahren, nimmt ein Medizinstudium im Ausland auf, studiert kurze Zeit in Moskau und wieder im Ausland, promoviert 1908 in Bonn, arbeitet als Ärztin in Russland, leitet während des 1. Weltkriegs ein Hospital für Schwerkriegsverletzte. In der Hoffnung auf ein baldiges Ende der revolutionären Unruhen verabredet sie sich mit ihrem Mann, der kranken Tochter wegen Russland zu verlassen, und reist 1921 nach Deutschland aus, wo sie bis zur Pensionierung in Goslar und Hannover als Chirurgin und Orthopädin arbeitet. Ihren Mann sollte sie nie wiedersehen. Im Jahre 1972, d.h. im Alter von beinahe 90 Jahren, fängt sie an, ihre Erinnerungen niederzuschreiben, beginnend mit der Kindheit in Russland. Über ihre Arbeit daran, bei der sie sich auf keinerlei Tagebuchaufzeichnungen stützen kann, ist nicht einmal der Enkelin etwas bekannt. Lediglich in einem Brief vom 2. November 1975 an meinen Bruder Andreas erwähnt sie: „das Schreiben ist für mich beschwerlich..... In meinen ‚Memoiren‘ ist alles festgehalten – Nun bin ich darin gerade bei der Rückkehr nach Moskau im sehr kritischen 1900-1901. Fortsetzung folgt.“ Die Arbeit scheint immer langsamer vorstatten zu gehen. In ihren Erinnerungen ist sie bis zum Jahr 1906, ihrem 23. Lebensjahr, gekommen, die Darstellung des ganzen Lebens liegt noch vor ihr, doch irgendwann, wohl im Laufe des Jahres 1977 – da ist sie 94 Jahre alt -, bricht der Text mitten im Satz ab..... 1983 stirbt sie, wenige Tage vor Erreichen ihres hundertsten Geburtstags. Die Stadt Hannover ehrt diese bedeutende Ärztin, indem sie einem Weg ihren Namen gibt.

Bei den mir übergebenen Aufzeichnungen handelte es sich um eben diese Erinnerungen. Mir war klar, dass ich ein in mancher Hinsicht seltenes Dokument vor mir hatte. Zudem hatte ich das Gefühl, dass mir damit eine Verpflichtung übertragen war, diese

Aufzeichnungen nicht nur aufzuheben, sondern in irgendeiner Form weiterzugeben – zumindest an meine Kinder, an deren Interesse ich aber zweifelte. So schob ich die Entscheidung, was mit diesem Text geschehen sollte, einige Jahre vor mir her. Schließlich versuchte ich mich – ohne bestimmte Absicht – an einer Übersetzung, die sich aber als sehr beschwerlich erwies: Es war nahezu unmöglich, die Handschrift zu entziffern und gleichzeitig eine vernünftige Übersetzung anzufertigen. So bat ich eine mir bekannte russische Philologin, Marina Bobrik, die Arbeit der Umsetzung der Handschrift in einen Computertext durchzuführen; sie hat, zusammen mit ihrer Kollegin Irina Schipowa, diese beschwerliche Arbeit mit großer Sorgfalt erledigt, wofür ich beiden Kolleginnen an dieser Stelle herzlich danke.

Die begeisterten Reaktionen von Bekannten und Verwandten, denen ich Teile meiner Übersetzung zukommen ließ, bewogen mich, die Arbeit an den Erinnerungen wieder aufzunehmen. Von wenigen Textstücken abgesehen, deren Übersetzung Probleme machte – Reime und Titel von Musikstücken –, habe ich den Text vollständig übersetzt und lediglich bisweilen glättend eingegriffen, wenn die Aufzeichnungen zu stichpunktartig und nicht ausformuliert waren. Bei der Beschäftigung mit dem Text habe ich die Fakten stets im russischen und deutschen Internet oder im Bädeker-Reiseführer „Russland“ von 1897 überprüft und staunte immer wieder über die Genauigkeit der Erinnerung an das alte Moskau, an die alten Namen von Personen, Straßen, Gebäuden und Plätzen nach mehr als 50 Jahren – ebenso wie über die souveräne Beherrschung der russischen Sprache. Die Tatsache, dass ein Mensch, nachdem er so lange in deutscher Umgebung gelebt und gearbeitet hat und in dieser Zeit kaum Gelegenheit hatte, russisch zu sprechen, zur Sprache seiner Erinnerungen eben das Russische auswählt, ist höchst ungewöhnlich, wenn nicht sogar einzigartig. Diese Aufzeichnungen aus den 70er Jahren des 20. Jh.s spiegeln bis in Wortschatz, Phraseologie und Orthographie den Sprachzustand der Jahrhundertwende wieder. Bemerkenswert ist der Umfang des Wortschatzes; der unglaublichen Detailgenauigkeit der Erinnerung entspricht die terminologische Genauigkeit und Sorgfalt der Wortwahl – viele Gegenstände und Worte sind aus der heutigen Zeit geschwunden, für den Übersetzer eine nicht geringe Herausforderung.

Sicherlich verfolgte die Verfasserin mit der Niederschrift ihrer Erinnerungen keine literarischen Absichten, der Stil ist bisweilen skizzenartig, die Sätze nicht immer ausformuliert, doch ist – auch ohne die zahlreichen Anspielungen auf Werke der europäischen, insbesondere der russischen Literatur – unübersehbar, dass sich hier ein Mensch von literarischer Bildung äußert. Natürlich hatte meine Großtante in Deutschland weiterhin russische Bücher gelesen; mein Vater Alfred Rammelmeyer, Professor für slavische Philologie (an den Universitäten Kiel, Marburg/Lahn und Frankfurt), hatte seine Tante, an der er mit Liebe und Dankbarkeit hing (sie hatte unsere Familie in der Notzeit nach dem 2. Weltkrieg beinahe zwei Jahre beherbergt), regelmäßig mit russischen Büchern aus seiner Bibliothek versorgt und sie auf interessante Literatur hinwiesen. Dem Text liegt kein Gesamtentwurf zugrunde, er orientiert sich schlicht an der zeitlichen Abfolge. Lediglich der Anfang scheint einige Mühe bereitet zu haben. Ich habe den Textanfang geringfügig so umgestellt, wie er vermutlich geplant war, nämlich in Form eines Briefes an einen Bekannten aus Moskauer Tagen (dieser Anfang geht motivisch wohl auf den Roman „Die Liebe des Nikolai Pereslegin“, 1928, ihres nahen Freundes Fedor Stepun zurück). Die Briefform wird in der Folge nicht mehr aufgegriffen. Die Arbeit an dem Text ist in der Handschrift deutlich zu verfolgen: Die ersten 15 Seiten sind noch mit Bleistift geschrieben, offenbar um leichter Korrekturen vornehmen zu können; es folgende 6 Seiten mit

Kugelschreiber, der Rest ist mit Tinte geschrieben. Trotz verschiedener Korrekturen und Einschübe bleibt die klare Handschrift des Textes meist gut leserlich. Die Verfasserin erzählt zwar chronologisch, schweift aber durchaus nicht selten ab, um dann meist den Erzählfaden wieder aufzugreifen; gelegentlich erregen unwichtig erscheinende Details ihr Interesse, so dass es zu Längen in der Darstellung kommt – andererseits gewinnt die Erzählung durch diese Detailverliebtheit an Farbe und Authentizität.

Was hat meine Großtante dazu veranlaßt, ihre Erinnerungen auf Russisch niederzuschreiben? Sie konnte ja eigentlich kaum damit rechnen, dass dieses Dokument außer meinem (1909 in Moskau geborenen und 1995 verstorbenen) Vater und mir, die wir aus der Verwandtschaft als einzige das Russische noch beherrschten, weitere Leser finden würde. Die geläufige Verwendung des Russischen in den Erinnerungen legt nahe, dass sie, ungeachtet der deutschsprachigen Umgebung, in dieser Sprache lebte; diese Sprache war ihr bis ans Lebensende – und dann wohl ganz besonders – anscheinend näher als die deutsche Muttersprache, die sie zeitlebens völlig geläufig, aber doch mit einem hörbaren russischen Akzent sprach. Als ich sie 1983 zwei Wochen vor ihrem Tod in Hannover besuchte, war sie zwar todkrank, aber geistig völlig präsent; dabei war es für sie offensichtlich eine Freude, sich mit mir russisch unterhalten zu können. Diese Sprache war die Verbindung mit ihrer Kindheit und Jugend in Russland – über diese ihr besonders teure Zeit wollte sie nicht auf Deutsch schreiben; nur das Russische schien ihr geeignet, die Vergangenheit wieder erstehen lassen. Die Verwendung des Russischen deutet auch darauf hin, dass sie die Erinnerungen in erster Linie für sich selber, als eine Art Selbstvergewisserung, niederschrieb.

Warum bricht die Niederschrift der Erinnerungen so unvermittelt ab? Darüber kann man nur Vermutungen anstellen. Neben der rein physischen Beschwerlichkeit des Schreibens gibt es sicher weitere Gründe. Zum einen ist es wohl die Erkenntnis, dass sie erst weniger als ein Viertel ihres Lebensweges dargestellt hatte – angesichts der Aussichtslosigkeit, das ganze Leben zu beschreiben, mögen Kraft und Wille versagt haben. Aber es ist wohl noch etwas Wichtigeres: Die beste, für sie wertvollste Zeit ihres Lebens, Kindheit und Jugend, war nun aufgeschrieben; vor ihr lag die Darstellung der folgenden finsternen Zeiten, der Zeiten des Krieges, der Verfolgung und Verbannung der Familie, des kommunistischen Terrors, der das Russland der Vergangenheit unwiederbringlich zerstört und ihrer Ansicht nach das russische Volk in einen moralischen Abgrund gestürzt und „zu einem abgrundtiefen Verfall jeglicher Ethik im ganzen Volk“ (so in ihrer Autobiographie) geführt hatte – die tiefe Abneigung gegen das kommunistische Regime und die zu einer *idée fixe* gewordene Furcht vor kommunistischer Verfolgung waren bis zum Ende Konstanten in ihrem Leben. Dann die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs und die schwere Nachkriegszeit... Sollte sie sich der Mühe und dem Schmerz der Aufarbeitung dieser Kapitel unterziehen?

Bei einem Besuch in Hannover befragte Tante Elsa meine Schwägerin nach ihrer persönlichen Motivation für ihr Medizinstudium. Als auf diese überraschende Frage keine spontane Antwort erfolgte, beantwortete meine Tante ihre Frage für sich: „Ich wollte den Menschen helfen“ – eine Aussage, die in ihrem schlichten Pathos in Deutschland kaum aussprechbar, für Russland aber sehr typisch ist. Damit war tatsächlich das Motto ihres Lebens genannt.

Leider wurde ihr am Ende ihres Lebens seitens der Kollegen nicht dasselbe Mitgefühl zuteil, das sie ihren Patienten immer entgegengebracht hatte. Ihre Tochter, die ihr Lebens ganz in den Dienst der Mutter gestellt und im Alter aufopfernd für sie gesorgt hatte, musste sich einer Operation in einem Krankenhaus unterziehen, und für diese Zeit musste Tante Elsa in einem Altersheim in Hannover untergebracht werden. Dort kam wohl eine lange unbeachtete Krankheit zum Ausbruch, die mit allergrößten Schmerzen einherging und letztlich zu ihrem Tod führte. Nicht ohne größte Empörung kann ich daran denken, dass das Morphium, um das sie ihre Ärzte zur Linderung ihrer unerträglichen Schmerzen bat, ihr trotz meines Vaters und meiner Intervention von den Kollegen versagt wurde.

Die Arbeit an dem Text der Erinnerungen, die Menge der darin enthaltenen Informationen und die neu erhaltenen Fotografien seit der Mitte des 19. Jhs. waren für mich der Anstoß, meiner eigenen Herkunft und möglichen Spuren unserer Familie im heutigen Moskau nachzugehen. Verwandte unsererseits ließen sich nicht mehr finden, alle Familienangehörige waren nach Deutschland zurückgekehrt, aber in den Erinnerungen der Tante Elsa spielt die deutsche Familie Kirkaldie, mit der die Familie im 19. Jh. und bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs über viele Jahre im selben Haus lebte, eine bedeutende Rolle; die Eltern ebenso wie die Kinder waren miteinander sehr eng befreundet, und schließlich kam es auch zu einer verwandtschaftlichen Verbindung der Familien durch die Geburt von zwei Kindern, den Kindern von Carl Rammelmeyer und Katharina Kirkaldie. Die detektivische Internet-Suche nach der Familie Kirkaldie in Moskau führte mich auf eine wahrhaft wunderliche Weise zum Zusammenführen von Spuren, die seit 100 Jahren getrennt waren. Ich erinnere mich sehr gut, wie ich bei meinem Moskauer Besuch 2011 den Nachfahren der Familie Kirkaldie die alten Moskauer Fotos unseres Familienarchivs zeigte; bei dem Bildnis eines mir unbekanntes Mannes rief eine von ihnen, Galja, plötzlich aus: „Да это же дядя Джон!“ („Das ist doch Onkel John!“) und zog tatsächlich dasselbe Bild aus ihren Fotos hervor. Ein ergreifender Moment!

Nun liegen die Erinnerungen meiner Großtante sowohl in russischer als auch in deutscher Sprache vor. Sicherlich stößt der Text in Russland als Dokument der Moskauer Lebenswelt der Jahrhundertwende auf Interesse. Lohnend wäre auch eine sprachliche Untersuchung des Textes als Zeugnis der russischen Emigration, die ihre Kultur und Sprache aufgrund der politischen Umstände ins Ausland mitgenommen und dort bewahrt hat. Ob sich in Deutschland über den engen Kreis von Freunden, Bekannten und Verwandten hinaus jemand für den Text interessieren wird, wird man sehen. Mir war es wichtig, dieses mir anvertraute Dokument der Öffentlichkeit zugänglich zu machen und die Erinnerung an eine bedeutende Persönlichkeit zu bewahren.

Bonn, im März 2019

ELSA WINOKUROW
geb. Rammelmeyer
(1883-1983)
ERINNERUNGEN

aufgezeichnet in den Jahren 1973-1977
aus dem Russischen übersetzt von
Matthias Rammelmeyer

Inhaltsübersicht

Zur besseren Übersichtlichkeit wurden vom Übersetzer in den Text der Erinnerungen Kapitelüberschriften eingefügt.

Achtung: Die Seitenangaben beziehen sich auf die Seiten des transkribierten Manuskripts, die im Text in runden Klammern angegeben sind!

Frühe Erinnerungen an Personen, Orte, Begebenheiten. Tod des Bruders	1
Schule. Das Petri-Pauli-Mädchengymnasium	9
Personen, Wohnungen, Lebensumstände	20
Schulalltag	26
Das Leben auf der Datscha: Chovrino, Šeremetevka	31
Meine Gymnasiallehrer. Die Familie Klempner. Konfirmandenunterricht	43
Klavierunterricht. Fräulein Adele	48
Die Ohrfeige	52
Eislauf	53
Einfluß der Literatur: die Gestalt Bazarovs. Gleichberechtigung der Frau. Beschluß, den Arztberuf zu ergreifen	55
Datscha: Malachovka	57
Die Familie Kirkaldie	60
Radsport in Malachovka	67
Datschenleben	71
Die Familie Ferrein	86
Ein gefährlicher Bootsausflug	91
Eigentum und Diebstahl in Rußland	96
Oberstufe im Gymnasium	99
Carls Fehltritt	107
Dmitrij Vinokurov	109
Kulturelles Leben	115
Klavierspiel	119
Reise nach Deutschland. Einstellung der Eltern zu Rußland	124
Unsere Köchin Irina	128
Abreise	131
Die Offenbacher Verwandtschaft	133
Die Münchner Verwandtschaft	137
Kuppenheim. Herkunft der Familie Rammelmeyer.	

Großvater Franz Lorenz und seine Nachkommen	158
Besuch der bayerischen Königsschlösser	166
Rückkehr nach Moskau	169
Freundschaft zwischen Franz und Dmitrij	169
Dmitrijs Freundeskreis	170
Das Bolschoi-Theater	172
Zunehmende Entfremdung von der Mutter	175
Bruch mit dem Elternhaus. Vorbereitung zur Eheschließung mit Dmitrij Vinokurov	177
18. Geburtstag. Hochzeitsvorbereitungen	182
Hochzeit in der orthodoxen Kirche	188
Im Haus der Vinokurovs	192
Hochzeitsreise in den Kaukasus	201
Weiterfahrt nach Jalta und Sewastopol	206
Rückkehr nach Moskau. Dmitrijs politische Tätigkeit	209
Die Frauen der neuen Verwandtschaft	210
Tod der Schwiegermutter	212
Das Leben in der neuen Familie	215
Studium. Freundschaft mit Ekaterina Zavalishina	216
Sommerfrische im Kaukasus. Musik	223
Reitfreuden	231
Kislovodsk. Gesellschaft	233
Unwetter	238
Ein Streich	239
Verschiedene Personen	243
Das Konzert	248
Ausflug in den Kaukasus	250
Moskau. Studium. Politische Lage	259
Alexander Bogdanovič am Bolschoi-Theater	261
Studentenleben. Politik. Haussuchungen. Dmitrij in Haft. Studentenunruhen	263
Reise auf der Wolga nach Nischni Nowgorod	270
Romanze auf dem Schiff	272
Auf der Datscha	278
Unsere Besucher auf der Datscha	283
Beschluß zum Medizinstudium in der Schweiz	290
Leben und Studium in Zürich	296
Die ausländischen Studenten	301
Besucher	305
Maria N. Zamyslova	309
Studium der Anatomie. Studentenleben. Politik	310
Italienreise. Examen in Zürich	318

Semesterferien in Moskau. Politische Lage in Rußland	324
Studium in Berlin	326

Die Wiedergabe russischer Namen folgt den Regeln der wissenschaftlichen Transliteration, soweit nicht bereits eine deutsche orthographische Norm vorliegt (z.B. Puschin statt Puškin, Bolschoi-Theater statt Bolšoj teatr).

Band 1

(23)

Januar 1973

Heidelberg 1924

Lieber Evgenij Adamovič,

natürlich sind Sie schon lange nicht mehr am Leben, aber meine Gedanken kehren häufig zu Ihnen in jene Jahre zurück, als wir miteinander in Briefwechsel standen. Damals saß ich einmal in Heidelberg mit Mme Novikova, der Gattin des früheren, etwa 1922 emigrierten Rektors der Moskauer Universität, beim Tee. Es ist doch wirklich erstaunlich, dass ich damals, inmitten der hoffnungslosen deutschen Inflationszeit, völlig unerwartet in der von Mme Novikova mitgebrachten Berliner Emigrantenzeitung „Ru“ auf Ihre Annonce mit der Angabe der Öffnungszeiten Ihrer Anwaltspraxis in Berlin stieß. Die Aussicht, Sie zu treffen, stürzte mich in einen Wirbel von Erinnerungen, und mit erschreckender Eindringlichkeit erstand plötzlich vor mir wieder die Vergangenheit: Moskau, das ich verlassen hatte, mein Mann Dmitrij Fedorovič, den ich verlassen hatte, alle Begebenheiten der ersten 38 Jahre meines Lebens - meine Arbeit im Forschungsinstitut, die mit mir befreundeten Mitarbeiter, die langjährige Arbeit in der Chirurgie mit den befreundeten Kollegen in dem Krankenhaus in der Basmannaja-Straße. Und wieder durchfährt meine Seele ein scharfer Schmerz über den Verlust einer Welt, die so

(24) anders war als diejenige, welche mich damals in dem zerstörten Nachkriegsdeutschland des Jahres 1924 umgab. Zu meiner großen Betrübnis ist unsere umfangreiche, seit jenen Jahren geführte langjährige Korrespondenz nicht mehr erhalten; sie war in der verheerenden Feuersbrunst des Kriegsjahres 1943 in Hannover verlorengegangen. Nach Hannover hat mich der Zufall verschlagen. In Heidelberg begegnete ich im Jahr darauf in einem Lebensmittelgeschäft, als ich Senfpulver kaufen wollte (wir machten selber daraus Senf), einer freundlichen, jugendlich wirkenden Dame, der Frau des Assistenten Dr. Valentin, der in der Chirurgischen Universitätsklinik bei Prof. Enderlen arbeitete. Mit Dr. Valentin war ich bekannt, weil ich natürlich die Klinikbibliothek besuchte und gleichzeitig eine Arbeit in meinem Lieblingsfach, der Chirurgie, anstrebte. Es war mir gelungen, mich Prof. Enderlen vorzustellen und auch eine Lampe über seinem hochgeachteten Scheitel zu halten, um im entscheidenden Moment das Operationsfeld zu erhellen - aber weiter war ich nicht gekommen.

(25) Geheimrat Enderlen war gegen die Hochschulbildung für Frauen, und weibliche Ärzte erkannte er nicht an. Er war jener Professor, der 1906 nach Petersburg an den Zarenhof gerufen worden war, um das Leben des neugeborenen, angstvoll erwarteten Thronfolgers zu retten. Bei dem Senfkauf stellte sich heraus, dass die Valentins im Dezember 1924 nach Hannover umziehen würden: Dr. Valentin hatte dort eine Stelle als Leiter des Orthopädischen Krankenhauses Annastift bekommen und bald den Professorentitel erhalten. Aus meinen Augen und Worten las die gute Dame meine seelische Not und die Sehnsucht heraus, als Ärztin zu arbeiten, und gab meine Bitte an ihren Mann

weiter. Die Unterredungen mit ihm und seine Durchsicht meiner zahlreichen Hochschulpapiere führten dazu, dass ich schließlich nach Hannover kam.

Frühe Erinnerungen an Personen, Orte, Begebenheiten. Tod des Bruders

Was ist ein Hochschulpapier? In den Händen einer Frau in jenen Jahren und in der Zeit davor? Was waren das für Zeiten? Zur Welt gekommen bin ich im Jahre 1883, als Mädchen, in einer deutschen Familie im Moskau der Zarenzeit; Vater und Mutter stammten aus dem Süddeutschen.

(1) Als kleines Mädchen habe ich meine Mutter in ulkig gebrochenem Deutsch-Russisch davon erzählen hören, dass ich im Hause des Grafen Šeremetev auf der Vozdviženka geboren sei und dass mich meine Amme anlässlich der Feier der Krönung von Zar Alexander III. auf den Balkon hinausgetragen habe, um ihn mir zu zeigen. Wie durch ein Wunder ist eine Photographie erhalten geblieben: die Amme in ihrer für die damalige Zeit typischen Tracht - mit einer Perlenkette um den Hals, in einem weiten gestreiften Kleid mit durchsichtigen Ärmeln und mit einer großen weißen Schürze - hält einen weißen Säugling mit dunklen Augen auf den Knien. Das Gesicht der Amme blickt aufmerksam, beinahe streng dem Betrachter entgegen, leicht dunkelhäutig, mit regelmäßigen Zügen und einem kaum merklichen Anflug

(2) von Damenbart. Manchmal wurde sie von ihrem Mann besucht; ihr eigenes Kind wuchs offenbar auf dem Dorf auf. Mama fürchtete sich ein wenig vor ihr, ohne selbst zu wissen, warum. Eines Tages war die Amme verschwunden; ihre Tracht hatte sie mitgenommen und mich im Bettchen zurückgelassen.

Genau erinnere ich mich daran, wie mein siebenjähriger Bruder Fritz, auf Russisch Fedja, der zweitälteste meiner vier Brüder, im Haus von Schilling in der Bol'šoj Kisel'nyj Gasse (Pereulok) erkrankte, bettlägerig war und starb. Die Wohnung war groß und erstreckte sich über zwei Etagen. Oben im Halbgewölbe gab es ein großes Zimmer, in dem die Jungen mit dem kranken Bruder untergebracht waren. Er war, wie sich später herausstellte, durch die veraltete Methode eines Arztes, eines Dr. Pfeffer, mit Tuberkulose angesteckt worden, der eine Pockenimpfung von Kindern eines Erziehungsheims gleichzeitig auch in unserem Haus durchgeführt hatte. Meine Eltern hörten

(3) eine lautstarke Auseinandersetzung des hinzugezogenen zweiten Arztes Dr. Kope mit ihm. Daraus ergab sich das Bild einer Miliartuberkulose. Der arme Junge verlosch innerhalb von sieben Monaten. Mama weinte neunzehn Jahre um ihn. Ich erinnere mich, dass wir morgens unten beim Frühstück saßen und Frau Toburn, Mamas alte treue Gehilfin, bleich und mit einer irgendwie ganz besonderen, leisen und erregten Stimme Mama nach oben zu Fedja rief. Er war schon ohne Leben. „Wieso spricht er nicht“ - mei-

ne Frage blieb unbeantwortet im Raum schweben. Viele Jahre lang suchten wir sein Grab auf dem deutschen Friedhof auf. Den Kutscher mieteten wir für den langen Weg mit der Anweisung: „Auf die Vvedenskie-Berge!“ (dort war der deutsche Friedhof).

Am Hause von Schillings gab es einen Garten. Ich erinnere mich an den Geruch des Holunders, der den linken Pfad überwuchs; dieser hatte keine Sandabdeckung mehr, daher mußte man wegen der spitzen

(4) Ziegelsteine vorsichtig laufen. Einmal saß Papa in diesem Garten und las Zeitung. Plötzlich ließ ein vorbeifliegender Vogel etwas auf seine Stirn und auf das Papier fallen. Uns Kindern erschien das sehr peinlich und komisch zugleich.

Der Hausherr hatte einen Kutscher namens Stepan und einen Pferdestall mit zwei Pferden. Einmal - ich war noch ein kleines Mädchen - nahm Stepan mich auf den Arm und stellte mich auf einen Tisch im Pferdestall. Er sprach mit mir, zog mir mein Höschen aus und schaute mich von unten an. Ich erinnere mich, dass ich große Angst hatte. Er zog mich wieder an, und ich lief weg. Ich hörte, dass er zu dieser Zeit zu heiraten beabsichtigte. Wir wohnten viele Jahre lang in der Kisel'nyj-Gasse. Auf dem Schulweg sah ich diesen Stepan häufig, wie er die beiden folgsamen Pferde der Prachtkutsche von Schilling lenkte.

(5) Es war Winter; wir hatten einen unerwarteten, nicht sehr angenehmen und redseligen Gast, die Sächsin Mme Allwart, zu Besuch, die in irgendeiner Beziehung zu dem damals sehr guten Hotel Djusso auf der Tverskaja stand (wo bisweilen Marja Fedorovna Stepun, die ich sehr liebte, mit ihren Söhnen Fedor und Oskar wohnte - ihnen sollte ich noch begegnen, sie kennenlernen und mich mit ihnen anfreunden - 25 Jahre später!). Also, es war Winter, und unser Besuch saß da. Ich ging hinaus in den Hof, schaufelte Schnee, spielte mit den Kindern - es herrschte starker Frost -, ich wollte ins Haus zurück, ergriff den Türklopfer und - blieb an ihm kleben. Mme Allwart half: Man brachte Öl aus der Provence und rieb die Handfläche ein; es tat sehr weh.

Eine Zeitlang wohnten wir auf einer Nebenstraße der Vozdviženka, der Molčano-vka (später stellte sich heraus, dass die Stepuns auch dort gewohnt hatten) - ich erinnere

(6) mich nur dunkel daran, dass Mama, ich und zwei Brüder eine Kutsche nahmen und dem Kutscher zuriefen: „Bogywlenije“, ohne im geringsten den Sinn dieses Ausrufs zu verstehen - wir wohnten in der Nähe der Kirche „Boga Javlenija“ (d.h. Kirche der Epiphanie, der Erscheinung Gottes).

Die Maus. Einmal saßen wir bei Mittagessen, und plötzlich vernahmen wir einen durchdringenden Schrei von Mama: „Carl, komm!“ Vater und ich stürzten die Treppe hinunter, Mama entgegen; sie zeigte voll Entsetzen auf eine Maus, die ihr entgegenlief; Vater, eine große Serviette in der Hand, schlug mit ihr ein paar Mal auf die Maus, betäubte sie, und der Diener trug sie auf dem Kehrblech weg. Abscheu und Furcht vor Mäusen teilen wir Frauen, so scheint es, mit dem Elefanten - die Angst, dass die Maus in den Rüssel kriecht, ähnelt der Angst der Frauen, dass die Maus ihnen in die Kleidung (oder in den Körper?) kriecht. Ebenso ein Gefühl ruft auch die Schlange hervor.

(7) Ich erinnere mich, wie Papa die aufgelöste Mama umarmte und küßte. Und ein anderes Mal fingen wir Kinder an zu weinen - wir hatten nicht begriffen, dass Vater und

Mutter nur im Scherz so getan hatten, als ob sie einander schlugen; sie ihrerseits waren über uns sehr verwundert und lachten. Alles löste sich in Gelächter auf.

Ich erinnere mich an meinen Geburtstag; meine Taufpatin Mme Bertha von Vangel war da (sie war gebürtige Wienerin und paßte innerlich überhaupt nicht in die Atmosphäre des alten Moskau, genauso wie übrigens meine Eltern). Ich saß auf einem hohen Kinderstuhl und bekam ein Kinderservice aus Porzellan geschenkt (weiß mit rosa Rand). Dieses hatte man dicht gedrängt auf dem Brettchen meines Stuhls aufgestellt. Wie in solchen Fällen üblich, umgaben die Erwachsenen das Kind voller Erwartung, dass es mit den neuen Täßchen zu „spielen“ beginnt. Aber ich hatte das erste Täßchen noch gar nicht richtig berührt, da fiel es auch schon zu Boden und zerbrach. Ringsum lachte man, und ich fühlte, dass ich irgend etwas nicht richtig gemacht hatte.

(8) Mein Bruder Carl, der älteste von uns, ging zur Schule. Zu uns kam als Hauslehrer Nikolaj Pavlovič Karmin, ein Student, nach dem damaligen Brauch mit einer Studentenuniform aus dunkelgrünem Tuch und einer ebensolchen Hose bekleidet. Er konnte gut unterrichten, war sehr begabt, aber zerstreut und, wie man damals sagte, „faul“. Später las er viel, wobei er gewöhnlich auf dem Bauch lag und die Fingernägel kaute. Mein zweiter Bruder Otto (Fedja war schon gestorben) wuchs ungeachtet seiner schwachen Gesundheit heran und kam ins schulpflichtige Alter. Obwohl ich zwei Jahre jünger war als er, hatte ich zusammen mit ihm in russischer Sprache Lesen und Schreiben sowie Rechnen bei dem besagten Nikolaj Pavlovič gelernt.

Schule. Das Petri-Pauli-Mädchengymnasium

Mich brachte Mama in die Schule - das zur lutherischen Petri-Pauli-Kirche gehörende Petri-Pauli-Frauengymnasium

(9) (so sagte man damals). Damals war ich 8 Jahre alt. Ich erinnere mich, dass auf einem großen schönen Hof, wenn man an der Kirche vorbeigegangen war, in der linken Ecke des Hofes ein schlichtes weißes Gebäude mit sehr starken Mauern stand. Dieses war noch zur Zeit Peters des Großen erbaut. Mama brachte mich in einen großen Saal, in dem schon viele Menschen versammelt waren. Wir mußten lange warten und saßen dabei auf niedrigen, mit schwarzem Wachstuch oder Leder bezogenen, an den Wänden aufgestellten Bänken. Alle Mädchen wurden geprüft. Ich wurde der 2. Vorbereitungs-klasse zugeteilt. Ich erinnere mich nicht daran, wie und wann ich Lesen und Schreiben in der deutschen Sprache lernte - in dieser Schule wurden beide Sprachen gleichzeitig und in gleichem Maße verlangt. Zur Schule gingen wir zu Fuß aus dem Kisel'nyj über die Lubjanka in die Miljutinskij-Gasse, wo die katholische St. Ludwigs-Kirche stand (die später, 1955, von dem großen deutschen

(10) Kanzler Adenauer besucht wurde), weiter durch die Krivokolennyj-Gasse, die tatsächlich einige „Kolena“ (Biegungen) hatte, dann in die Armenische Gasse, in der sich die

Armenische Kirche befand und ihr gegenüber die Häuser der Fürstin Abamelek-Lazareva - wo später Maria Dmitrievna Nekrasova mit ihrer Mutter und ihrer verheirateten, trotz ihrer gebogenen Nase schönen, rassigen Schwester Ekaterina Dmitrievna und deren angenehmen, energischen Mann und zwei prächtigen Kindern lebten; dies war die Familie Rumjancev. Während der Leninschen Revolution mit ihrem Hunger und Terror suchten sie ihre Rettung im Kaukasus und verschwanden spurlos. Die Revolutionsregierung der zwanziger Jahre versuchte, Moskau zu entlasten, indem man einsame alte Leute in die finsterste Provinz evakuierte; in diesem Fall verschlug es die alte Mutter Anna Petrovna Nekrasova

(11) nach Tambov. Dort starb sie, von Läusen zerbissen, den Hungertod in einem Altersheim. Ihre Tochter Maria Dmitrievna war mit meinem Bruder Otto verheiratet.

Einstweilen aber bin ich auf dem Weg zur Schule und gehe in die Koz'mo-Dem'janskij-Gasse in den schon erwähnten Kirchenhof, wo ein Jahr später ein neues, schönes und geräumiges Schulgebäude errichtet wurde, auf das man mit Fug und Recht noch in der Folgezeit stolz sein konnte. Im geräumigen Eingang empfing uns ein freundlicher hochgewachsener früherer Soldat, der „Schweizer“ (Pförtner), in der seinem Rang entsprechenden schwarzen langen Uniformkleidung und mit Orden am hellblauen Band auf der Brust. Egor war im besten Mannesalter, kräftig und heiter und verstand es wunderbar, mit den Kindern, mit dem Lehrpersonal und der Leitung umzugehen. Während meiner acht Jahre am Gymnasium war er unablässig auf seinem Posten, schlug pünktlich die Glocke und achtete peinlich genau auf die Einhaltung der Ordnung im Gebäude. Im Winter half er

(12) den Kindern der unteren Klassen mit Geschick, Vergnügen und Humor in die Kleidung, was gar nicht so einfach war. Das Schuljahr begann am 16. August; im Oktober konnte es schon kalt sein, und schnell brach in Moskau der grimmige Winter mit reichlich Schnee an. In den Häusern war es warm, wir trugen niemals Wollstrümpfe, aber für draußen mußten wir Gamaschen, warme hohe Überschuhe und sehr warme Oberbekleidung anziehen - einen wattierten oder fellgefütterten Pelzmantel mit einem Lammfellkragen und einer Mütze, die die Ohren bedeckte. Es war nicht selten minus 20 Grad Réaumur (damals wurde die Temperatur in Réaumur gemessen), und wir mußten alle, mit wenigen Ausnahmen, über die Mütze ein Wolltuch anziehen oder ein kapuzenähnliches Tuch

(13) nach kaukasischem Schnitt (diese trugen auch die Jungen), wobei seine Enden elegant auf dem Rücken drapiert wurden - das galt bei uns als besonders schick. Die Jungen stammten meist aus deutschen Familien; das waren entweder deutsche Staatsangehörige oder Baltendeutsche, aber unsere drei Petri-Pauli-Schulen - das Mädchen-gymnasium, das Klassische Knabengymnasium und das Knaben-Realgymnasium (letztere befanden sich in der benachbarten Petroverizskij-Gasse) besuchten auch russische Kinder. Die Jungen versammelten sich gern in Gruppen und warteten an der Ecke ihrer Straße, bis wir Mädchen nach Schulende aus dem Tor unseres Hofes kamen. Wer mit uns bekannt oder verwandt war, verbeugte sich vor uns sehr korrekt und zog dabei die Schuluniform-Mütze mit dem Abzeichen und den Initialen der jeweiligen Schule.

(14) Anlässlich der Eröffnung unserer prächtigen neuen Schule fand eine Feier statt.

Wir erwarteten hochgestellte Persönlichkeiten: den Kurator des Lehrbezirks, den Direktor unserer Schule und der benachbarten Knabenschule, einen gutaussehenden, stattlichen Mann im ordengeschmückten Uniformfrack, der freundlich-grazil die Verneigungen erwiderte, in Begleitung unserer Leiterin, einer alten aufgedunsenen Frau mit Häubchen und in einem schwarzen Kleid mit kurzer Schleppe (wir hatten wachsglänzende Parkettböden); sie hatte leicht hervorstehende Augen und schaute die Schülerinnen immer streng und unzufrieden an; ihre Arme hielt sie immer über der Brust gekreuzt. Immer wenn sie am Horizont auftauchte, flüsterten sich alle warnend

(15) ihren prosaischen Spitznamen „die Kuh“ zu und erwarteten ihren unvermeidlichen Tadel wegen Lärms während der Pause oder ihre Ermahnung, in den Pausen französisch zu sprechen. Zur Feier des 100jährigen Bestehens unserer Lehranstalt erwarteten wir den Besuch der Großfürstin Elisaveta Fedorovna: die Klassendamen trainierten seit etwa zwei Wochen mit allen Schülerinnen den Hofknicks; diese standen zwischen ihren Bänken und hielten die Hände nach Vorschrift. Die Schwierigkeit bestand darin, dass der Rhythmus der Füße unter dem Tisch wegen des beengten Platzes durcheinandergeriet; die Klassenlehrerinnen bemühten sich, den gewünschten Effekt ohne ein Kommando, allein durch ein Kopfnicken zu erzielen; wir erstickten beinahe an unserem Lachen,

(16) wir bewegten die Schultern und scharrtten wie Pferde mit den Füßen, zum Entsetzen und zur Verzweiflung der aufgeregten Klassenlehrerin. Die Großfürstin kam nicht; als Ersatz kam die „Ordensdame“ (russ.: kavalerstvennaja dama) von Engelhardt, die mit ihrem erhabenen Anblick den ungewöhnlichen Titel vollauf rechtfertigte. Unser Hofknicks klappte. Jeder Schülerin wurde als Geschenk eine Schachtel Pralinen ausgehändigt, und die beste Schülerin erhielt außerdem ein Buch.

Der Unterricht lief in den ersten beiden Vorbereitungsklassen in zwei Sprachen, Russisch und Deutsch, ab, und in den folgenden Schuljahren kam von der ersten bis zur siebenten Klasse noch Französisch dazu.

Wenn ich an die Schulzeit zurückdenke, so würde ich sagen, dass sie insgesamt langweilig und mir bisweilen sogar zuwider war, weil uns nicht der geringste Freiraum gelassen wurde; das begann mit der an alle Schülerinnen gerichteten Forderung nach

(17) absoluter Stille schon bei den ersten Schritten über die Treppe auf dem Weg in die Klasse; während des Unterrichts saß die Klassendame da, verfolgte jede unserer Bewegungen und rief uns mit einem leichten Klopfen des Bleistifts auf das Pult wegen der geringsten Störung zur Ordnung. Ich kann mich nicht erinnern, dass während meiner acht Schuljahre auch nur eine einzige Frage an den Lehrer gerichtet worden wäre, ganz zu schweigen von einem Gespräch oder einem Disput mit ihm. Das „gehörte sich“ einfach nicht, davor genierten und fürchteten wir uns. Während der Stunde erhoben wir uns von unseren Plätzen, wenn wir gefragt wurden, und erröteten; viele zitterten vor Aufregung und hatten rote Flecken im Gesicht und am Hals.

Wir trugen natürlich, wie es Vorschrift war, ein Schuluniformkleid. Es war dunkelbraun, aus Wolle, mit Futter, hatte ein weißes Krägelchen und eine schwarze

(18) Wollschürze. Mit 12 Jahren trugen wir schon fast alle ein Korsett. Die Haare waren glattgekämmt und zu einem Zopf geflochten. Unterrichtet wurde nach einem wohl-

durchdachten Programm in allen Fächern. Während des Schuljahrs - es ging vom 16. August bis Mitte Mai - wurde dieses Programm in jeder Klasse mit Prüfungen abgeschlossen; ohne sie gab es keine Versetzung in die nächste Klasse. Ich erinnere mich nicht an einen einzigen Frühling, in dem es nicht Prüfungen gegeben hätte. Zufällig war ich die Jüngste in der Klasse. Das Lernen fiel mir leicht, vor allem in den Fächern, in denen das optische Gedächtnis von Nutzen war. Wir kannten viele Gedichte in drei Sprachen auswendig; und auch Prosa trugen wir häufig auswendig vor,

(19) so z.B. auf Russisch Vladimir Monomach oder aus dem Igorlied oder Gogol" (Čuden Dnepr.....) oder Lermontov (Včera ja priechal).

Personen, Wohnungen, Lebensumstände

Damals wohnten wir in der Malyj Kisel'nyj-Gasse, in einem Haus von Morozow. Damals gab es keine Hausnummern; die Bevölkerung orientierte sich irgendwie nach dem Geruchssinn oder nach dem Gedächtnis, ähnlich wie heute noch in Japan die Briefträger aufgrund einer höheren Eingebung die Adressaten finden. Morozov besaß einige Häuser nebeneinander in dieser Gasse; dort gab es auch einen großen Hof, wo wir im Winter Schlittschuhlaufen lernten und mit den Nachbarskindern Fangen spielten.

(20) Mein Vater hatte ein Agenturbüro, er war Repräsentant einiger deutscher, schweizer und französischer Manufakturfirmen. Daher wohnten wir im Zentrum Moskaus, im Erdgeschoß. Er hatte ein Comptoir, heutzutage Büro genannt; es arbeiteten da zwei Angestellte, die die Handelskorrespondenz in zwei Sprachen führten, und Herr Witkowski, ein der Innung angehöriger Diener, ein ausgemergelter, sarkastischer Moskauer mit gelbem Gesicht, dann Herr Oschatz, ein Sachse mit einem unsympathischen Schafsgesicht, und Matvej, ein Trunkenbold von ernstem Charakter mit dunklem Bart; er hat lange bei uns gedient. Ich weiß noch, dass Mama erstaunt war, wie er, ungeachtet seines offenkundig wodkaumnebelten Gehirns, ihre Aufträge genau ausführte, so etwa eine besonders geformte Stecknadel oder andere Dinge aus dem Geschäft besorgte; auch in Geldangelegenheiten war er genau und zuverlässig.

(21) Papa und Mama nannten ihn auf ihre Weise, mit leicht französischem Beiklang, „Mattwéh, Mat-Fé“. Im Unterschied zu Matvej sollten sich die oben erwähnten Angestellten später als unehrliche Mitarbeiter erweisen und Vater und Mutter viel Aufregung und Sorgen bereiten.

Nach der Feuchtigkeit im Haus von Schilling gerieten wir im Haus Morozovs in eine ungewöhnliche Trockenheit - es wurde mit einer Warmluftheizung geheizt. In den Wänden gab es kupferne Klappenventile - vor Feiertagen putzte sie Matvej mit Sand, ebenso wie die Samoware und die kupfernen Spucknäpfe -, aus ihnen strömte heiße Luft. Später stellte sich heraus, dass dieses System ungesund und sogar gefährlich war; manchmal roch es daraus nach Kochwäsche, nach Schtschi (Kohlsuppe) und menschl-

chen Ausdünstungen. Vater litt an Austrocknung der Stimmbänder, Mama spülte die Nase mit Borwasser, wobei sie nach des Doktors Anweisung den Kopf nach hinten beugte und (auf Russisch) „London ... London ... sehr schön“ sagte.

(22) Unsere Toilette war dunkel, es gab nur eine kleine Petroleumlampe, aber es gab Wasser. Die Wohnung wurde von 13 Petroleumlampen erhellt. Sie wurden von Matvej gewartet. Falls jemand, Gott bewahre!, nicht aufpaßte und eine Lampe rußte, so wurde das Zimmer bis zur Unkenntlichkeit eingeschwärzt. Den Ruß zu entfernen erforderte große Anstrengungen. Eine Wasserleitung hatten wir nicht, uns versorgte ein Wasserfuhrmann. Jeden Tag füllte er den Zuber, der in der Küche stand. Das ganze Jahr hindurch tranken wir das unabgekochte Wasser aus einer eisernen und ebenso schmeckenden Schöpfkelle. Das Dienstmädchen brachte uns Wasser im Waschbecken aufs Zimmer. Unter dem Fenster meines im Parterre gelegenen Zimmers hatte einmal der Hausmeister unseres Hausbesitzers stinkende Abfälle aus dem Hausabfall vergraben. Zwei Wochen später erkrankte ich an Bauchtyphus. Ich war etwa sechs Wochen krank und verlor zeitweise das Bewußtsein: Nach mir erkrankte mein jüngster Bruder Franz, aber nicht so schwer. Während der Genesung, als ich schon auf dem Diwan liegen durfte, rollte ich hinunter und schlug mir am Fußboden die Schläfe blutig.

Schulalltag

Aber zurück zu meiner Schulzeit. Ich besuchte also die Petri-Pauli-Schule. In der letzten (der 7.) Klasse waren wir 28 Schülerinnen. Der Nationalität nach waren wir anfangs meist deutsch. In den ersten Klassen (die Parallelklasse mitgerechnet) gab es beinahe ebenso viele russische Mädchen. Der Unterricht fand damals in verschiedenen Fächern, jährlich wechselnd, mal auf russisch, mal auf deutsch statt. Wohl aus diesem Grund verlor unsere

(26) Klasse unterwegs schließlich alle russischen Mädchen außer einer (der Tarasova), behielt aber alle jüdischen Mädchen - von 28 Schülerinnen waren es 14. Unser Gymnasium nahm jüdische Mädchen ohne Vorurteile auf, doch hörte ich, dass sie wegen des großen Andrangs ein etwas höheres Schulgeld zahlen mußten. Damals gab es ein Gesetz, dem zufolge nur 3 % Juden in die russischen Gymnasien aufgenommen wurden, und auch das nur nach einer Aufnahmeprüfung. So kam es dazu, dass der Klassenprimus immer ein derart ausgewählter Jude war; dasselbe galt für die Universität. Unsere Schule dagegen war privat, sie brauchte sich nicht an die „Drei-Prozent-Regel“ zu halten, daher war die Zahl der jüdischen Schülerinnen in der Schule beträchtlich. Unter ihnen gab es viele schöne Mädchen, die sich ungeachtet der obligatorischen Schuluniform elegant kleideten; auch waren sie, trotz der ständigen Aufsicht, lebhafter; in ihrem Benehmen konnten sich bisweilen dramatische Reaktionen ereignen - hysterische Anfälle bei der Pockenimpfung in der Klasse oder temperamentvolle Szenen bei der Aufdeckung eines geringfügigen Diebstahls. Die Aufsicht

(27) führten „Klassendamen“, die sympathische Mme Löwenstein, die drei Sprachen wunderbar beherrschte, die hübschen Schwestern Berend, rothaarig und mit schöner, natürlich korsetteschnürter Figur, dann Mlle Schlesinger, eine sehr elegante Dame mit griechischer Frisur sowie einem schwarzen Kleid mit kurzer Schleppe und scharfer, selbstbewußter Stimme. Es gab da noch weitere Klassendamen: M-elle Garney, eine stille, bescheidene, auf unschöne Weise blasse und offenbar sehr religiöse alte Jungfer, bemüht, uns durch ihr eigenes Vorbild zum richtigen Leben zu erziehen. In den unteren Klassen halfen zwei verheiratete russische Damen, Mme Skvorcowa und Mme Sadovskaja, ruhig im Umgang und mit einer wohl irgendwie gottgegebenen Autorität und mit einem großen Verständnis für Kinder. Bei ihnen lernten wir gern Russisch. In den höheren Klassen wurde Russisch, Geographie und russische Geschichte von N. I. Ammon recht interessant unterrichtet. Unsere Schule hatte den Vorzug, dass der Unterricht in drei Sprachen gehalten und von Lehrern der jeweiligen Nationalität durchgeführt wurde. Daher erhielten Absolventen der Petri-Pauli-Schule während des Ersten Weltkriegs und noch danach

(28) an der Deutschen Botschaft in Moskau und später in Berlin leicht eine Anstellung. Aber bis dahin war es noch weit: Noch herrschte die glückliche Zeit eines gesamteuropäischen Lebens. Die deutsche Kolonie in Moskau führte still das Leben guter Bürger. Deutsche Staatsangehörige - so wie unsere Familie - gab es insgesamt 3000. Aber diese 3000 unterhielten zusammen mit den (etwa 12 000) Baltendeutschen 4 große Schulen, drei evangelische Kirchen (Petri-Pauli, St. Michael und die reformierte Kirche), ein Heim für Alte und Gebrechliche sowie ein Waisenhaus, aus dem viele tüchtige Menschen hervorgegangen sind wie z.B. Roerich, Tegeler u.a. Aus dieser Kolonie gingen zu meiner Zeit, d.h. im Zeitraum 1883-1921, die Brüder Bockelmann hervor - später sollte einer von ihnen Oberbürgermeister von Frankfurt am Main werden, und zwar genau zur selben Zeit, als die Frankfurter Universität unter dem Rektorat von Professor Alfred Rammelmeyer, meinem gleichfalls aus Moskau gebürtigen Neffen, die Feier ihres 50jährigen Bestehens beging.

(29) [offenbar Plan der weiteren Niederschrift der Erinnerungen in Stichworten, M.R.:]
[[[Tumarkina. Lektüre. Künstlertheater. Čechov. Gorkij. Abitur im Mai 1899.
1892-99. Schule. Enge Freundschaft mit Manja Klempner. Ihre Familie. Musikunterricht. Vater singt. Das Leben unserer Familie. Russische Dienstboten. Akulina. Irina. Kirchliche Feiertage. Mama und Papa. Die Brüder. Leben auf dem Lande, in der Datscha. Chovrino. Der Teich. Das Boot. Panov. Der tollwütige Hund. Mama und Gustel Treusch. Gäste im Winter. Krönung des Zaren Nikolaus II. Das Unglück auf dem Chodynskoe Pole. Herr v. Vangel. Das Jahr 1900. Das Fahrrad. Malachovka. Der See. Ins Wasser gefallen. Wald. Die Radrennbahn, ihre Konstruktion. Feierliche Eröffnung. Fahne. Familie Kirkaldie. Der Faux pas von Carl und Kathie Kirkaldie. Weihnacht unter Tränen. Odyssee. Pisarev. Bokl'. Lermontov. Puškin, Gogol', Turgenev ... Musikunterricht seit dem 8. Lebensjahr. Auslandsreise mit den Eltern zu einer Hochzeit nach München über Berlin-Friedrichstraße. Hotel Central. 13 Jahre. Mama bei dem Arzt v. Olshausen in Berlin. Wir in München in Königinstraße 65, am Englischen Garten, in der Familie von Papas Verwandten, seine Stiefmut-

ter in zweiter Ehe verheiratet mit Doktor Karl Leibl. Ihr Haus, Wohnung, Porträts, Palmen, Service, Bibliothek. Tochter, ihr Verlobter. Sohn. Heirat der Tochter. München. Mamas Krankheit und Operation. Meine Sorgen. Daller, an Multipler Sklerose erkrankt. Tante Ida, ihre Verwandten. Unsere Fahrt mit ihr nach Achern, Kuppenheim. Das Haus meines Vaters. Familie Beck in München, Besuch der bayerischen Königsschlösser. Dr. Leibl. Dr. Ziegenspeck.

(30) Briefe nach Moskau. Franz und Mitja. Mein Kampf für das Recht, an der Universität Medizin zu studieren. Turgenew-Lektüre. „Väter und Söhne“. Die Persönlichkeit Bazarov.]]]

Das Leben auf der Datscha: Chovrino, Šeremetevka

(31) Ich weiß noch, dass wir auf dem Land in Chovrino an der Nikolaus-Bahnstrecke in einer kleinen Datscha wohnten, die wir wegen ihrer Ähnlichkeit mit einem schlichten Kaufladen „Kauflädchen“ nannten. Ich war 5 Jahre alt. Einmal blieb ein vorüberziehender Leierkastenspieler stehen und spielte. Ich fing an, zur Musik zu tanzen. Sogleich gesellte sich unser schwarzes Schaf, das gerade im Vorgarten war, hinzu, legte mir die Vorderbeine auf die Schultern, und so „tanzten“ wir gemeinsam. Da lief plötzlich am Zaun entlang ein, wie wir später erfuhren, tollwütiger Hund vorbei. Wie durch ein Wunder passierte uns nichts.

In Chovrino besaß ein gewisser Gutsbesitzer Panov neben mehreren Datschen auch noch sein eigenes prächtiges Haus, zwei miteinander verbundene Teiche und eine schrecklich lärmende Mühle. An ihr mußte man auf einer ziemlich breiten Balkenbrücke vorbeigehen, deren Rundbalken nicht besonders befestigt waren und die, wie es üblich war, kein Geländer hatte. An dem großen schäumenden Wasserfall der Mühle gingen Menschen und Pferde mit den Fuhrwerken sehr vorsichtig vorbei. Es hieß, einmal sei eine Troika mit dem betrunkenen Kutscher nachts an dieser Stelle versunken. Es hieß, Panov habe sich dem Suff ergeben und sein Gut verkommen lassen, was allgemein bedauert wurde. Unser Bürodiener Matvej, der selber gern trank, hatte jedoch Verständnis für ihn: „Mit so einem Einkommen, wie soll er denn da nicht trinken?!“

(32) Mein Vater fuhr wie alle Ehemänner, wenn sie auf der Datscha lebten, täglich mit der Eisenbahn (etwa eine halbe Stunde) zur Arbeit in die Stadt ins Büro. Abends gegen sechs kam er zurück. Die Brüder holten ihn mit Handtüchern ab und begaben sich zur Badeanstalt, wo alle ausgelassen badeten und weit hinausschwammen, natürlich ohne Badeanzüge. Mama konnte nicht schwimmen. Damals war bei uns aus Offenbach Mamas 20jährige Nichte zu Besuch; sie war hochgewachsen, rotwangig und blond, mit hellen Wimpern über den leicht hervorstehenden runden grauen Augen. Natürlich konnte sie nicht russisch und war nicht aus freien Stücken, sondern auf Wunsch ihrer Mutter

und der Offenbacher Verwandtschaft gekommen. Dahinter stand die Absicht, das im heiratsfähigen Alter befindliche Fräulein aus der Stadt Offenbach und aus der Gesellschaft nicht konvenierender Heiratskandidaten zu entfernen und ihr gute Manieren von der ausländischen Tante beibringen zu lassen, die bekannt war für die Eleganz ihrer Erscheinung und ihres Auftretens und zudem ein stilistisch reines, nicht dialektgefärbtes Deutsch sprach - unsere Verwandte

(33) sprach den Offenbacher Jargon, der unsere ganze Familie belustigte. Wir Kinder bekamen übrigens in unseren ersten Lebensjahren vor allem das Russische mit, vom Kindermädchen, von der Köchin und den Kindern um uns herum. Ich erinnere mich, dass wir die Eltern russisch, und zwar mit „Sie“ ansprachen, was wir auch in unser Deutsch übernahmen - wir siezten sie. Erst später, so mit 8, fing ich sie an zu duzen, was mir anfangs als eine schrecklich unhöfliche und grobe Anrede erschien.

Meine Nichte Gustel (Treusch) konnte gut schwimmen und versuchte es in diesem Sommer auch Mama beizubringen. Dazu wurde ihr ein roter luftgefüllter Schwimmgürtel mit wildem gelben Muster um den Bauch befestigt - ich erinnere mich so genau daran, als sei es eben erst gewesen. Das Schwimmen erlernte Mama aber nicht - einmal, nach ein paar Unterrichtsstunden verrutschte der Schwimmgürtel zu den Beinen hin, die Füße entschwebten nach oben, Kopf und Oberkörper versanken, und Mama war ganz plötzlich unseren Blicken entschwunden. Gustel begriff nicht gleich, was passiert war, und griff nach den Füßen; zum Glück gelang es ihr, den Körper umzudrehen - außer Schreck und allgemeiner Aufregung war nichts geschehen, aber Mama erinnerte sich viele Jahre später mit Schrecken daran, wie sie „am Ertrinken war“. Zum ersten Mal sah ich hier deutlich, wie schön meine Mutter war - mit ihren vollen, offenen dunklen Haaren, die durch ein blaues Band zusammengehalten wurden, das sie von meinem Kopf genommen hatte, und mit ihren wunderbaren großen dunklen Augen. Mama ging schweigend und nachdenklich mit uns langsam nach Hause.

(34) Die Brüder und ich standen unsere ganze Jugendzeit hindurch unter dem Einfluß des ältesten Bruders Carl. In Chovrino gab es eine große Allee mit hohen Tannen; dort nisteten Krähen, die laut krächzten. Das mißfiel dem Vater und Carl. Einmal hatte Carl sogar Vaters Gewehr „Monte Christo“ genommen, um die Krähen zu verjagen, hatte aber damit keinen Erfolg. Dann kletterte er in die Wipfel der Tannen und begann, die Nester zu zerstören, natürlich stets in der Gefahr, abzustürzen, und durchaus bedroht von den Krähen, die ihn in Scharen mit großem Gekreisch umkreisten. Mit Carl hatten wir überhaupt so manches auszustehen. Häufig neckte er uns, schnitt schreckliche Grimassen, schnipste uns mit dem Finger an die Nase, sagte uns kränkende Worte, wobei er Sprichwörter benutzte und genau den wunden Punkt des Gesprächspartners (meist waren das meine Brüder und ich) zu treffen pflegte. Chovrino war eine malerische, stille Datschensiedlung, aber es war dort feucht. Häufig gab es Nebel. Niemals später vernahmen wir je wieder solch einen anhaltenden begeisterten Chor von Fröschen wie hier in den Teichen von Chovrino.

(35) Niemals wieder sollten die Füße nach dem Regen so tief in den Wegen versinken, nirgends sollten das Pappellaub, der Flieder und die Tabakpflanzen auf den Beeten wieder so duften. Feucht war es übrigens auch in Šeremetevka, einem Ort, der jetzt (1973) gerade in den deutschen Zeitungen Erwähnung findet - anlässlich eines Treffens von sowjetischen Staatsministern und hochrangigen ausländischen Persönlichkeiten. Zu

meiner Schulzeit war es noch eine wunderbare Datschensiedlung inmitten eines Eichenwaldes. In der Nachbarschaft wohnte die Familie von Kowalzig, dem Direktor der Michajlovskaja-Schule. Da gab es 10 Kinder. Die älteste, Nathalie (Thaly), war schon erwachsen und bereits mit dem Offizier eines Dragonerregiments verlobt - ich sehe ihn noch vor mir in seiner Militäruniform, mit Sporen, die mir sehr imponierten. Nathalie spielte viel auf dem Flügel, es klang durch den Garten zu uns herüber. Einmal hörte ich ein mir aus Papas Gesang vertrautes Motiv und ich verkündete begeistert: „... Nathalie Kowalzig spielt ‘Ging der Nathan mit der Sarah, durch die Wüste der Sahara’“; es erhob sich allgemeines Gelächter - das Motiv war tatsächlich dasselbe, nämlich aus dem Trauermarsch von Chopin, aber Papa sang dazu einen scherzhaften Text.

(36) Kowalzigs hatten viele eigene Jungen und dazu noch Internatsschüler aus derselben Schule. Diese Schule besuchte mein ältester Bruder Carl und viel später auch Franz. Bei den Kowalzigs waren alle gut erzogen und gut gekleidet, trugen die Sommer-Schuluniform - Jacke und Hose aus hellem Segeltuch, wie sich's gehört, mit Gürtel und Schnalle, die mit den Initialen der Schule versehen war. Den Kopf zierte eine Uniform-Schirmmütze mit Kokarde. Viele Jahre lang besaß ich zwei Photographien aus jenem Sommer: auf der einen stehen die älteren Kowalzigs, Vanja und Sanja, sowie ein Internatsschüler Zjuzin; auf der anderen, im Wald aufgenommen Photographie sitzen auf einem niedrigen gebogenen Birkenstamm deutlich jüngere Knaben: (mein Bruder) Franz, sein Freund Fedja und mein Bruder Otto. Dieser Fedja gefiel mir sehr, und ich gefiel ihm. Viele Jahre später, schon während des Ersten Weltkriegs (1914), traf ich im Zug, mit dem ich zur Datscha hinausfuhr, Kolja, den Bruder von Fedja Kowalzig. Als er mich erkannte, sagte er sofort: „Wissen Sie, Sie waren die erste Liebe meines Bruders Fedja.“

(37) Dieser Kolja fiel bald tragisch im Krieg von 1914 an der galizischen Front, wie ich später in den Erinnerungen von Fedor Stepun lesen sollte.

Der Sommer in Šeremetevka war entsetzlich verregnet. Es gab viele Pilze. Die Jungen brachten sie in Sieben und sogar in Körben von beträchtlichen Ausmaßen. Wir machten uns vorzeitig nach Moskau auf. Der Umzug auf die Datscha und wieder zurück, das war jedesmal ein großes Ereignis. Mama, der ohnehin alles sehr naheging, wurde durch die Vorbereitungen auf diesen Umzug und den Rücktransport völlig mitgenommen. Unsere Familie bestand aus sechs Personen, ferner Gustel und der Köchin. Die Umzugsvorbereitungen erforderten eine genaue Planung bei der Auswahl der erforderlichen Ausstattung der Datscha und der für jeden von uns nötigen Dinge. So bildete sich ganz natürlich mit den Jahren ein besonderer Stil der Datschen-Möbel heraus, die stabil und schlicht, unprätentiös und dennoch bequem sein sollten. Der Eß Tisch mußte auf jeden Fall zusammenklappbar und aus Eiche sein, die Betten aus Metall, auch zusammenklappbar, mit Matratzen, die in den Bettrahmen paßten, z.T. jedoch auch mit großen Federkernmatratzen aus einem Stück. Es gab auch „Neuentwicklungen“ - der Boden des Metallbetts bestand aus Segeltuch, aber ganz modern war ein Drahtgeflecht, auf dem die Matratze lag und das dem Bett eine angenehme Elastizität verlieh.

(38) Alles: Segeltuch als Balkondekoration, Petroleumlampen für Balkon und Eßzimmer, Vorhänge für alle Zimmer und Rollos für die Schlafzimmer, Tische, Stühle, einfache Kisten für Wäsche und Kleider, Kasserolen, Fleischwolf, Spirituskocher, Eßgeschirr und Gläser - alles, einschließlich Spaten und Gießkanne für den Garten, Wäschekörbe, Tröge mit Waschbecken und Nachtgeschirr, Waschschüsseln und Hocker - all diese Fracht

mußte genau durchdacht sein, der Ausstattung der Stadtwohnung entnommen und in große Holzkisten gepackt werden, die vernagelt und mit Wäscheseilen verschnürt wurden. Jede Familie hatte ihr eigenes Pack- und Abreise-System. Bei uns dirigierte Mama, die schon in den Nächten vor diesem Ereignis den Schlaf verloren hatte, unseren Aufbruch. Papa, sonst immer elegant gekleidet, zog sich an diesem Tag einen speziellen grünlich-grauen Leinwandkittel an und packte geschickt und mit System das schwere Küchengeschirr ein - die schweren Teile unten, hochkant; die Hohlräume füllte er mit Stroh (wie das duftete!) und Papier aus; zwei Samoware wurden ergriffen, mit großer Erfahrung und Vorsicht, dass bloß nicht die Seiten eingedrückt würden - „Erbarme dich, himmlische Herrscherin!“, bekreuzigte sich die Köchin Akulina. Einfache Bügeleisen und ein mit Kohle beheizbares Bügeleisen mit Schornstein, ein Säckchen Kohle und ein paar Scheit Holz für die ersten Tage am neuen Ort.

(39) Gewöhnlich wurde der Umzug auf die Datscha von uns allen mit freudigem Enthusiasmus begleitet. Das Schuljahr war vorüber, die Prüfungen bestanden, und wir Geschwister waren glücklich in die nächste Klasse versetzt. Es war Mitte Mai, der Übergang vom Frühling zum Sommer. Wir griffen alle gemeinsam zu und halfen Papa, der in solchen Fällen gern mit uns scherzte, pfiß und sang.

Die Pfeife jedoch hatte die Akulina dem Herrn zu spät gereicht, erst nachdem schon das Glasgeschirr obenauf im Kasten verpackt war; Vater setzte den Zwicker auf, betrachtet verwundert die Pfeife und sagte: „So 'ne Dure (= russ. Blöde), Semipalátinske!“ - wir wälzten uns vor Lachen, wegen des Inhalts dieser Aussage und wegen der fremdartigen, völlig unrussischen Aussprache.

In der letzten Nacht und am Morgen vor der Abreise waren wir Kinder sehr aufgeregt - bloß nicht zu spät zum Zug kommen, bloß noch rechtzeitig frühstücken! Obwohl das einfacher als sonst war, denn man nahm für den ersten Tag einen Vorrat an kalten, schon vorbereiteten Speisen mit; Papa goß sich vor der Abreise aus dem linken Fach des dreiflügeligen Buffets ein Gläschen Cognac ein. Alle Schränke, Kommoden, Fenster und Türen wurden verschlossen. Es kamen gemietete Lastkutscher mit drei Fuhrwerken. Man mußte sie sorgsam anleiten, wie die Kisten ohne Umkippen zu tragen und in welcher Reihenfolge sie auf dem Wagen unterzubringen seien. „Jesus, Jesus, der Hornochse kippt es ja um!“ In den vielen Jahren unseres damals noch

(40) glücklichen Lebens kam es natürlich auch zu Überraschungen. So erschienen etwa die Lastkutscher einfach nicht zum verabredeten Tag, und der ganze Abreiseplan platzte. Es gab noch andere Datschen-Überraschungen: Die Lastkutscher - ach, wo und wie heuerte unser Bürodiener Matvej sie nur auf dem Arbeitsmarkt an? -, sie erschienen bisweilen mit unserem Trunkenbold Matvej angetrunken auf der Chaussee, 20 und mehr Kilometer von der Stadtgrenze Moskaus entfernt. Wie diese ungebildeten Männer den Weg entlang der Nikolaus-Bahnlinie oder der Bahnlinie nach Kazan oder Kursk errieten und wie sie gerade unsere Datscha an dem noch unbenannten Waldweg in der neuen, noch nicht richtig angelegten Datschensiedlung fanden - darüber machte sich irgendwie niemand besondere Gedanken. Die Männer und die sie begleitende Köchin, die im Schrittempo über die Chaussee fuhren, hatten einen untrüglichen Richtungssinn. Von diesem Spürsinn ließen sich die Bauern und Dorfweiber wie Tiere leiten, wenn sie z.B. plötzlich zu Fuß zur Pilgerfahrt zu den „heiligen Stätten“ nach Jerusalem aufbrachen; so tauchte bei Dmitrij Fedorovič - d.h. bei uns (meinem späteren Mann und mir - d. Ü.) - zu Beginn des Jahrhunderts einmal in Moskau

(41) „Tante Matrjona“ aus dem Dorf auf, eine ehrwürdige ältere Frau mit einem Ikonengesicht, dunkel gekleidet, des Lesens und Schreibens unkundig, mit einem getrockneten Palmblatt in der Hand - sie war geradewegs zu Fuß aus Jerusalem gekommen. Im Gespräch mit ihr antwortete diese „Tante“ auf die Frage: „Wie ist denn dort die Natur?“, „Die Natur? Schwarz (= unrein, verbrannt? d. Ü.) ist sie da!“ Ihr Palmblatt wurde bei uns hinter Glas im Ikonenschrank im Vinokurovschen Haus in der Spas-Nalivkowskij-Gasse aufbewahrt; in einer Ecke des Eßzimmers hing ein dreieckiger Ikonenschrank aus Mahagoni, darin war die Ikone der Gottesmutter. Ihr ganzer Beschlag war mit echten Perlen dicht an dicht übersät. Auf der Brust der Gottesmutter prangte ein in Brillanten gefaßter Rubin. Vor der Ikone hing ein rotes Öllämpchen. Das alte Kindermädchen Mar'ja Maksimovna erschien sonnabends und vor den Feiertagen unten, zündete sie an und bekreuzigte sich dabei. Dann ging sie still durch das Arbeitszimmer in den Saal. Dort hing eine Ikone an einer weißen Wand unter Kristallglas. Das Öllämpchen ließ das Kindermädchen zu sich an einer Schnur herab. Im Saal wuchsen in großen Eichenkübeln breitblättrige Philodendren bis zur Decke, eine Kenzia-Palme, eine Dattelpalme und eine indische Pandanuss. Dort stand auch ein Blüthner-Flügel. Das bleiche, bläuliche Licht des Öllämpchens erinnerte an Mondlicht und verbreitete eine Atmosphäre der Stille. Maria Maksimovna war dasselbe Kindermädchen, das schon in seiner Jugend Mitja betreut hatte. Einmal wollte sein Vater

(42) Fedot Gerasimovič, dem Wein durchaus zugeneigt, im Zorn den kleinen Mitja schlagen, Mar'ja Maksimovna begriff instinktiv die Ungerechtigkeit, die dem Kind drohte, ergriff Mitja und trug ihn mit den Worten „Ich lasse es nicht zu, dass er geschlagen wird“ ins Kinderzimmer, obgleich sie damit riskierte, ihre Stelle, d.h. ihren Lebensunterhalt zu verlieren. Es war dieselbe Mar'ja Maksimovna, die inmitten der ungestümen Spiele der Kinder - das waren vier Schwestern von Mitja und die Cousine Liza - aus Angst vor dem Lärm, während sie die Kinder zu beruhigen suchte, sich bekreuzigte und sagte: „Barmherziger Herr, besänftige meinen Zorn und verschließe meinen Mund!“

Meine Gymnasiallehrer. Die Familie Klempner. Konfirmandenunterricht

Rechnen unterrichtete in den unteren Klassen Herr Wöhler, der eine blaue Uniform mit goldenen Knöpfen trug. Er war von freundlichem Wesen und führte uns mit einer wohl-erprobten Unterrichtsmethode problemlos in die vier Grundrechenarten und das Lesen der Uhrzeit ein, und die Prüfungen wurden bei ihm stets erfolgreich abgelegt.

(43) Einmal kamen zu uns zwei ganz besondere Mädchen - Ljonja und Manja Klempner, zwei Schwestern - eine hellblond, die andere etwas kleiner, brünett, mit roten Wangen; beide mit offenem, gewelltem Haar, in sehr eleganten, gleichen, blau-weißen Kleidern mit einem kurzen, beinahe ballettartig-bauschigem Rock. Herr Wöhler führte die Mädchen zum Pult und prüfte sie sofort gründlich. Beide gaben richtige Antworten und -

waren in unsere Klasse aufgenommen. Manja Klempner wurde für meine ganze Moskauer Schulzeit meine Freundin. Beide Mädchen waren gut erzogen, benahmen sich während der ganzen 8jährigen Schulzeit korrekt und waren gute Schülerinnen. Manja sah sehr gut aus, sie war von einer rein jüdischen auffallenden Schönheit; die ältere, blonde Schwester bekam mit zunehmendem Alter ein gröberes Profil - ein sogenanntes Katerprofil, im Gegensatz zum „raben-“ bzw. vogelartigen Profil von Nase und Stirn, wie es bei Juden häufig anzutreffen ist. Die Familie Klempner stammte aus Mitau. Der Vater Ivan Matveevič und die Mutter Karoline waren zum christlichen Glauben übergetreten und folgten mit ihren Kindern - sie hatten noch vier Söhne - streng dem lutherischen Glauben; wir wurden gemeinsam

(44) in der Petri-Pauli-Kirche konfirmiert.

Ivan Matveevič Klempner war ein in Moskau sehr bekannter, vorzüglicher Schneider - an der Petrovka hing sein riesiges Geschäftsschild: Klempner-Tailleur; mein Vater bestellte dort 30 Jahre hindurch seine gesamte elegante Kleidung. Ivan Matveevič war ein nervöser, von Angina pectoris geplagter Familienmensch. Kaum kehrte er nach Hause zurück, pflegte er in demonstrativer Schwäche seine Kleidung sogleich im Vorzimmer auf den Boden abzuwerfen. Alle Familienmitglieder bemühten sich gewöhnlich, seine Kleidung aufzufangen. Die Mutter Karolina Ivanovna, mit besonders dünnen schwarzen Haaren, die zu einem kleinen Knoten hochgebunden waren, hatte einen schaukelnden Gang, da sie mit ihren überaus kurzen Beinen Beschwerden in den Hüftgelenken hatte; sie war ständig vertieft in laute Erörterungen über den Sinn des Lebens, über die Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit des menschlichen Schicksals. Wenn sich ein zufälliger Besucher mit ihr in ein Gespräch über dieses Thema einließ, so endete es schnell in einer pessimistischen Sackgasse. Später einmal wurden Manja und Ljonja plötzlich aus der Schule nach Hause gerufen - dort hatte völlig unerwartet ein älterer Bruder Selbstmord begangen. Er hatte eine Notiz hinterlassen: „Ich möchte in der Welt von Schiller und Goethe sein.“

(45) Nach den Worten Manjas - darüber sprachen wir Jahre später - war er ein begabter und guter Schüler von 18 Jahren. Niemand wußte, was ihn zu diesem Schritt veranlaßt hatte. Ein anderer Bruder, Martin, arbeitete in der väterlichen Werkstatt und hinkte leicht wegen Problemen in der rechten Hüfte; blond, gutaussehend, schweigsam, seinen ungymnasialen Interessen nach nicht zur Familie passend, wurde er in den folgenden Jahren zu einem leidenschaftlichen Karten-Glücksspieler, überschuldete sich und verschwand zur großen Erschütterung der Eltern nach England. Ivan Matveevič reiste wegen seiner Angina pectoris zur Kur; einmal nahm er nach Bad Oeynhausen Manja und Ljonja mit - von ihnen hörte ich zum ersten Mal von einer „Bäderkur“, vom „Ausland“ und von der „Angina pectoris“ (und dass man wegen dieser Krankheit nach Bad Nauheim reist).

Den ganzen Winter über gingen wir in das Pfarrhaus zum Konfirmandenunterricht bei Oberpastor Dieckhoff, einem sehr ehrwürdigen, grauhaarigen älteren Herrn mit einer seltsamen, gleichsam gebrochenen Intonation und Sprechpausen, die nicht dem Satz Sinn entsprachen. Mein Vater, der gern sang, gehörte dem Chor der Peter-Paul-Kirche an, und wenn er eine Predigt angehört hatte, so ließ er sich hinterher nicht selten dazu verleiten, zu unserer großen Erheiterung im Scherz solche Predigten nachzuahmen.

Die Klempner-Kinder hatten noch nie ein Saatfeld gesehen - das stellte sich einmal in der Schule heraus.... Die Juden sind Stadtmenschen Zimmermenschen.

(46) Manjas Bruder Bernhard, der viel und heftig auf dem Flügel spielte und dabei das Pedal übermäßig verwendete, sang mit Tremolo und falsch absolut alle gängigen Opern, Romancen und Operetten, besonders gern aber etwas aus seiner geliebten Oper „Robert, der Teufel“. In der Familie Klempner dominierte Bernhard offensichtlich; er hatte das klassische Petri-Pauli-Gymnasium mit Interesse und Erfolg absolviert, studierte an der juristischen Fakultät der Moskauer Universität und imponierte mir und Manja natürlich mit seinem Wissen. Mit Bernhard in einem Zimmer wohnte sein acht Jahre jüngerer Bruder Fedja, der vollständig der Erziehung und, zusätzlich zur schulischen Ausbildung, dem Einfluß Bernhards ausgesetzt war.

Unsere Schulzeit ging ihrem Ende entgegen. Wir mußten Aufsätze über Themen aus den deutschen Klassikern schreiben. Wir hatten einen von uns sehr verehrten alten Lieblingslehrer, Dr. Krüger, der allgemeine Geschichte und deutsche Literaturgeschichte unterrichtete. Breitschultrig und hochgewachsen, mit einem malerischen ergrauten Haupt, einem Charakterprofil und lebhaften Augen gelang es ihm, mit seinem Vortrag stets die ganze Klasse zu fesseln. An besonders dramatischen Stellen streckte er seine Hand nach oben, in der er gewöhnlich einen Schlüsselbund hielt. In der Klasse lasen wir bisweilen mit verteilten Rollen auf seine Anregung hin mit Spannung, Freude und Interesse „Kabale und Liebe“, „Die Räuber“, „Tasso“, „Die Jungfrau von Orléans“, „Nathan

(47) der Weise“, „Der Kaufmann von Venedig“, „Othello“. Ich weiß noch, wie mir Manja Tumarkina einmal in einer Geschichtsstunde bei Dr. Krüger den deutschen Roman „Problematische Naturen“ von Spielhagen zusteckte. Für einen Augenblick dadurch abgelenkt, entging mir das Thema des Lehrers; er redete über „Toleranz im Sinne von“ und, in der sicheren Annahme, ich wisse, um wen es gehe und werde den Namen „Spinoza“ ergänzen, richtete er erwartungsvoll den Blick auf mich und sagte: „Spi...“ Ich sprang auf und sagte: „Spielhagen!“ - und begriff im selben Moment auch schon meinen blamablen Fehler. Krügers Unterkiefer fiel vor Enttäuschung herunter. „Spielhagen“ wiederholte er leise, verstummte und schaute mich nachdenklich an. Die Klasse erstarrte, verstand aber nicht, worum es eigentlich ging. Ich aber möchte, wenn ich daran denke, heute noch deswegen vor Scham in den Erdboden versinken.

Papa hatte gute Bekannte, die er im Männergesangverein kennengelernt hatte. Neben dem Männergesangverein gab es noch die Liedertafel, an deren Auftritten auch Damen mitsangen. Ich erinnere mich dabei an das Konzert einer wohlgeformten schönen, reifen Sängerin, eines Mezzosoprans, Mme Knipper, in einem weißen Seidenkleid mit einem violetten Sträußchen auf der Brust. Sie sang mit großem Erfolg einige lyrische deutsche Lieder. War dies die Mutter oder die Tante der berühmten Filmschauspielerin Olga Čechova, einer geborenen Knipper?

(48) (Etwa 20 Jahre später lernte ich die Schwester dieser Dame kennen; sie hatte denselben Familiennamen.)

Klavierunterricht. Fräulein Adele

Im Jahre 1893 starb Peter Iljitsch Tschaikowsky. Zu der Zeit hatte ich Klavierunterricht bei Emil Erastovič Dietrich, nachdem ich zuvor bei Adelaide Georgievna Marsel war, einer Pianistin des Konservatoriums. Zur Familie Marsel: Der Vater war ein alter, hochgewachsener Beamter in Uniform, mit einem großen grauen Bart; er leitete den heute wie ehemals berühmten Neskučnyj-Garten. Das Russische beherrschte er, seine schon erwachsenen, studierenden Kinder und die zwei in Moskau geborenen Schwestern Adele und Leontine wie die Muttersprache, während die Mutter, eine gebürtige Sächsin, es nicht beherrschte. „Fräulein Adele, die schöne Seele“ - so sang mein Vater im Scherz - war ein recht schönes schlankes Fräulein mit kleinem Mund und spitzem Kinn; sie hatte stets rote Hände, als käme sie gerade aus der Kälte, und die Fingerspitzen waren seltsam verdickt - ob das vom übermäßigen Klavierspiel am Konservatorium herrührte, ließ sich nicht feststellen. Adele sollte meine älteren Brüder Carl und Otto unterrichten. Wir hatten einen langen Flügel der Firma Stürzwage. Im Hause Morozovs hielt er wegen der Warmluftheizung schlecht die Stimmung. In den ersten Jahren kam zum Stimmen ein Freund von Papa zu uns, der Mecklenburger Vasilij Schwink, ein blonder, unprätentiöser Mann von etwa 35 Jahren, der eine Eigentümlichkeit hatte: Inmitten eines deutschen Satzes pflegte er einen

(49) leisen Laut von sich zu geben, als habe er Schluckauf, um dann weiterzureden, oder er stimmte mit eben diesem Laut seinem Gesprächspartner zu. Meine Güte, wie litt Mama, wenn der Flügel gestimmt wurde und unter dem Stimmhammer von „Wasske“ (aus irgendeinem Grund hieß er in deutscher Gesellschaft immer: „po-russki: Wasske“) jammernde Töne erklangen! Aber stimmen konnte er gut, und er hatte unter den Landsleuten, im Männergesangverein und auch unter den russischen Familien viele Kunden. Die Frau von Wasske, Ol'ga Vasil'evna Schwink, geb. Dempel, war Absolventin des Konservatoriums, eine schöne Frau mit weit auseinanderstehenden großen Augen und in die breite Stirn hängenden dunklen Haaren. Mme Schwink spielte wundervoll Klavier und begleitete gern Papa, wobei sie geläufig vom Blatt spielte, was für die damalige Zeit erstaunlich war; im Konservatorium lernten die Schüler nur etwa eine Etüde oder ein Stück im Jahr, das aber bis zur Vollendung; dafür waren sie jedoch völlig verloren, wenn sie vom Blatt spielen mußten. Außerdem waren sie vor lauter Ehrgeiz ungeheuer aufgeregt und hatten beinahe hysterisches Lampenfieber vor ihrem Auftritt - man denkt sogleich an Puschkins Worte von den „Fingern der leichten Schülerinnen“ -, aber für Ol'ga Vasil'evna war es einfach eine Lust, zu spielen.

So begannen also Carl und Otto, bei Adele Klavierstunden zu nehmen - aber diesem Unternehmen war

(50) kein Glück beschieden. Fräulein Adele war ungeduldig und konnte offenbar nicht unterrichten. Die Jungen verloren bald das Interesse und konnten die auf dem Papier erspähte Note nicht in einen Druck der Hand auf die entsprechende Taste umsetzen - übrigens ein typisch männliches Manko, wie mir eine gut bekannte Klavierpädagogin sagt. Es blieb nur eine fade Erinnerung an diese Klavierstunden zurück: „Spiel lauter, spiel doch lauter, heb die Finger!“; weiter als bis zu den zweigestrichenen Noten zu dem Text „Komm, mein kleines Kühlein“ in einer hoffnungslosen Molltonart kam man nicht, und die Jungen durften in Frieden dahinziehen. Nun kam die Reihe an mich. Der Unterricht bei Adele war sehr langweilig. Sie berührte die Tasten kein einziges Mal, so dass ich

jahrelang keine Ahnung davon hatte, wie das jeweils aufgegebene Stück klingen mußte. Trotzdem lernte ich bei ihr etwas, aber ich gewöhnte mir an, „laut“ zu spielen. Gott sei Dank heiratete Adele. Ich wurde zusammen mit meinen Eltern zur Hochzeit bei den Marsels eingeladen. Sie wohnten in der Furmann-Gasse, in einem Haus von Moskvín. Von dort stammte auch der berühmte Schauspieler des Künstlertheaters

(51) Moskvín. Unvergeßlich ist mir seine vollklingende, ausdrucksstarke Baßstimme in der Rolle des Zaren Fedor (in der Trilogie „Der Tod Ivan Groznyjs, Zar Fedor und Boris Godunov“ von Aleksej Tolstoj und in der Rolle des Luka im „Nachtasyl“ von Gor’kij) - ach!

Die Hochzeit ist mir dadurch in Erinnerung geblieben, dass es dort nur Erwachsene gab. Dort waren vor allem die recht betagten Eltern von Adele, ihre Brüder in Studentenuniform und Degen, der hochgewachsene Bräutigam, ein Militärarzt in Uniform mit Degen und Sporen, ein großer, gesund aussehender kurzsichtiger blonder Mann mit Brille, der viel und schnell sprach. Als der Toast auf die Neuvermählten ausgebracht wurde, stieß Michail Vasil’evič Petuchov mit seinem Kollegen Dr. Pomorcev an, beide erhoben sich, leerten das Glas auf einen Zug, hielten die Arme gekreuzt und zerschlugen das Glas an den Sporen in tausend Stücke. Alle schauten sich befremdet an, die sächsische Mutter stöhnte: „Die schönen Gläser!“ Beide Helden hatten offenbar mit diesem Akt ihre Rivalität um die Dame ihres Herzens beigelegt. Adele traten rote Flecken auf die Wangen. Die Gäste beeilten sich, das junge Paar zum Smolensker Bahnhof zu geleiten. Dort bereitete ihr Papa einen lyrischen Abschied mit Champagner unter dem Fenster des Abteils 1. Klasse, aus dem Adele und ihr Mann uns zum letzten Mal zuwinkten: Sie zog für immer weg, nach Warschau, wo ihr Dr. M. W. Petuchov arbeitete.

Die Ohrfeige

(52) An Adele habe ich noch eine Erinnerung aus unserem Landleben - sie war dort bisweilen bei uns zu Besuch: Carl brachte dorthin eines schicksalhaften Tages aus der Schule die Mitteilung über seine Nichtversetzung mit. Vater las das Zeugnis, schlug Carl zornentbrannt auf die Backe und stieß ihn mit dem Fuß so heftig in die Seite, dass dieser stolperte und hinfiel - vor unser aller und Adeles Augen. Sie verließ empört das Zimmer. Mir wurde beinahe schlecht vor Ekel. Damals kannten die deutschen Eltern, auch meine, keine anderen Erziehungsmethoden. Ich erinnerte mich, dass ich mich als zwölfjähriges Mädchen im Winter einmal zum Schlittschuhlaufen anzog und aus meiner Kappe „der Schönheit halber“ eine kleine Haarsträhne an der Seite herausschauen ließ. Mutter sah dies und gab mir schweigend eine Ohrfeige. In der Schule dagegen wurden wir Mädchen von unseren Pädagogen aller drei Nationalitäten sehr höflich behandelt. Im äußersten Fall mußte ein Mädchen draußen vor der Klasse stehen, aber das kam fast nie vor. Dieser Kontrast im Umgang hat sich mir einprägt, und ich verzieh den Eltern ihre Grobheit nicht.

(53) Im damaligen Rußland - und ich denke, dass dies sogar heute noch bei den Bol-

schewiken so ist - wurde eine Ohrfeige als Kränkung empfunden, für die Deutschen aber gilt, wie mir einmal ein Russe sagte, „gib einem Deutschen eine Ohrfeige, er wird sich nur danach ablecken“.

Eislauf

Schlittschuh liefen wir auf dem zugefrorenen Teich zwischen den Häusern der Obidina auf der Petrovka. Dort gab es einen muschelförmigen Pavillon für das Orchester. An besonders frostigen Tagen wurde dort in der Nähe ein Feuer für die Musiksoldaten entfacht. Sie spielten gut. Ich erinnere mich an den Walzer „Donauwellen“ und verschiedene Musikstücke aus Operetten der Karnevalszeit; die Eislauffläche war festlich illuminiert. Wir hatten gute Schlittschuhe der Marke „Schneewittchen“, norwegische Rennschlittschuhe und andere, die an spezielle Stiefel geschraubt wurden. Mein Bruder Otto glänzte durch seine Schnelligkeit im Wettlaufen, er lief gebückt und mit den Händen auf dem Rücken. Wir freuten uns am Anblick des Publikums, das hierher kam, um einfach am Ufer in prächtigen Pelzen, mit Überschuhen und dicken Kappen bekleidet, spazierenzugehen, begleitet von Kindern und Kindermädchen oder Bonnen. In den Aufwärmräumen - Damen und Herren getrennt - zogen männliche Diener auf Wunsch die Schuhe an, schraubten die Schlittschuhe fest und halfen, die etwa 20 Treppenstufen zum Eis hinunterzusteigen. Im Aufwärmraum konnte man auch ein Glas Tee trinken. Phantastische Figuren zog auf dem Eis ein Herr in schwarzem Trikot mit einer schwarzen, „tartarischen“ Lammfellkappe, Monsieur Postnikov.

(54) Und bald erschien auch seine Schülerin, ein wunderschönes Fräulein, mit leicht gebogener Nase; die hellen langen Haare fielen in Korkenzieherlocken auf ihre Schultern, sie trug eine elegante dunkle Jacke; der glockige Rock gab den Blick auf die Stiefelchen mit den angeschraubten Schlittschuhen frei, und beim schnellen Drehen sah man den dunkelroten, seidig changierenden Unterrock. Das Fräulein erschien stets mit seiner Mama, die in ihrem Pelz und den Stiefeln in der Kälte geduldig ausharrte und stundenlang auf dem Eis herum spazierte. Das war Mlle Feoktistova, die Tochter eines Konditors. Diese Eiskunstläufer zogen mit ihrer Kunst ständig viele Zuschauer an, die dicht gedrängt jede ihrer Bewegungen verfolgten. Bei neuen gelungenen Figuren und Tänzen applaudierte das Publikum begeistert. In diesem und den nächsten Wintern gab es Konzerte des phantastischen jungen Pianisten Josef Hoffmann aus Berlin; er hatte schwindelerregenden Erfolg. Er spielte in der riesigen weißen Säulenhalle der Adelsversammlung, in jenem Gebäude, das bei Lev Tolstoj erwähnt wird und wo in „Anna Karenina“ seinerzeit die Adelswahlen stattfanden. Diese weiße Halle war architektonisch großartig proportioniert mit ihren weißen Säulen, wunderbaren Kronleuchtern und Wandelgängen, die mit Porträts der Zaren geschmückt waren. Besonders eines prägte sich mir ein, das Katharina die Große in ganzer Größe zeigte. Diese Zarin, eine deutsche Prinzessin aus der kleinen deutschen Provinz

(55) Anhalt-Zerbst (Mama sagte: „Das war ein Hühnerhof“) verehrte ich ganz besonders als überragende Frauengestalt.

Einfluß der Literatur: die Gestalt Bazarovs. Gleichberechtigung der Frau. Beschluß, den Arztberuf zu ergreifen

Mit dreizehn Jahren, dem Beispiel meines ältesten Bruders folgend, las ich viel, natürlich aus der klassischen russischen Literatur. Vor allem vertiefte ich mich in die Lektüre von Turgenew. Nach den „Aufzeichnungen eines Jägers“ stieß ich auf „Väter und Söhne“; und das sollte mein weiteres Schicksal bestimmen; ich merkte nicht, dass mein Ideal, der Arzt Bazarov, grob und auf seine Weise egoistisch war - in meinen Augen war er ein Held, er half dem einfachen Volk, wo er konnte, und starb heroisch und unbeugsam an einer Sepsis, mit der er sich infiziert hatte. Seine Bemerkung über die Odincova „das sagt schon genug...“ kränkte mich. Wieso denn: „eine Frau, dann ist es mit dem Verstand nicht weit her“? Warum so eine beleidigende Ansicht? Mein Bruder Carl hatte einen Schulfreund, den Juden Julij Ris. Der hatte ganz andere Bücher. Bebel - mir fiel sein Buch „Die Frau“ in die Hände. August Bebel trat für die Gleichberechtigung der Frau ein und war der Ansicht, dass die Unterordnung der Frau auf vielen falschen Annahmen basiert, z. B. der Tatsache, dass das Gehirn der Frau weniger wiegt als das des Mannes und sie daher von Natur aus dumm ist. Bebel hingegen wies darauf hin, dass die Körpergröße der Frau geringer ist als die des Mannes und dass daher ihr Gehirn das männliche Gehirn an Gewicht folglich sogar übertrifft. Von diesem Moment an veränderte sich der Boden, auf dem ich stand. Aus England kamen Gerüchte über den Kampf der Frauen für die Gleichberechtigung herüber, und man hörte von Skandalen: Frauen in seltsamem Aufzug traten für die Gleichberechtigung ein. Zu Hause erörterten meine drei Brüder und mein Vater mit männlichem Spott und Ironie die

(56) Zeitungsnachrichten über die Demonstrationen der Sufragetten im Ausland. Ich sah es als meine Frauenpflicht an, für die Menschenrechte der Frauen auf der ganzen Welt einzutreten, und um meinen Worten größeren Nachdruck zu verleihen, sprang ich auf unsere große Couch im Durchgangszimmer - das war schon im Haus von Cyganov an der Ecke Mjasnickaja-Zlatoustinskij-Gasse; nebendran stand eine Klosterkirche; Gott! mit welcher unglaublichen Kunst brachte der Glöckner mit seiner Riesenmenge von Glocken eine Vielzahl von Rhythmen und Melodien hervor! -, und auf dieser Couch schrie und tobte ich und führte, da ich zugunsten der Frauen keine Argumente hatte, Katharina die Große als Beispiel an. Mich umringten meine Opponenten und nahmen mir den Wind aus den Segeln mit dem Argument: „Deine Katharina hatte doch Liebhaber!“, d.h. aus diesem Grund habe sie das Recht auf Achtung verwirkt. Wie unterschiedlich sehen doch die Menschenrechte der Frau vom Standpunkt des Mannes und vom Standpunkt der Frau aus! Ein paar Tage drauf hatte ich eine Auseinandersetzung mit Mama - sie gestattete mir nicht, ohne Begleitung des Stubenmädchens aus dem Haus zu gehen; sie hatte keine Ahnung, dass das Stubenmädchen

(57) eine Prostituierte (oder etwas Ähnliches) war. Dass ausgerechnet diese Frau zu meinem Schutz denkbar ungeeignet war, traute ich mich meiner Mutter nicht zu sagen, aber gegen die Begleitung begehrte ich heftig auf.

Und dennoch: in der Klasse hörte ich, dass Frauen zum Medizinstudium zugelassen würden. Nach dem Vorbild von Bazarov beschloß ich, Ärztin zu werden und dem russischen Volk zu helfen. In diesen Jahren kam es im Wolgagebiet und in Moskau immer wieder zu Cholera- und Typhusepidemien. Die Medizinstudenten aller acht Universitäten machten sich dorthin freiwillig auf, um in den Sanitätsabteilungen heldenhaft zu helfen; viele von ihnen kehrten von dort natürlich nicht zurück. Die mittlere Lebenserwartung eines russischen Arztes betrug 28 Jahre!

Datscha: Malachovka

Zu unserer neuen und von uns sehr geliebten Sommerfrische wurde dann Malachovka, an der Eisenbahnstrecke nach Kazan gelegen. Sieben wunderbare Jahre hindurch haben wir dort die Ferien verbracht. Es war eine Stunde Fahrt bis nach Moskau. Nadelwälder, Sand, eine wunderbare würzige Luft, Freiheit, ein großer See mit „schwimmenden“ Inseln - wir hatten dort ein Boot mit vier Rudern. Wir badeten viel, holten gewöhnlich Vater von der Bahn ab und begleiteten ihn zum Baden. Es gab damals heiße Sommer, mit Mücken, fliegenden Ameisen und häufigen Gewittern. Die Sommerfrischler kannten einander, allerdings nicht alle; erst 15 Jahre später erfuhr ich, dass

(58) die mir sehr lieben Stepuns zu unserer Zeit ebenda, in Malachovka, nicht weit entfernt von uns wohnten und sogar mit unseren guten Freunden, der Familie Kirkaldie, befreundet waren, ohne dass wir uns je getroffen hätten.

Ach, die Kirkaldies! In Moskau lebten sie auch in der Malyj-Kiselnyj-Gasse, in demselben Haus von Morozov, wir im Parterre, sie im zweiten Stock. Aus ihren Fenstern hatte man einen phantastischen Blick hinunter auf den Trubnaja-Platz mit dem bekannten Markt, auf dem sogar Vögel verkauft wurden; von dort brachte Franz noch als kleiner Junge einen Gimpel im Käfig mit, und später brachte er mit seinem Freund Vanja Kirkaldie einen kleinen schwarzen Mischling in der Tasche nach Hause, den sie für 15 Kopeken erstanden hatten; dieses Hündchen Mos'ka machte Mutter und den Dienern nur unnütze Arbeit, denn es pinkelte überall auf das Parkett. Die Dienerin Akulina beseitigte angewidert die ekligen Spuren. Von den Fenstern der Kirkaldies konnte man auch das berühmte Restaurant „Ermitage“ sehen - und sogleich denke ich an die Erzählungen von den Festgelagen der Junggesellen und der Familienväter.

(59) Zufällig erzählte etwa 1960 eine meiner Patientinnen, die alter Moskauerin Mme Dannhauer, geb. Ahrens (ihre Mutter war Russin), von ihrer Heirat im Moskauer „Ermitage“ mit 200 geladenen Gästen. Das „Ermitage“ war für seinen „Salade Olivier“ berühmt,

und mir scheint, dass sogar der Maître d'hotel so mit Familiennamen hieß. Mme Dannhauer trug einen Ring mit einem großen Brillanten, ein Geschenk ihres Verlobten. Als ich ihn näher betrachtete, bemerkte ich einen Sprung im Stein, der einem förmlich ins Auge sprang. Es stellte sich heraus, dass Mme Dannhauer den Ring in Hannover zur Reparatur gegeben - die Fassung hatte sich mit der Zeit abgenutzt - und den Stein mit einem Sprung zurückerhalten hatte; er war vom Juwelier offensichtlich zu stark erhitzt worden; im Geschäft behauptete man, dass er schon vorher defekt gewesen sei.

Im „Ermitage“ gab es auch Chambres séparées, wo Damen verlost wurden (zu den Gelagen fanden sich meist Junggesellen ein). Einmal erhielt ein bekannter Jurist gegen Ende eines Gelages im Freundeskreis ein Photoalbum mit Bildern „zugänglicher“ Damen. Darunter entdeckte er ein Bild seiner Frau. Er beging Selbstmord. Dorthin lud auch ein Gerichtsbeamter einmal eine völlig unerfahrene junge Waise zu einem Abendessen ein und vergewaltigte sie. Vergeblich rief sie um Hilfe; hinter der Tür machten die Lakaien sich über sie lustig. Sie setzte ihrem Leben auf den Treppen einer Kirche ein Ende. Dies erregte erhebliches Aufsehen in Moskau.

(60) **Die Familie Kirkaldie**

Trat man in das Haus von Morozov in das Entré, so hörte man unweigerlich das typische leise Geräusch der Türspirale; die zweite Tür war nur bei strengem Frost zugeschlossen. Nach oben führte eine breite bequeme Treppe mit glattem, breitem Geländer. Wie oft sind Franz und Vanja auf ihr hinuntergerutscht! Und Carl hatte einmal Ženja Kirkaldie - sie war 5 Jahre - hier auf seinen Armen hochgetragen und gefragt: „Liebst du mich denn?“ Im Erdgeschoß wohnte gleich an der Tür die Familie des Photographen Trunov; dort roch es immer nach dem Parfum „Patchouli“. In demselben Stockwerk wohnte auch die stille Familie Vaganov. Dort lebte ein sehr lieber Tatarenjunge, der statt des typisch russischen Zungenspitzen-r ein stark geriebenes „r“ sprach: „Fchanz, komm chaus spielen“ (Tennis oder Ball). Im zweiten Stock wohnte Dr. med. Sergej Michajlovič Dobrochotov, der eine blaue Brille trug und viel und sehr bestimmend sprach, ein Witwer mit einem Sohn, der studierte, und einer hübschen jungen Frau. Und dort wohnte auch die Familie Kirkaldie. Ihre Klingel gab einen kurzem, gedämpften Laut von sich, im Vorzimmer lag immer ein leichter Geruch von Mottenpulver in der Luft. Gewöhnlich empfing uns die sehr warmherzige „Madame“ Kirkaldie, Evgenija Ivanowna, geb. Berner, persönlich. Unsere ganze Familie war mit der ganzen Familie Kirkaldie engstens befreundet; das begann bei unseren Eltern und endet

(61) damit, dass Carl die älteste Tochter aus der ersten Ehe von Ivan Grigor'evič Kirkaldie heiratete.

Papa Kirkaldie war ein gutmütiger älterer, nicht sehr hochgewachsener Herr mit dunklem Bart und blauen Augen; er lachte gern und machte, auf seinen Stock gestützt, sehr vorsichtige Schritte, da ihn Hühneraugen plagten. Er hing offenbar seiner verfloßenen Zeit in Bremen nach, wo er noch Verwandte besaß. Kirkaldie stammte weitläufig von Schottland her. Einer seiner Vorfahren war unter Cromwell gehängt worden; in der Kirche hatte er auf einen Protestruf die Antwort erhalten: „Heute noch hängst du,

Kirkaldie!“ Und so geschah es auch. Ivan-John Kirkaldie – wie hatte es ihn in der Jugend ins Baltikum verschlagen? Zunächst wohl über Petersburg, wo er meinen Vater kennenlernte. John Kirkaldie heiratete in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts in Petersburg eine Deutsche mit dem Familiennamen Müller; die Familie Müller besaß dort eine Bäckerei. Wahrscheinlich war diese Frau Müller sehr schön; sie starb früh und hinterließ drei Kinder. George war ein hübscher Junge mit Lockenkopf, gutem Körperbau, einer leisen Stimme und unkompliziertem Charakter; seine ältere Schwester hätte man eine Schönheit nennen können – schwarzhaarig, mit hellen Augen und einer wunderbaren Gesichtsfarbe, hochgewachsen (so sah ich sie auf der Konfirmation von Katja) – später erwies sie sich als von schwierigem, widerspenstigen Charakter und der Wissenschaft abhold, zum Ende ihres Lebens aber fühlte sie sich zur Lehre der „Christian Science“ hingezogen.

(62) Niemand hatte vermutet, dass sie stark an Zuckerkrankheit litt, was natürlich ihre Reizbarkeit und ihre Ausfälle erklärte. Wie schön war sie zu ihrer Konfirmation, wie eine schöne Braut in ihrem langen weißen Kleid! Nur im Rückblick kann man die Langmut und Gerechtigkeit ihrer Stiefmutter Evgenija Ivanovna Kirkaldie bei der Erziehung von Katja und Elsa Kirkaldie und George richtig einschätzen. George besuchte die „Reformierte Schule“, wohl ohne sie zu beenden. Katja und Elsa dagegen erhielten zu Hause Privatunterricht bei Vera Karlovna Schlesinger, einer Verwandten von Evgenija Ivanovna. Natürlich reichte dieser Unterricht nicht aus. Evgenija Ivanovna selber und ihre vier Schwestern waren in einem begüterten Haus aufgewachsen und hatten offenbar eine für die damalige Zeit gute Bildung erhalten. Vor allem Evgenija Ivanovna beherrschte vier Sprachen vorzüglich und gab später gern Unterricht. Carl lernte bei ihr mit großem Vergnügen Französisch und Englisch.

In der Wohnung der Kirkaldies herrschten die Kinder aus beiden Ehen, jedoch unmerklich geleitet von der freundlichen und großzügigen Evgenija Ivanovna. Im geräumigen Wohnzimmer lag ein großer Teppich, es standen dort weiche Sitzmöbel und ein runder Tisch und ein Sofa, wo sie gewöhnlich

(63) unter dem Bild „Mondabend“ von Maybach saß. Auf meinen Knicks hin pflegte sie mich mit den Worten „Guten Tag, Elsenkind!“ auf die Stirn zu küssen. Ich war sehr mit Elsa befreundet, ungeachtet des Altersunterschieds zu ihr und mehr noch zu Katja; meine Mutter sah das nicht gern: „Das ist nicht der richtige Umgang für dich“... Ich aber hörte nicht darauf und fragte ständig mehrmals in der Woche: „Darf ich nach oben?“ Auch Franz zog es nach oben, zu den Kirkaldies; Evgenija Ivanovna war seine Taufpatin. Sie blieb uns allen immer ein Vorbild für Freundlichkeit, eine vernünftige, vorurteilsfreie Erziehung und großzügige Gastfreundschaft. Die Köchin Annuška sah ihre Herrin kaum in der Küche, sie interessierte sich nicht für die Details des Haushalts. Die Familien rings um uns sowie ihre Dienerschaft ernährten sich nahrhaft und gesund. Es gab Rinds-Bouillon, fürs Roastbeef wurden 15 Pfund und mehr gekauft (ein russisches Pfund: 409 Gramm), vom Kalbsfleisch eine ganze Keule von 18 Pfund. „Chronischen Kalbsbraten“ nannte es Evgenija Ivanovna, wenn die Familie ein, zwei, drei Tage lang ein und dasselbe Gericht aß. Oder es gab eine ebenso schwere Hammelkeule.

Evgenija Ivanovna bewegte sich

(64) leicht in ihren Prünellschuhen, sie war hager und nicht sehr groß, hatte ein schmales Gesicht mit einer großen gebogenen Nase und unschönen langen Zähnen; ihr

üppiger dunkelroter Haarschopf war geschickt nach der Frisur der Kaiserin Eugenie (der Gattin Napoléons III.) hochgesteckt. Diese Haare ließen sich nur schwer waschen; das Moskauer Wasser kam von weit her, aus Mytiščī, 20 Werst von Moskau entfernt. Mit der Zunahme der Bevölkerungszahl wurde das einst herrliche Quellwasser merklich schlechter, und die Seife ließ sich nicht ohne Rückstände auswaschen. Evgenija Ivanovna verzichtete darauf, die Haare zu waschen, und rieb ihre Haare erfolgreich mit Alkohol ab. Sie hatte drei eigene Kinder (Olja, Ženja und Vanja) und drei aus der ersten Ehe von John Kirkaldie; interessanterweise hatten sie alle die hellen Augen ihres Vaters geerbt. Häufig kamen Gäste zu Besuch - zu einem jour-fixe erschienen die Schwestern von Evgenija Ivanovna, vier an der Zahl, drei von ihnen schon verwitwet -, Nadine Avenarius mit ihrer hübschen Stieftochter Nadine und ihrer gleichnamigen Adoptivtochter Nadjuša Afremova, der Erbin des berühmten

(65) neunstöckigen Hauses am Roten Tor (Krasnye Vorota – Das Rote Tor soll es schon lange nicht mehr geben, wie schade! Es war ein schöner rot-weißer Bau der Katharinenzeit).

Als diese Nadjuša herangewachsen war, zerstritt sie sich mit der Familie Avenarius und verließ sie. Diese waren verwandt mit der gleichnamigen Schriftstellerin, wohl einer Kinderbuchautorin. Den Damen war die Ursache dieses Zerwürfnisses ein Rätsel und blieb es auch. Vielleicht war es Eifersucht? Obwohl Mutter Avenarius sich Mühe gab, die beiden Töchter in jeglicher Hinsicht gleich zu erziehen (sie kleidete sie sogar gleich), und über den unglücklichen Ausgang sehr betrübt war.

Mme Mathilde Ritter hatte viele Kinder. Der älteste, George, trug einen Zwicker und war wegen seiner Kurzsichtigkeit ungeschickt; im Chemielabor der Universität gab es einmal plötzlich einen Krach; auf die beunruhigte Frage aus dem Nachbargemach gab der Labordiener die unbesorgte Antwort: „Der Ritter zerkloppt Gefäße“. Die Ritters lebten auch in Malachovka, zwei Jungen waren darunter: der blonde, nicht sehr große Schura und der größere dunkelhaarige Borja. Er hatte große Eckzähne, die seiner Oberlippe etwas Girlandenhaftes verliehen; ich erinnere mich, dass ich unwillkürlich immer seine Mimik beobachtete. Die Ritter-Brüder waren unzertrennlich, sie liefen stets zusammen herum und machten absolut alles gemeinsam, wobei der Initiator aller Streiche und Vorhaben Šura war, offenbar geistig recht rege und zu ironischen Scherzen aufgelegt.

(66) Diese beiden wurden durch ein kleines rotblondes Hündchen mit buschigem Schwanz ergänzt, das ein silbernes Glöckchen trug und von allen geliebt wurde. Die Jungen waren lange Jahre mit Elsa Kirkaldie befreundet; sie hatten irgendwelche gemeinsamen Geheimnisse, die bei Elsa gut aufgehoben waren.

Elsa verstand das Geld zusammenzuhalten und lieb offenbar manchmal den Jungen etwas. Dass sie Geheimnisse nicht weitergab, imponierte mir sehr. Einmal entdeckte sie zu ihrer großen Empörung, dass das Geheimfach in ihrem Schränkchen von jemandem geöffnet worden war. Ihr Verdacht fiel auf die Stiefmutter, was sehr viele unangenehme Gespräche nach sich zog. Elsa ging es häufig nicht so gut; viele Jahre litt sie unter anderem an Kopfschmerzen..... „Ich habe Kopfschmerzen“, hörte ich sie ewig klagen, mit Phenacetin in der Hand. Evgenija Ivanovna hatte noch eine Schwester, Liza, die nach ihrem verstorbenen Mann Pestel hieß. Er war wohl ein Nachkomme des Revolutionärs Pestel, der nach dem Dekabristenprozeß unter Nikolaus I. hingerichtet worden war. Tante Liza hatte zwei Jungen, Ženja und Tolja. Mit Tolja gab es einmal einen aufregenden Vorfall; der Junge hatte sich unabsichtlich in der Toilette eingeschlossen und konnte sich

selber nicht mehr befreien. Er schrie in seiner Furcht so entsetzlich,

(67) dass er nicht nur die ganze Familie Kirkaldie und die Dienerschaft aufscheuchte, sondern auch die Nachbarn, Dr. Dobrochotov samt Familie. Es dauerte lange, bis es gelang, den Jungen zu befreien und zu beruhigen. In das Haus von Evgenija Ivanovna kam er nicht mehr.

Sein Bruder Ženja Pestel wurde Arzt und starb wohl früh während der schrecklichen Revolutions-Hungerjahre 1916-1921.

Radsport in Malachovka

In Malachovka begeisterten wir uns in einem Sommer für den gerade erst aufgekomenen Radsport. Carl hatte ein seltsames zweirädriges (nicht dreirädriges!) hohes Fahrrad – die Bauern nannten es Roller – mit einem großen Rad vorn und einem kleinen Rädchen hinten; es hatte harte Gummiräder und eine sehr kleine Übersetzung. Man konnte das Fahrrad nur von einer Bank aus besteigen; das Gleichgewicht ließ sich nur halten, wenn man schnell in die Pedale trat. Gewöhnlich endete diese Sportart in einem unausweichlichen Sturz vom hohen Sattel. Was Carl machte, interessierte uns wenig; viel interessanter war es, unserem Vater diesen gefährlichen Sport beizubringen. Zu unserer Überraschung erschien Vater plötzlich in kurzen Hosen, mit einer Fahrradmütze und mit Zwicker, stellte sich auf die Bank und schwang in Heldenpose das Bein über den hohen Fahrradsattel. Wir eilten zu viert von beiden Seiten

(68) zur Hilfe herbei, konnten Vater aber nicht halten und ließen ihn fallen – Gott sei Dank tat er sich nicht sehr weh. Das war schrecklich und entsetzlich komisch zugleich. Nach einigen solchen erfolglosen Versuchen ließ man zur großen Freude von Mama die Sache sein. Später gab es andere Fahrräder, mit gleich großen Rädern, einer anderen Kette, leichterem Rahmen und niedrigerem Lenker, vor allem aber mit luftgefüllten Reifen. Ständig wusch jemand auf dem Balkon die Kette mit Kerosin, wobei der schwarze Dreck auf den weißen Bretterboden tropfte; ständig reparierte jemand den Gummischlauch und hantierte mit der Pumpe herum..... Wir beschlossen, eine Radrennbahn von 3 Kilometern Länge und 10 Metern Breite anzulegen. Nachdem wir eine geeignete Stelle ausgesucht hatten, baten wir einige Datschenbesitzer, ein „Komitee“ zu bilden und die lokalen Behörden um die Genehmigung zu ersuchen. Nach vielen Aufregungen und langen Verhandlungen mit unserem Pachtinhaber, einem gewissen Spiegel, wurde es genehmigt. Ich erinnere mich noch an seine hagere Gestalt in einem Lodenmantel mit flügelartigen Schößen, mit blondem anliegenden Haar; mit dem Fahrrad fuhr er das Gebiet ab, auf dem sich alle von ihm verpachteten Datschen befanden. Unsere Wäscherinnen mochten ihn gar nicht; sie spülten die Wäsche von den Stegen aus, die zur Badestelle führten, und er hatte dies verboten, da

(69) die Seife das Wasser trübte; den Wäscherinnen war es aber beschwerlicher, die Wäsche vom Ufer aus zu spülen; daher schimpften sie immer: „Da ist er ja wieder, der

geflügelte Teufel!“.

Die Radrennbahn errichteten wir eigenhändig gemeinsam mit der Nachbarjugend, entfernten die Grasnarbe, legten zwei Halbkreise an und stampften sie mit großer Anstrengung fest, tatsächlich im Schweiß unseres Angesichts und mit Blasen und Hornhaut an den Händen. Dann begannen wir zu fahren, natürlich fuhren wir um die Wette – und da begriffen wir, dass wir einen großen Fehler gemacht hatten: In den beiden Kurven des Rennovals mußten die Fahrer bei schnellem Tempo unweigerlich stürzen – uns war nicht klar gewesen, dass in der Kurve eine Überhöhung nötig war! Das mußte man alles korrigieren. Nachdem an den richtigen Stellen Erde aufgeschüttet worden war, mußten wir aus Moskau eine schwere Walze kommen lassen, die schließlich alles befestigte. Zu guter Letzt wurde eine „Rennkommission“ aus verdienten Datschenbewohnern gebildet, die großzügig für die „Errichtung der Radrennbahn“ gespendet hatten. Mme Kirkaldie kam zu uns und richtete an mich als des Zeichnens kundige Schülerin die Bitte, für die leichte gelbe Flagge der Radrennbahn ein Emblem von Malachovka zu entwerfen.

Evgenija Ivanovna brachte einen Tannenzweig; im sandigen Malachovka wuchsen ausschließlich Tannen. Und so

(70) zeichnete ich diesen Zweig, und Evgenija Ivanovna stickte ihn in grüner Seide und fügte noch die Buchstaben des Sportklubs von Malachovka hinzu. Ein eifriges Fahrradtraining setzte ein. Besonders tat sich dabei der zur Fettleibigkeit neigende hellblonde Vasja (Stutzer) Winterfeld in seiner wollenen Jacke hervor; er wollte abnehmen und zog bei großer Hitze hartnäckig seine Kreise auf der Radrennbahn, wobei er stark schwitzte; dass er irgendwie abgenommen hätte, bemerkte jedoch niemand.

Die Wettkämpfe begannen an einem heißen Julitag mit Orchestermusik und Hisen unserer Flagge. Es war eine Menge Datschenpublikum versammelt, fast alle waren miteinander bekannt. Alles war „echt“. Teilnehmer waren Studenten, junge Soldaten und irgendwelche Unbekannten. Von diesen errang so mancher einen Preis, was den Einwohnern von Malachovka gar nicht gefiel. Einige Fahrer stürzten in der Kurve, zum großen Entsetzen einiger Damen; eine von ihnen „fiel in Ohnmacht“ – damals war das noch in Mode.

(71) Ach ja, die „Rennkommission“ – so hatte Šurka Ritter die am „jour fixe“ bei Evgenija Ivanovna zusammenkommenden vier Schwestern, seine Tanten, genannt. Einmal hatte er auf sie scherzhafte Lieder im Bylinen-Ton verfaßt; ich erinnere mich nur noch an ein kleines Bruchstück, das ich zufällig vernommen hatte.

[Es folgen Verse auf drei Personen.]

Leider habe ich nicht die anderen Verse gehört - auf Tante Nadine, Mathilde und Tante Ol'ga („Moosbeere“), die unter allen verwandten Jugendlichen ob ihren Geizes berüchtigt war.

Datschenleben

Schon in Malachovka waren die Jünglinge hinter den Mädchen her und empfahlen sie einander. Šurka hatte ein Mädchen, das für gewisse Dinge den Spitznamen „Matratze“ erhalten hatte – mit Šurka sollte es später ein schlimmes Ende nehmen.

Unsere Ernährung auf der Datscha während des Sommers regelte sich irgendwie von selbst; es gab da zu beiden Seiten der Eisenbahnlinie zwei Läden, der eine, etwas größere verkaufte Fleisch aus der Stadt und allerlei schmackhafte Nahrung. Brot brachte morgens der Bäcker an unseren Gartenzaun. Es kam der Gemüsehändler mit seinem Karren und pries lauthals seine Ware an. Kartoffeln wurden gebracht, und

(72) ein grausig dreckiger Bauer wiederholte ohne Ende mit tiefer Baßstimme „Kooohle, Kooohle“; und seltsam nahm sich sein völlig verdrecktes weißes Pferd vor seinem Karren aus. Besagte „Kooohle“ aber brauchte man unbedingt für den Samowar Tee wurde von allen Familien in unermeßlichen Mengen getrunken, von Erwachsenen wie von Kindern; ich erinnere mich, dass wir und die Kirkaldies Wettkämpfe abhielten, wer am meisten trinken könne, ohne die Toilette aufzusuchen. Am Zaun entlang entwickelte sich mit zunehmender Saison ein reger Straßenhandel mit allen möglichen Waren. Im Schweiß seines Angesichts ging dort entlang der Fischhändler; auf dem Kopf trug er phantastischen Stör, Hausen und in Eisstücke gelegten gepreßten und körnigen Kaviar. Auf dem Kopf hatte er einen Ring, der schon längst von Fischsaft durchtränkt war; aber, um der Wahrheit die Ehre zu geben, niemals haben wir in Rußland jenen widerlich penetranten Fischgeruch von Meerestischen verspürt, wie wir ihn dann später hier im Ausland kennenlernen sollten, in der Schweiz, in Österreich und in Deutschland.

(73) Viele Jahre kam zu uns ein uns (und den Stepuns) vertrauter Finne – rasiert, rundköpfig, hochgewachsen und wohl vor lauter Schüchternheit schweigsam; er konnte schlecht Russisch und sprach daher leise, wenn er am Zaun stand; er trug einen großen zugedeckten appetitlichen Korb, dem ein aromatischer Duft entströmte: Wyborger Brezel, englisches Brot, wunderbare Dinge – noch heute sind sie für die Stepuns unvergeßlich! War vielleicht in den Brezeln Kardamon?

Außerdem kam zu unseren Datschen noch der allbekannte „rothaarige Bäcker“; er war tatsächlich rothaarig und hatte einen ebensolchen Bart. Er war weiß gekleidet und trug einen roten Schal, schwitzte immer und wischte sich mit einem großen roten Tuch mit weißem Muster den Schweiß ab; seine Schuhe trug er an bloßen Füßen. Er hatte viele Waren auf seiner Schubkarre, die er selber schob, häufig bei entsetzlicher Hitze oder bei Regenwetter – dann schützte er sich mit einem Wachstuch. Im Angebot hatte er Pljuscki (Hefegebäck) mit Zucker zum Tee, gewundenes, leicht gesalzenes Gebäck und rundliche französische Brötchen, die man nur mit einem gezähnten Messer schneiden konnte. Außerdem gab es von der Schokoladenfirma Einem verschiedene Sorten: „Milchschokolade“, „Praliné“ und „Mignon“

(74) - eben dieselbe, die viel später von Aleksandr Blok besungen wurde.

[„Katja, Katja ... trieb sich mit Offizieren herum, fraß die Schokolade Mignon.“]

Der Rothaarige verkaufte auch Pastila und weiche Bonbons von Abrikosov und verzuckerte Moosbeeren – alles Genüsse, die hier „im Ausland“ unbekannt sind. Der Rothaarige war mager und kränkelte, er hatte wohl Asthma, bei Sprechen gab er immer mit geschlossenem Mund durch die Nase Laute wie „tch-tch“ von sich.

Im Juli erschienen dann die Obstverkäufer; die Erdbeeren der Sorte „russisch“ –

welch unvergleichliches Aroma! Die Sorten „Viktoria“ und „Ananas“ – daraus wurde eine unendliche Menge von Warenje gekocht. Was war das für eine Mühe mit den Gläsern, dem Papier, dem Zubinden und der Verwahrung des Eingemachten!

Und dann waren da noch die Dorfkinder, sie trugen offenbar nur schlichte Baumwollkleider auf dem nackten Körper, mit einem bescheidenen Kreuz am Halsband; barfuß brachten sie Milch im irdenen Krug aus dem 3 Werst entfernten Dorf Michnevo.

(75) Dorthin führte der einzige Weg durch einen großen Nadelwald. Papa und Mama gingen bisweilen dorthin. Ihrer Ansicht nach gab es dort, wie überall in Rußland, zu wenig Wohnraum für Arme und Wohlhabende, und immer schien es ihnen, als sei es dort öde. In den Wäldern um Moskau pflanzen die Bauern weder Bäume noch Büsche. Die Fenster sind leer, die Dächer schlecht mit Heu gedeckt, Blechdächer sieht man selten (außer vielleicht beim Popen oder bei einer Kneipe). Im Wald kann man sich nirgendwo erfrischen; im Wald von Michnevo hätten die Eltern gern ein freundliches Restaurant entdeckt – ich weiß noch, dass uns dieser Wunsch seltsam und unbegreiflich, ja sogar irgendwie kränkend erschien.

Die Eltern waren darüber betrübt, dass die Menschen unserer Umgebung keinerlei Bedürfnisse hatten und von wenigen Ausnahmen abgesehen nicht lesen und schreiben konnten. Vater war über die primitive Landwirtschaft entsetzt; davon war keine vernünftige Ernte zu erwarten, und die Klagen über die Kärglichkeit des Landlebens stießen bei ihm auf kein Mitgefühl – der langsame, durch Klima und Geschichte des russischen Volkes bedingte Lebensrhythmus ist mit dem Rhythmus der nicht weit entfernt lebenden Völker im Südwesten nicht vergleichbar.

(76) An die Datschenzäune kamen häufig Bettler, und alle Datschenbesitzer gaben ihnen etwas, denn sie hatten tiefes Verständnis für die Not, die sie betroffen hatte, und für ihre Hilflosigkeit angesichts der allgemeinen Armut. „Gebt dem Blinden!“ – bittet ein Alter, der einen blinden Jungen im Kaftan und mit Blindenstock führt; „Gib uns Brandopfern!“ – eine ganze Familie zieht vorbei, im Sommer bekleidet mit Schaffell oder damit, was man in der Eile beim Brand in seinem Dorf gerade greifen konnte. Sie tragen eine kleine Ikone in den Händen und weisen ein Dokument vor, das ihnen das Recht gibt, Almosen zu sammeln. In ihrer Stimme schwingt noch die Erschütterung über den überlebten Brand und den Verlust all ihrer Habe; Hilfe sehen sie nirgendwo, sie bekreuzigen sich und bitten um eine Gottesgabe. Und so ziehen sie durchs Land, und niemand ist da, der sich fragt, wie das denn weitergehen soll. Es kamen auch ständig dieselben Bettler; ich erinnere mich an eine alte Frau, wir nannten sie nach den Worten, mit denen sie uns schon von weitem laut klingend und feierlich ansprach: „Wohlergehen! Christus bewahre und erbarme sich!“ Wir gaben

(77) Brot, gaben Geld. „Habt ihr kein Schuhwerk?“ Wir liefen ins Haus, suchten passende Schuhe, fanden Carls Halbschuhe – unsere Füße waren zu klein, Carls aber deutlich zu groß -, ließen sie sie anprobieren; die Alte aber in ihrer Angst, wir könnten ihr die Schuhe wieder abnehmen, rief laut „Paßt genau!“ und machte sich auf den Weg, wobei sie fast die zu großen Schuhe verlor. Seitdem hieß sie bei uns „Paßt genau“.

In Malachovka lebt die große Familie Menzinger, sie hatten wohl 10 Kinder. Der Vater war einem fröhlichen Leben nicht abgeneigt. Er war mit einem gewissen Jacquemon und besonders mit dessen Frau befreundet, die häufig nach Malachovka kamen und die mit ihm gemeinsam auf die Jagd gingen. Die Menzinger-Kinder waren wohlerzo-

gen. Ich spielte mit Vitja Menzinger italienischen Schlagball, und wir lagen den ganzen Sommer im Wald und lasen Turgenev und Gogol'. Besagter Vitja verliebte sich, als er schon Schüler der letzten Klasse der Alexander-Handelshochschule war, in ein schönes, aber blödes Mädchen, das auch noch das Gymnasium besuchte. Er verliebte sich derart in sie, dass er von ihr nicht mehr loskam. Es stellte sich heraus, dass er von Natur aus hoffnungslos eifersüchtig war; er litt schrecklich, da er seine Schöne ständig verdächtigte und bewachte.

(78) Die schöne Katja hatte aber sehr bald einen anderen Verehrer, einen französischen Lehrer namens Cimetière (!), der sich mit ihr traf. Vitja litt unendlich. Kaum hatte er die Handelshochschule absolviert, heiratete er schleunigst Katja, um sie, wie er annahm, zu retten. Katja hatte keine Mutter, hatte keine Vorstellungen vom Leben, keine Mitgift; es langweilte sie, zu Hause zu sitzen, während ihr Mann irgendwo Dienst tat. Vitja fand bald Beweise für ihre Untreue, es kam zu einer schmerzlichen Trennung, und Katja gehörte bald dem einen, bald einem anderen.....

In der Schule lernten wir alle tanzen. Im Sommer hörte man in vielen Datschen „Geklimper“ von Flügeln, die aufs Land mitgenommen worden waren (!). Ich fuhr jede Woche nach Moskau zur Klavierstunde und übte ziemlich regelmäßig zu Hause. Unsere ganze Jugend liebte Musik – manchmal, wenn wir in einer der Datschen einen begabten Klavierspieler ausfindig machten, stahlen wir uns abends heimlich heran und hörten verzückt stundenlang Beethoven, Chopin oder Schubert. Die Jugend liebte es, solo oder im Chor zu singen. Hier hörte man dann auch schon bisweilen „Studentenlieder“ mit einer ideologischen „Ausrichtung“.

(79) Auch Opernmotive wurden gesungen, ganze Partien – aus „Ein Leben für den Zaren“, „O gebet, gebet mir die Freiheit“ aus „Fürst Igor“, oder „Der Liebe ist ein jedes Alter untertan“ oder Tatjanas „Ich liebe Euch, was kann ich mehr noch sagen“ aus „Eugen Onegin“. Wie gern saßen wir auf der Bank am Zaun, schauten gemeinsam auf zum dunklen Sternenhimmel und versuchten herauszufinden, wo das Sternbild des großen Bären war – Mitja nannte es Kasserolle. Er schaute oft mit dem Fahrrad bei uns vorbei, begleitet von einem riesigen tiefschwarzen Neufundländer, der sehr zum Verdruss meiner Mutter unseren wackligen Zaun übersprang und ihn dabei gewöhnlich umwarf.

Auf der anderen Seite der Eisenbahnstrecke hatte sich ein Liebhaber der Orchestermusik mit seiner großen Familie angesiedelt. Ihm gelang es, ein ordentliches Sommerorchester und ein Sommertheater zu etablieren. Großen Erfolg hatten auch die Tanzabende. Und nicht weit entfernt blühten die Geschäfte von Nikitin, der unsere jungen Leute verführte, indem er ihnen Bier und Wodka verkaufte. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ein Student aus der Nachbarschaft, der gesprächige spitznasige Ženja Gololobov, in seiner Studentenuniform eines späten Sommerabends unerwartet unter unseren Fenstern auftauchte und uns

(80) mit dem erst kürzlich von uns allen einstudierten „Gaudeamus igitur“ weckte; er hatte sich bei Nikitin vollaufen lassen, und so mußten wir ihn bei uns übernachten lassen, denn bis zu der elterlichen Datscha hätte er es nicht mehr geschafft. Am nächsten Morgen hörten wir Papas Belehrung, dass die Russen gewöhnlich nicht zu trinken verstünden; sie tranken sich auf nüchternen Magen voll und flößten sich alle möglichen nicht zueinander passenden Getränke ein. Žen'ka war morgens in recht kläglicher Verfassung und versuchte, sich möglichst unauffällig nach Hause aus dem Staub zu ma-

chen. Zu Hause aber lebten die Eltern in einer gespannten Beziehung: Der Vater hatte sich mit dem Zimmermädchen eingelassen, die chronisch kranke Mutter, die das bemerkt hatte, nahm Morphin. Die sehr lebhaft und ebenso gesprächig und bleichspitznasige Schwester Lydia ging ihren eigenen Weg und heiratete bald Paul, den ältesten der Menzinger-Brüder. Das Paar war glücklich und entschwand bald nach Taschkent.

An unserer Radrennbahn standen drei große reiche Datschen; in einer von ihnen wohnten die Birjukovs, die beiden ältesten Schwestern legten eine aristokratische Würde an den Tag. Obgleich sie sich nicht durch besondere Schönheit auszeichneten,

(81) waren sie doch ungewöhnlich, ja beinahe unwiderstehlich anziehend in ihrem Gang, ihren Kopfbewegungen, ihrer Redeweise - so anziehend, wie es gerade russische Frauen sein können. Sie waren sehr elegant gekleidet und trugen teure Ohrringe.

Ach ja, die Ohrringe - Evgenija Ivanovna trug gewöhnlich auch auf dem Land ihre Brillant-Ohrringe. Eines schönen Morgens ging sie in „unserem“ Wald hinter der Küche spazieren und begegnete dort einen Fremden, der von ihr die Herausgabe der Ohrringe verlangte; Evgenija Ivanovna war so verduzt, dass sie sie widerspruchslos hergab.

Neben den Birjukovs wohnte die Familie Rybakov. Sehr beliebt war der älteste Sohn, damals 20 Jahre alt; er war kurzsichtig, trug einen Zwicker, war hellblond, von mittlerem Wuchs und hatte eine schöne Singstimme, die ihm keine Ruhe ließ. Obwohl er einen Sprachfehler hatte - er lispelte -, nahm er Gesangsstunden, und bald ertönte vom Balkon des obersten Stockwerks bis hin zur Radrennbahn Balladen und Romanzen - „Die zerbrochene Vase“ von Arenskij, „Der Räuber“, „Ach, ich hab' sie geküßt“ In der dritten Datscha wohnte die Familie Ruska.

Man kann Malachovka nicht verlassen, ohne die Smith-Datschen zu erwähnen, zehn an der Zahl, in einer Reihe erbaut und von einem festen Holzzaun umgeben. Sie lagen an

(82) einem schönen sandigen Fußweg, der von der Station direkt zum See führte. In den Smith-Datschen wohnten natürlich Engländer, die alle untereinander bekannt waren. Von dort erklangen englische Stimmen, der Aufprall der Tennisbälle, kurze englische Sportausdrücke, die wir uns sehr bald zueigen machten, während wir den Bewegungen der Spieler folgten, die zu unserer Verwunderung aus irgendwelchen Gründen weiße Wollkleidung und teure weiße absatzlose Schuhe trugen. Dort wohnte die Familie Förster, die auch englisch sprach. Das Schicksal wollte es, dass ich 40 Jahre später unter meinen Patienten in Hannover mit einer interessanten älteren Dame bekannt wurde, der begabten Malerin von Baumbach, einer Verwandten jener Förster von Malachovka, bei denen sie in früheren Jahren zu Gast weilte. Beide erinnerten wir uns an Prelja Förster, die Nichte des Herrn von Baumbach; sie besuchte eine Zeitlang unsere Petri-Pauli-Schule, später erkrankte sie schwer. Der Name „Preilly“ war ihr von ihrem russischen Kindermädchen gegeben worden: „Prelest“ (bezaubernde Schönheit) ergab den Namen „Prelja“, und den behielt sie auch bei.

Die beiden bezaubernden eleganten Smith-Mädchen, mit dünnen Beinchen und mit sehr kurzen hellen, üppigen Röckchen bewegten sich wie Himmelsgeschöpfe, stets in Begleitung ihrer englischen Bonne. Wie Lipočka Stepun 20 Jahre später erzählte, waren sie auch Gegenstand

(83) seiner Verehrung zu den Zeiten von Malachovka gewesen; auf jenem Weg entlang

des Zauns folgte er heimlich ihren Spuren. Alle gingen damals im See baden. Da standen ganz in der Nähe des Seeufers zwei solide zwei- oder dreistöckige Datschen, in denen viele Jahre lang die Bermans wohnten, ältere Engländer, begüterte Leute von alter Kultur. Dass sie gingen oder sich bewegten, konnte man sich unmöglich vorstellen. Sie saßen ständig an derselben Stelle in ihrem großen Boot, mit breitrandigen hellen Strohhüten, er und sie ergraut, von kleinem Wuchs, der Papa mit blauer Brille und mit grauem englischen Backenbart (à la Dickens) und die Mama in einem weiten leichten Seiden-Manteau. Beide angelten schweigend in echt englischer Haltung stundenlang mit drei langen Bambusangeln. Die alten Leutchen strahlten rührenden Frieden und Harmonie aus, wenn sie so unter der großen Weide angelten. Dabei erklang gleichsam in atmosphärischem Einklang mit ihnen der unvergeßliche Froschgesang, der sich zu einem artistischen Chorkonzert steigerte – man konnte da erfahrene reife Solisten hören, die mit Pathos ihre Motive vortrugen, während offenkundig junge Fröschlinge sich ihnen nachzueifern bemühten, wobei sie an den hohen Tönen mit einem dramatischen Tremolo scheiterten – ein Konzert zum Lachen. Ach, Malachovka.....!)

(84) In der dritten Datscha wohnten die Ruskas; Vater und Mutter waren offenbar frankophone Schweizer. Sie hatten drei Söhne. Karl, Lolo und Oskar. Der älteste, Oskar, war Medizinstudent und schon auf Expeditionen ins Wolga-Gebiet gewesen, während der Cholera-Epidemie und auch während der Hungersnot; in den blühenden Gouvernements wurde für die Hungernden gesammelt, und man hörte von Aufständen in den Siedlungen der Betroffenen und von der Entsendung von Militär zur Wiederherstellung der „Ordnung“. Karl Ruska war ernst und reifer als die anderen. Er war blaß und mager, seine bräunlichen Augen waren besonders tief eingefallen, er schritt mit seinen langen Beinen und einem einfachen Stab weit aus. Gern ging er mit der Jugend spazieren, ließ sie an seiner Lebenserfahrung teilhaben und hatte so einen großen Einfluß auf alle.

Lolo war deutlich jünger und kleiner; er war lebhaft und aufmerksam und wurde später auch Arzt. Völlig zufällig trafen wir uns später auf einem Studentenball in der Moskauer Adelsversammlung in der berühmten weißen Säulenhalle bei Orchesterbegleitung und wunderbarer Illumination durch phantastische Kronleuchter. Zu Walzerklängen tanzten wir in einer Menge fröhlicher studentischer Paare, begeistert und froh über unser

(85) unerwartetes Treffen. Mein Kavalier war ein vorzüglicher Tänzer und führte den Tanz durch den ganzen unendlich großen Saal. Trotz unserer jugendlichen Kraft mußten wir unsere Kräfte zusammennehmen, um den unerwartet langen Weg durchzutanzten, und waren beide froh, als wir schließlich an unserem Ausgangspunkt landeten, bei unseren Kollegen. Unter ihnen waren einige dekorativ in Volkstracht gekleidete Serben (heute nennen wir sie Jugoslawen). Ihre Kleidung war sehr effektiv, dem kaukasischen Beschmet ähnlich, kunstvoll bestickt, darüber eine dunkle Jacke mit langen weiten glockenförmigen Ärmeln, schmaler Taille und einem weiten glockenartigen Wollumhang; das Schuhwerk war aus weichem Leder und verlieh dem Gang Elastizität. Katja Zavališina und ich hatten gerade das staatliche Arzt-Examen hinter uns und waren glücklich. Beeinträchtigt wurde meine Stimmung nur durch die Anwesenheit eines serbischen Kollegen, der seine Augen nicht von mir ließ. Aber darüber später

Die Familie Ferrein

Meine Eltern waren in Moskau mit der baltischen Familie von Gustav [Heinrich] Andreevič Ferrein befreundet. Heinrich Ferrein hatte die bekannte Apotheke am Roten Tor in seinem eigenen Haus. In der Apotheke, in der es, wie es sich gehört, immer

(86) nach Apotheke (Äther, Karbol und manchmal Chloroform) roch, arbeiteten außer dem Hausherrn einige Provisoren. Hier gab es eine Abteilung für den Handverkauf; dort schauten wir als Kinder gern rein und bekamen dort Gerstenzucker und Pfefferminzbonbons. Das Haus war geräumig und hatte eine große helle gemütliche Wohnung im ersten Stock. Papa Ferrein war ein guter Familienvater, stets gut gekleidet, und von freundlichem Aussehen; seine Augen waren hell, und sein Bart wurde langsam grau. Er machte gern Scherze und erzählte Anekdoten, immer auf Deutsch. Ich erinnere mich an sein Lied: „Wenn das meine Mutter wüßte,/ wie’s mir in der Fremde geht;/ Schuhe, Strümpfe sind zerrissen,/ durch die Hosen bläst der Wind“. Seine sehr liebe Frau, eine Baltin aus Reval, geb. Bienerts, hielt über die Jahre hinweg Kontakt zu ihren Verwandten und reiste jedes Jahr mit ihren Kindern an die Ostsee. Ihre Kinder waren sechs an der Zahl: die zwei Söhne Rikus (Heinrich?) und Fedja, beide Schüler des Petri-Pauli-Gymnasiums, später beide Apotheken-Provisoren, und vier Töchter – meine Freundinnen Lilja und Manja, ein und zwei Jahre älter als ich, und die kleinen Mädchen Elsa und Iročka, die von ihrem Kindermädchen nicht zu trennen waren. Diese Njanja nannte mich, um mich von ihrer Elsa zu unterscheiden, die „Marmor-Elsa“. [.....]

(87) Bei Ferreins war immer viel los. Sie lebten im Wohlstand, mit der den Balten eigenen patriarchalischen großzügigen Gastfreundschaft. Mama Ferrein wurde nach den vielen Geburten kränklich, ertrug aber tapfer Schmerzen und Blutungen. Auf dieser Grundlage freundeten sie und meine Mutter, die auch zu kränkeln begonnen hatte, sich an. Mama war sehr überrascht, als unsere Wäscherin auf ihre Klage über ihre Kränklichkeit in voller Überzeugung ausrief: „Aber Herrin, du bist doch schon längst dran mit dem Krankwerden!“

Beide hatten viel Humor, bewahrten aber gleichwohl einen kritischen Blick auf ihre Umwelt. Leider forderte die Krankheit ihren Tribut. Die arme Mama Ferrein erlag der Verlockung des Morphiums – sie lebte ja gleich neben der Apotheke -, und kam davon, wie in solchen Fällen üblich, nicht mehr los. Unter großen körperlichen und moralischen Qualen starb sie an Krebs und hinterließ noch kleine Kinder, die lange und bitterlich um sie weinten. „Da trauert Iročka um ihr Mutter“, höre ich noch ihre Amme. Das Begräbnis nahm unsere ganze Familie sehr mit. Der Begräbnisgottesdienst fand an einem hellen heißen Julitag im großen Saal des Ferreinschen Hauses statt Abgehalten wurde er von dem würdigen Pastor Dieckhoff aus unserer lutherischen Petri-Pauli-Kirche in Anwesenheit der ganzen Familie, der Verwandten, der Angestellten und Diener. Es war quälend, in dieser stickigen Hitze den Gottesdienst bis

(88) zum Ende neben dem Sarg durchzustehen; der Körper der Entschlafenen hatte offenkundig zu verwesen begonnen.

Aber die Familie F. fand sich nach diesem großen Verlust wieder zurecht. Lilja, Manja und die Brüder besuchten gewissenhaft das Gymnasium; sie wurden täglich vom Kutscher der Apotheke in der breiten Familienkutsche mit guten Pferden zur Schule gebracht. Manchmal wurden auch die jüngeren nur um der Fahrt willen gebracht. Einmal gab es einen amüsanten Anblick: die vier Mädchen hatten sich die gleichen blauen Fahrradschirmmützen aufgesetzt, wie sie damals die Jungen beim Fahrradfahren trugen. Daneben aber saßen die Brüder in der vorgeschriebenen Gymnasiastenuniform mit ihren Schirmmützen und den Initialen des Gymnasiums.

Am anderen Ende Moskaus, am Serpuchovskie-Tor stand auch eine Ferrein-Apotheke, die einem Verwandten gehörte, mit dem aber Heinrich offenbar nichts zu tun hatte. Und im Zentrum, auf der Nikol'skaja-Straße in der Nähe des Lubjanka-Platzes befand sich die berühmteste Ferrein-Apotheke, die Vladimir Karlovič gehörte, wohl dem Onkel des Besitzers der Apotheke am Roten Tor.

(89) Diese Apotheke auf der Nikol'skaja-Straße bestand seit den Zeiten Peters I. und war offenbar von den Vorfahren der Familie Ferrein gegründet worden. Damals, als Manja, Lilja und ich als kleine Mädchen abwechselnd vierhändig auf dem Flügel Mozart und Haydn klimperten und in Nachthemden zur großen Belustigung der Amme und Papa Ferrein Polka und Mazurka tanzten, damals hätte ich es mir nicht träumen lassen, dass ich viele Jahre später im Analyse-Labor dieser Ferrein-Apotheke auf der Nikol'skaja-Straße arbeiten würde.

Aber zurück zu H. A. Ferrein. Er trug mit Würde seine Witwerschaft, erzog seine Kinder und arbeitete für sie. Er mochte Gesellschaft, liebte gute Zigarren und das Kartenspiel – das auch von meinem Vater und Papa Kirkaldie geliebte (und in Deutschland bis heute beliebte) Skatenspiel. Einmal, es war im Sommer, war Herr Ferrein nach Malachovka auf die Datscha zum Skat mit unseren Nachbarn Kirkaldie eingeladen worden. Der Sohn, George Kirkaldie, sollte ihn von der Bahn abholen und nahm den großen jungen und noch unerzogenen Bernhardiner mit. Auf dem Rasen fing der Hund vor Übermut an zu toben und warf völlig unerwartet unseren

(90) Gast um, so dass dieser sich den linken Unterschenkel brach und zum großen Schrecken aller Anwesenden für kurze Zeit das Bewußtsein verlor. Als Herr Ferrein wieder zu sich kam, verlangte er entschieden, nach Hause gebracht zu werden. Die Männer brachten eine ausgehängte Tür aus der Datscha, schoben sie unter den Verunglückten und trugen ihn zu dritt zurück zur Bahnstation. Dort mußten sie lange warten, um endlich die Tür mit der ungewöhnlichen Fracht im Gepäckwagen unterbringen zu können; in Moskau angekommen, händigten die bekümmerten Kartenspieler ihren Kollegen einem bekannten Arzt aus. Vier Wochen später war der Bruch verheilt, und H. Ferrein lief wieder ohne erkennbaren Schaden herum.

Papa Ferrein ist mir noch durch sein sarkastisches Lachen beim Kegeln in Malachovka in Erinnerung (mein Vater und sein Brüder veranstalteten das selber in unserem Garten). Den Lärm der fallenden Kegel und die lauten Rufe der Spieler hörten unsere Nachbarn Kirkaldie nicht, zudem nahm Papa Kirkaldie selber gern am Spiel teil, wobei er in den Pausen besonders gelungene Stellen aus Fritz Reuters „Ut mine Stromtid“ auf Plattdeutsch rezitierte und mit meiner Mutter erörterte.

(91) Im Alter wurde Herr Ferrein sehr blaß, aß vorsichtig und wurde schweigsam. Er ahnte, dass er an Magenkrebs erkrankt war, und tatsächlich starb er auch bald. Sein

Sohn Fedor (Theodor) Andreevič erzählte mir viel später, dass sein Vater ihm noch im Sterben ein Zeichen gab und ihm seinen Wunsch mitteilte: im Sarg unter dem Kissen ein Skatspiel. Dem Sohn gelang es, diesen Wunsch heimlich zu erfüllen.

Ein gefährlicher Bootsausflug

Damals war in Rußland große Gastfreundschaft die Regel; so auch bei uns und allen unseren Bekannten. Besonders auf der Datscha war in allen Familien stets irgend jemand zu Besuch. So kamen auch Lilja und Manja einmal zu Besuch nach Malachovka. An ihrem Ankunftstag brachten sie die Schwestern Rozenblum mit einer Gouvernante mit; Olja Rozenblum war eine gute Schülerin aus meiner Klasse. Sie war still, sehr klein, hatte braune, freundliche Augen und einen langen Zopf aus dichtem kastanienbraunen Haar. Die Schwestern Rozenblum verließen uns bald, sie wohnten im benachbarten Datschenort „Udel'naja“. Wir aber beschlossen, zusammen mit Vanja Kirkaldie, Otto und Franz Boot zu fahren, nahmen vier Ruder mit Rudergabeln und begaben uns zu sechst an den See. Vanja setzte sich an den Bug, die Brüder an die Ruder und wir Mädchen ans Steuer. Alles klappte prächtig. Es war windstill. Am Ufer, wo es leicht nach Sumpf und Badeanstalt roch, kamen wir gut an den Bermanschen Hunden vorbei, an der gefährlichen sabbrigen Bulldogge

(92) Snappy und der weißgefleckten, eleganten und nervösen Gappy, die gewöhnlich von den bezaubernden jugendlichen Geschwistern Wolja und seiner Schwester Ljolja beaufsichtigt wurden. Das waren Enkel der alten Bermans, Waisen, wie es hieß; sie hingen sehr aneinander und waren unzertrennlich. Den gutaussehenden, schwarzäugigen, klugen und selbstbewußten Volja, einen Klassenkameraden von Fedor Stepun in der deutschen Michaels-Lehranstalt, kannte ich von den Kirkaldies. Später entwickelte er sich in einer unguuten Weise. Ihn ruinierte seine ungewöhnliche Schönheit, die auch Männer anzog; und selbst sein kalter kritischer Verstand, der ihm grenzenlose Möglichkeiten im Leben eröffnete, aber auch bodenlose Abgründe, in die es ihn immer tiefer hinabzog, konnte ihn nicht retten.

Einmal pro Woche, von uns gern gesehen, erschien zur Tanzstunde in einem natürlich makellosen Frack der bejahrte Monsieur Ermolov, Tanzmeister des kaiserlichen Balletts des Bolshoi-Theaters, in Begleitung eines bescheidenen, schweigsamen Geigers. Monsieur Ermolov brachte durch sein Erscheinen und durch seine französischen Ausrufe eine Atmosphäre adliger Weltläufigkeit und völliger Freiheit von den lästigen Schulpflichten mit. Wie angenehm war es, den Klängen der Polonaise zu lauschen und, dem eleganten Vorbild unseres Maestros folgend, in prächtigen Tanzschuhen sich über das glänzende Parkett zu bewegen! Danach folgte der Walzer, eine echt polnische Mazurka mit ihren Schritten und vieles Andere.

(93) Wie sich herausstellte, hatte auch Marija Fedorovna Stepun Jahre vor mir bei eben diesem Monsieur Ermolov und eben diesem Geiger an eben diesem Ort mit gro-

ßem Vergnügen Tanzstunden genommen.

So hatten wir also unser Boot bestiegen und gelangten nach etwa zwanzig Minuten zu den schwimmenden Inseln, die wir schon lange kannten, die uns aber deswegen interessierten, weil man sich mit dem Boot durch die schmalen Zwischenräume hindurchzwängen und bis zum Ende des Sees gelangen konnte, vorbei an jenen geheimen Stellen, wo schlanke Birken im Torfgrund wuchsen, wo es Schilf gab, wo Vögel aus dem Sumpfgas aufflatterten und man bisweilen auch Moosbeeren finden konnte. Es war nicht leicht, zwischen diesen Inseln hindurchzukommen; sie zu betreten, war gefährlich. Mein Bruder Carl war nur einmal auf ihnen umhergegangen und hatte sich dafür an den Füßen Bretter von beträchtlicher Größe befestigt. Zwei Stunden arbeiteten wir uns mit den Rudern in unterschiedlichen Richtungen voran und triumphierten endlich, als wir die Inseln zusammen mit ihren Birken überwunden hatten und schließlich zur schmalen Spitze des Sees kamen. Dort ging der See unter dem Bogen einer Eisenbahnbrücke in ein schmales sumpfiges Flößchen über. Dorthin fuhren wir und zogen das Boot unter der schmalen Brücke mit ihrem schwächlichen Geländer hindurch; unter dem Brückenbogen sangen wir natürlich und probierten, ob das Echo funktioniert: „Wie heißt der Bürgermeister von Wesel?“ – „Esel!“ (russ. Äquivalent von «Кто была первая дева?» - «Ева!»).

Das Flößchen war uninteressant, und wir beschlossen zurückzukehren. Wieder hatten

(94) wir das Heck mit dem Steuer und auch schon die Mitte des Boots unter der Brücke hindurchgezogen, aber der Bug blieb hängen – Vanja Kirkaldie war zu leicht, er wollte der Bug runterdrücken, indem er sich am Brückengeländer festhielt. Ich wollte ihm zur Hilfe kommen und erhob mich, aber das Boot löste sich, geriet in Bewegung, und Vanja hing plötzlich am Geländer, während ich auf meinem Rückweg zu meinem Platz am Steuer vom Bootsrand aus kopfüber ins Wasser fiel. Als ich die Augen öffnete, hielt ich mich wie durch ein Wunder mit einer Hand am Bootsrand fest. Franz und Otto zogen mich schleunigst aus dem Wasser; den Boden hatte ich unter meinen Füßen. nicht gespürt. Lilja und Manja waren geistesgegenwärtig genug, um auf die andere Seite des Bootes zu eilen, so dass es Gott sei Dank nicht kenterte. Zitternd vor Kälte lag ich auf allen Vieren im Boot und erblickte Vanja, wie er immer noch am schwachen Geländer hing. Wir näherten uns, er setzte sich auf den Bug. Es war kalt, und der Abend nahte. Ich heulte vor Kälte und Schrecken. Uns war schnell

(95) klar, dass ich den langen Rückweg in der nassen Kleidung nicht aushalten würde, und beschlossen, mit Manja Ferrein nach „Udel'naja“ zu den Rozenblums zu laufen, deren Adresse wir ja vor ein paar Stunden erfahren hatte. Die anderen machten sich auf den Rückweg. Der Weg zu Rozenblums führte über die Bahnstation, wo gerade der Datschen-Zug aus Moskau mit den Datschen-Vätern einlief und alle Welt mich als „Schiffbrüchige“ erblickte. Zum Glück brauchten wir die Datscha von Rozenblums nicht lange zu suchen. Dort half man sehr freundlich mit frischer Kleidung, wobei ich die Bluse und den glockigen Rock der Gouvernante anziehen mußte, da die Kleidung der kleinen Mädchen der Rozenblums mir nicht paßten. Meine nassen Kleider wurden in der warmen Küche aufgehängt, und ich eilte mit Manja nach Hause, über den langen fremden Rock stolpernd, mit fremden Schuhen und mit offenen nassen Haaren. In diesem Aufzug kamen wir endlich zu Hause an. Mein Mutter empfing mich mit einer Ohrfeige. Ich wäre fast ertrunken und war mit großer Mühe nach Hause gekommen – meine Mutter aber

empfang mich so, und dazu noch in Gegenwart von Gästen! Von diesem Tag an sah ich meine Mutter mit anderen Augen an. Ich bin bis heute ein Feind der deutschen Ohrfeigen. Die Eltern schlugen die Kinder „in der Hitze“, aber auch aus Prinzip – sozusagen: „Paß doch auf!“ -, und sie schlugen sofort auf die Wange; die hiesigen Kinder empfinden das nicht als Kränkung. Daher

(96) vernahm ich einmal von Dmitrij Fedorovič: „Schlag einen Deutschen ins Gesicht, er wird sich noch danach ablecken!“ Die Deutschen außerhalb Deutschlands bemerken diese Kränkung nicht, da sie für jedes Vergehen eine Ohrfeige bekommen. Das wurde mir erst klar, als ich später nach Deutschland umzog und das Familienleben der Deutschen, ihre Gewohnheiten, Bräuche und ihre Erziehung näher kennenlernte, die mir, ehrlich gesagt, bis heute (in gewissem Maß) fremd ist.

Eigentum und Diebstahl in Rußland

Noch eine letzte Ergänzung zum Leben in Malachovka, ohne die sich kein vollständiges Bild ergäbe. Es geht um den Diebstahl in Rußland. Das Land ist unermesslich, das Volk ungebildet und arm. Wälder und Felder sind staatlich. Eine Aufsicht über diesen Besitz ist weder zu merken noch zu sehen. Im Wald einen Baum fällen, ihn nach Hause schleppen und verwenden – das wird nicht kontrolliert und interessiert niemanden. Mit einem Fuhrwerk in jeder Richtung und jederzeit über das Feld zu fahren, ist kein Problem und muß vor niemandem gerechtfertigt werden. Es ist ja schließlich im Winter manchmal bequemer, im tiefen Schnee zu fahren als auf einem tief ausgefahrenen Weg; und im Sommer wird man so nicht vollgestaubt.... Und so sieht jeder nur seinen Vorteil..... Um Moskau herum ist die Erde überwiegend sandig und unfruchtbar; Obstplantagen gibt es praktisch nicht. Wenn jemand auf der Datscha Apfelbäume oder ein paar

(97) Beete Erdbeeren oder Salat pflanzte, so mußte er seinen Besitz eifrig vor Dieben hüten. Fast jeden Sommer kam es besonders vor den hohen Feiertagen – Pfingsten oder Peter und Paul – zu Kellerdiebstählen; gestohlen wurde Fleisch, Butter, Geflügel oder Flaschen mit Wein oder Kwass. Der Eingang in die Scheune oder den Vorratsraum bei der Datscha war natürlich mit einem Riegel und einem Vorhängeschloß abgeschlossen, aber das ist ja auf der ganzen Welt nur ein Hindernis für die Ehrlichen. Abgesehen von den Speisevorräten wurden die Dorfdiebe auch noch durch das weiße Segeltuch zum Diebstahl verlockt, das dekorativ auf dem Balkon hing. Nicht selten wurde es von den Dorfjungen zur eigenen Verwendung abgeschnitten. Ich erinnere mich daran, dass einmal vor einem Feiertag bei den Kirkaldies das Kalbfleisch mitsamt Beilagen gestohlen wurde, so dass die Familie zwei Tage ohne das erwartete Essen blieb und dass Evgenija Ivanovna am kleinen uralten Damenschreibtisch saß und auf dem schönen russischen Kugel-Rechenbrett den entstandenen Schaden für das häusliche Budget ausrechnete.

Bei uns hörte unser Stubenmädchen etwas in der Scheune, erschrak und rief

derart hysterisch: „Diebe, Diebe, haltet sie, Hilfe!!!“, dass alle im Hause wach wurden. Vater ergriff seinen Monte Christo, ging um die Datscha herum, erblickte im Halbdunkel eine undeutliche Gestalt und schoß – Gott sei Dank wegen seiner Kurzsichtigkeit in die Luft, so dass er

(98) nicht unsere Köchin traf, die aus dem Haus gelaufen war.

Und so verging der Sommer 1898. Zufällig wurde übrigens jemand gesucht, der einem russischen Jungen aus der Nachbarschaft, der die deutsche Schule besuchte, Deutsch beibringen sollte. Ich bot meine Dienste an. Der Junge erwies sich als begabt und interessiert. Als der Sommer zu Ende ging, hatte er die Deklination und Konjugation gelernt und freute sich, dass das bei ihm so gut klappte. Sein Vater war mit uns beiden zufrieden. Und ich machte mich zum ersten Mal mit dem Gedanken vertraut, dass ich „Geld verdienen“ konnte.

Der Herbst brach an, es wurde Zeit, die Datscha zu verlassen; es mußte gepackt werden. Ich erinnere mich, dass mich zur Abendstunde eine Trauer überkam und das Gefühl in mir aufstieg, dass diese Zeit nie wieder zurückkehren werde und wir in dieser Datscha nie wieder wohnen würden. Zum Abschied ging ich hinaus in den dunklen Garten, atmete den Duft von Reseda und Heliotrop ein, umarmte meine geliebte Birke und verabschiedete mich von ihr, indem ich mein Gesicht an ihre weiße glatte Rinde drückte.

Oberstufe im Gymnasium

(99) Im Gymnasium wurde der Lernstoff im letzten Jahr wichtiger und interessanter. Unter anderem erhielten wir die Möglichkeit, zusätzliche Deutschstunden zu nehmen und uns sozusagen mit deutscher Philologie zu befassen. Einige Schülerinnen nahmen dieses Angebot wahr, darunter auch ich. So konnten wir eine offizielle Lehrprüfung im Moskauer Bezirk ablegen und erhielten die Berechtigung, uns „Hauslehrerin der deutschen Sprache“ zu nennen. Das Schuljahr ging zu Ende. Viele von uns waren am Theater interessiert. Meine Freundin Manja Klempner wohnte neben dem privaten Korsch-Theater; die Klempners gingen häufig ins Theater. Einmal gingen wir als Gruppe an einem Sonntag zu einer Vormittagsvorstellung im Kaiserlichen Kleinen Theater und legten für Logenplätze zusammen; diese Gelegenheit hatte sich unerwartet ergeben, und ich hatte die Eltern vorher nicht um Erlaubnis gefragt. So kam ich später nach Hause und verspätete mich zum Mittagessen. Zu Hause hatte Mama, die damals sehr jähzornig und nervös war, sich schon große Sorgen gemacht, und ich wurde von den Eltern mit heftigen Vorwürfen und Schlägen ins Gesicht empfangen, so dass ich am nächsten Tag mit geschwellenem Gesicht und blauen Flecken unter den Augen in der Schule erschien. Ich schämte mich entsetzlich, als ich

(100) zur Schule ging, und überstand diesen und die nächsten Tage nur mit Mühe. Meine Klassenkameradinnen taten so, als bemerkten sie nichts. Aber meine Beziehung zu

den Eltern änderte sich dadurch. Die Brüder redeten nicht über diesen Vorfall.

Die Zeit verging, und die Abitur-Prüfung kam näher. Unsere alte und erfahrene Französisch-Lehrerin Mlle Hennon – sie hatte ein Lorgnon an einer langen dunklen Kette, trug ein dunkles, gut geschnittenes Kleid mit angedeuteter Schleife nach der Mode jener Zeit und sprach mit uns ausschließlich französisch – schlug der Klasse vor, anlässlich des Schulabschlusses ein Schauspiel aufzuführen, natürlich auf Französisch; die Wahl fiel auf Racines Drama „Athalie“, das wir gerade durchnahmen, und so wurden die Rollen sofort verteilt. Wir lasen sie zuerst zu Hause, dann in der Klasse vor; Begeisterung und Interesse verspürten wir, besonders zu Anfang, nicht, aber allmählich fanden wir doch Geschmack daran, besonders als die Rollen für die Aufführung

(101) endgültig verteilt waren: So erhielt meine drei Jahre ältere Klassennachbarin, die wunderschöne Tochter frankophoner Schweizer, Liliane Rodé die Rolle der Hauptfigur, der Athalie. Wir redeten uns in der Klasse aus irgendeinem Grunde gewöhnlich mit dem Familiennamen an, und Lilianes Familiennamen betonten wir zum Scherz auf dem „e“ – wohl wissend, dass ihr Name nur aus einer Silbe bestand. Mlle Hennon bemerkte unseren Altersunterschied und konstatierte einmal: „L'ainée et la cadette“ (ich war tatsächlich die jüngste von allen). Rodé lebte in betrüblichen Umständen: Die Eltern verdienten ihren Lebensunterhalt mit französischem Privatunterricht. Sie bewohnten zwei Hotelzimmer in der Nähe unseres Gymnasiums und nahmen daher ihr Essen auch im Hotel ein; sie lebten recht abgeschieden, was auch sowohl von ihren bereits bejahrten Eltern als auch von ihrer einzigen Tochter durchaus bemerkt wurde. Sie hatten auch einen älteren Sohn, er lebte weit weg, im Ausland; wie sich später herausstellte, diente er in der Fremdenlegion irgendwo in Afrika. Er starb an Schwindsucht. Offenbar hing es damit zusammen, dass auch unsere Rodé

(102) häufig krank war, hustete und nervlich labil war. Wenn sie in der Stunde aufgerufen wurde, bebte sie vor Aufregung, das Gesicht bedeckte sich mit roten Flecken, und ihre Stimme zitterte. Sie war keine schlechte Schülerin und beherrschte die russische Sprache gut, obwohl sie zu Hause kein Russisch hörte. Wenn sie in der Stunde schnell und wie immer aufgeregt antwortete, bildete sich in ihren Lippenwinkeln feiner Schaum. Die Rolle von Athalies Enkel erhielt jene Olja Rozenblum, die ich schon erwähnt habe, als ich ins Wasser fiel (in den See von Malachovka). Ol'ga war ein begabtes und kluges Mädchen, dass wegen seiner geringen Körpergröße und auch dem Charakter nach hervorragend zu dieser Rolle paßte. Wir mußten unser Französisch verbessern und außerdem uns auch dem Chorgesang widmen, denn das Drama war im pseudoklassischen Stil geschrieben. Das Fest wollten wir musikalisch einleiten. Die Schwestern Manja und Ljonja Klempner, ich und Dibbern (eine Deutschschweizerin, hübsch, mit dunklen Ringen unter den Augen und einem erstaunlich dicken Zopf)

(103) fingen gemäß dem Vorschlag der Klempners an, die Jubel-Ouvertüre von Weber an zwei Flügeln zu vier Händen einzuüben. Wir Pianistinnen hatten uns gewissenhaft zu Hause vorbereitet und probten ein paar Mal in der Schul-Aula unter den glänzenden, prunkvollen Zarenporträts unsere Ouvertüre. Unter Mitwirkung des Bruders Bernhard Klempner, der uns die Einsätze gab, machten wir unsere Sache auch im eigentlichen Konzert gut. Ich erinnere mich an das dreieckige Podium aus weißen Brettern in der rechten Saalecke, wo es auch zur Toilette ging. Hier, für das Publikum unsichtbar, stand unser Dirigent Bernhard Klempner und schlug still mit einer Notenrolle an den nötigen

Stellen den Takt. Für die gespendeten Gelder – das Podium hatte 500 Rubel gekostet – hatten wir ein kleines Buffet eingerichtet und dazu auch Limonade und Selterswasser gekauft. Es kam der Moment unseres Auftritts, der uns Pianistinnen und alle, die zum ersten Mal auf der Bühne standen, in gehöriges Lampenfieber versetzte. Für den Chor im Drama „Athalie“ schon in unsere weißen Konfirmationskleider aus dem vorigen Jahr gekleidet, schlugen wir gleichzeitig den ersten Akkord an, machten Gott sei Dank auch gleichzeitig Schluß

(104) und verbeugten uns unter dem Beifall des vielköpfigen Publikums. Wir ließen den leichten weißen Vorhang herab, den wir aus hellem, für den Datscha-Balkon bestimmten Segeltuch hergestellt hatten, verhüllten den Flügel, errichteten den Thron für die alte Herrscherin Athalie-Rodé und sangen, fünfzehn Mädchen an der Zahl in einer Reihe, in spießigen weißen Übertüchern über den Kleidern den Eröffnungsschor über die althebräischen Ereignisse auf Französisch. Und da erscheint Athalie-Rodé in einer Kleidung, an die ich mich nicht mehr erinnere, aber ich höre noch, wie ihre Stimme während des ganzen Stücks vor Aufregung zitterte und wie sie verzweifelt ausrief (schade, dass mir Racines Text jetzt nicht vorliegt): „Oh rage, oh désespoire, oh vieillesse ennemie, n'ai-je tant vécu, que...pour cette infamie!“ Als der Vorhang sich hob, stand ich mit dem Chor an der Rampe, den Rücken beinahe dem Publikum zugekehrt, und fühlte nicht, wie der untere Rand des Vorhangs den Saum meines Kleides mit sich nahm und meinen Rock unmerklich zum Entsetzen meiner Mutter, die dies bemerkte, anhob. Aber der schwere Stoff des Rocks rettete mich: der Saum rutschte zurück, und alles ging ohne Blamage ab.

(105) Zum Schluß sangen wir noch Zugaben, es gab den obligatorischen Beifall und einige Vorhänge. Liliane Rodé und Olja Rozenblum hatten unbestreitbaren Erfolg. Und dann bemerkten wir, dass wir bei der Organisation unserer Feier einen Fehler gemacht hatten: unser Buffet war im Handumdrehen von den Schülern leergegessen und – getrunken, und für die Erwachsenen war nichts mehr übrig. Nun begann der Tanzabend. Es stellte sich heraus, dass meine Klassenkameradinnen, die älter und in diesen Dingen erfahrener waren, sich schon mit ihren Kavaliern verabredet hatten und fröhlich los-tanzten, während ich mich aus Unerfahrenheit um Kavaliere nicht vorher gekümmert hatte; meine Brüder aber interessierten sich nicht für die Feier, und so stand ich ohne Tanzpartner da. Es schmerzte mich, an der Wand zu sitzen und den Freundinnen bei ihren Erfolgen zuzuschauen. Ich schlug meinen Eltern vor, das Fest zu verlassen, und da sie meine Stimmung sahen, willigten sie ein und gingen gern mit mir nach Hause.

Während der Schulzeit waren wir nicht selten krank, hatten Angina, Influenza oder auch Bauchschmerzen, weil wir zu viel gegessen hatten.

Wenn ich im Bett lag, las ich viel. Von meinem älteren Bruder, der sehr belesen war und sich für Theater und Kunst interessierte, bekam ich häufig Bücher, die vielleicht meinem Alter nicht entsprachen, worüber

(106) sich meine Mutter, die schlecht russisch verstand und an Heimweh litt, laut empörte: „Die russische Literatur ist unmoralisch, was liest du da – aha, schon wieder!“ Die herannahenden Schritte meiner Mutter gingen mir auf die Nerven.

Es kam das Frühjahr 1899, die Zeit unserer Schulentlassung. Die Jahre 1898-99 waren für unsere Familie nicht leicht. Mein älterer Bruder Carl hatte sich nach Abschluß des Michaels-Gymnasiums ohne großes Nachdenken dem Kaufmannsberuf zugewandt

und arbeitete in Vaters Büro. Niemand hatte sich Gedanken gemacht, ob das seinen Interessen entsprach; erst im nachhinein, erst nach seinem tragischen Tod wurde Mutter und mir klar, dass er hätte studieren und Historiker werden sollen. So aber erhielt Carl anfangs ein bescheidenes Einkommen, wohnte zu Hause, kaute die Nägel, trieb seine Scherze mit uns Kindern und diskutierte mit Vater ernsthaft über die Politik, die Staatsfinanzen, die Entwicklung der Aktienkurse, die englische Politik, über Bismarck und seine Entlassung, die Reden des jungen Kaisers Wilhelm, die im „Käseblatt“, der „Moskauer Deutschen Zeitung“, wörtlich abgedruckt wurden – ihr Redakteur war ein Herr Kicherer, ein früherer Lehrer von Carl.

(107) **Carls Fehltritt**

Unsere Bekanntschaft und Freundschaft mit der Familie Kirkaldie brachte es mit sich, dass Carl und Katja, die zu einer Schönheit aufgeblüht war, sich ineinander verliebten. Und obwohl Carl erst 19 und Katja 22 Jahre alt war, führte die Beziehung zu einer Schwangerschaft, einem sogenannten Skandal in unserer Gesellschaft. Als Evgenija Ivanovna Kirkaldie davon erfuhr, fuhr sie mit Ekaterina (Katja) in die tiefste Provinz nach Orjol, wo der Pastor das junge Paar traute. Katja weinte bitterlich. Im August kam das Töchterchen Ženja (Eugenie) in Orjol zur Welt, und Katja kehrte mit ihr nach Moskau zurück. Das junge Paar nahm sich eine bescheidene Wohnung und lebte von da an selbstständig, wohnte aber im Sommer mit uns auf der Datscha. Ich weiß noch, dass Katja, die von Kindesbeinen an von einem Hygienefimmel befangen war, Ženička nach allen möglichen hygienischen Vorschriften aufzog. Sie konnte das Kind nicht lange stillen, und so schaffte man einen Apparat an, der die Kuhmilch nach den neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen sterilisierte. Katja sterilisierte die Milch dermaßen gründlich, dass das Kind in Ohnmacht mit Krämpfen fiel (Tetanie mit Laryngospasmus – Stimmritzenkrampf) und die Stirn mit kaltem Schweiß bedeckt war. Wir konnten nur entsetzt zusehen, und Katja legte vorsichtig ein weißes leichtes Tuch auf das Gesicht. Zum Glück ging alles gut aus, und die Ernährung wurde umgestellt.

(108) Carls Verhalten war ein schwerer Schlag für meine Eltern. Sie fühlten sich vor der Gesellschaft zutiefst beschämt, sie sahen, dass die Karriere des Sohnes in der Gesellschaft ruiniert war, ganz zu schweigen von der Schande, die der befreundeten Familie Kirkaldie angetan war. Meine Brüder standen zu Weihnachten unter dem Weihnachtsbaum betreten herum, Mama weinte, und Vater las uns mit gebrochener Stimme die Moral. Zum ersten Mal war unser ältester Bruder nicht dabei. Wir Kinder waren uns bei der Beurteilung des Ganzen im unklaren, aber Carl sah in seinem Handeln so etwas wie einen Protest gegen die bürgerliche Dumpfheit, ein Zeichen der Unabhängigkeit vom Segen des Pastors oder von der elterlichen Erlaubnis, „eine Provokation der Gesellschaft“. Aber diese Provokation war wohl kaum erfolgreich; das war doch eher ein grober Jungenstreich, der ganz offenkundig ihm selber und der Stellung unserer Familie in der Gesellschaft geschadet hat, mehr nicht.

Dmitrij Vinokurov

Es war Winter, es kam die Fastnachtswoche. Die Eltern waren abends irgendwohin ausgegangen. Bei uns war Dmitrij (Mitja) Vinokurov, der mit Otto und Franz befreundet war. Wir kamen auf Fastnachtsvergnügungen zu sprechen, und schon machten wir uns auf zur „Truba“,

(109) dem Truba-Platz, wo wir uns eine Troika nehmen und zu viert, natürlich heimlich, in das vor den Toren der Stadt gelegene Restaurant „Strel'na“ fahren wollten, jenes Restaurant, in dem sich die Jeunesse dorée Moskaus traf und die Studenten an „Tatjanas Tag“, dem Gründungstag der Moskauer Universität, zusammenkamen. Es wurde erzählt, dass dort einmal der Rechtsanwalt Plevako, ein stadtbekannter Moskauer Jurist, von Studenten erkannt, umringt und mit unangenehmen Fragen konfrontiert wurde. Er hatte sich wegen des Gedränges im Saal auf einen Tisch gestellt, hielt sich am Stamm einer der Palmen fest, die den Saal schmückten und tat den Ausspruch: „Dies ist nicht der Baum der Erkenntnis des Guten und des Bösen, ich kann Ihre Frage nicht beantworten“. Vor Überraschung begannen alle zu lachen, und der Konflikt löste sich in Wohlgefallen auf.

Ein anderes Mal, Plevako war noch ein junger Student, ging er durch den Kreml, hörte Kirchengesang und ging in die offenstehende Himmelfahrts-Kirche; zwei von den singenden Nonnen nahm Plevako am Arm und lief mit ihnen, das Lied „Es jagt dahin die

(110) kühne Troika“ auf den Lippen, ins Freie – natürlich zur völligen Verblüffung der jungen Nonnen, von denen er sich auch schleunigst verabschiedete.

Wir begaben uns mit Mitja, unserem „Kapitalisten“, zur Truba, und fanden dort eine passende Troika; ich sehe noch den freundlichen Kutscher in seiner typischen Kutscher-Kleidung vor mir. Mitja handelte schnell den Preis aus, wir machten es uns in dem geräumigen Schlitten gemütlich, und los ging die Fahrt mit drei guten Pferden, aus der Stadt hinaus. Je schneller die Pferde liefen, desto häufiger flogen Schneeklumpen von den Hufen auf uns und desto stärker empfanden wir die Kälte des freien Feldes in der Dunkelheit. Bald waren wir am lichtglänzenden, eleganten verglasten Entrée des Restaurants angelangt. Uns war nicht klar, dass wir alle zu jung waren, um solch ein gefährliches Zentrum der Versuchungen zu besuchen. Mitja, der die „Praktische Akademie der Commerzwissenschaften“ absolviert hatte, war in Zivil gekleidet, sah erwachsen aus, und trug, nach Ausweis seines Passes, den von dem damaligen Minister S. Ju. Witte eingeführten Titel eines Persönlichen Ehrenbürgers (im Unterschied zum Titel eines Erblichen Ehrenbürgers).

(111) Aber Otto und Franz waren in ihrer Schüleruniform in einer dummen Lage; zwar hatte Otto schnell seine Schirmmütze gegen Mitjas Lammfellkappe getauscht, aber diese Maskerade half nicht. Die Lakaien, die zu unserer Verlegenheit schon von unseren Pelzen den Schnee abzustreifen begonnen hatten, hielten inne, und der Diensthabende kam im Frack und erklärte uns, dass für Schüler der Eintritt verboten war. Wir bestiegen

wieder unsere Troika, die zum Glück noch da stand, und kehrten still und bescheiden nach Hause zurück. Gott sei Dank waren unsere Eltern noch nicht zurückgekehrt. Ich hatte mir auf dem Rückweg wegen des zunehmenden Frostes die Wangen angefroren – es war nicht das erste Mal; zu Hause fingen Otto und Mitja an, meine Wangen mit einem Wollhandschuh zu reiben, bis sie rot wurden – und plötzlich küßte Mitja seine Hälfte – na ja, es war ja nichts dabei. Leicht beschämt durch den Mißerfolg unseres Unternehmens nahmen wir von Mitja Abschied und legten uns still schlafen. „Das war vielleicht eine Fahrt!“ lachten später Mitja und ich. Ja, das war eine Fahrt!

In diesem Winter hatten sich die Eltern mit Kirkaldies verabredet, ohne Vorwarnung in Verkleidung Bekannte zu besuchen. Ich weiß noch, wie verblüfft wir waren und uns vor Lachen ausschütten wollten, als wir Papa erblickten, der sich mit

(112) einem langen weiten Baumwollkleid, einer weißen Schürze, einem bunten Kopftuch und – um das Gesicht mit dem Schnurrbart zu verbergen – einer breiten Maske mit aufgedunsenen rosa Wangen verkleidet hatte. Diese plötzliche Verwandlung unseres ernsthaften, erwachsenen Vaters in ein fremdes Wesen, eine russische Amme, mit der man seinen Scherz treiben konnte – wir waren völlig von den Socken! Mme Kirkaldie stellte ein Schulmädchen dar, und das paßte wunderbar zu ihrer hageren, nicht sehr hochgewachsenen Erscheinung, ihren lebhaften Bewegungen und ihrem großen Zopf. Dabei kam ihr sehr Elsas (Kirkaldies) braune Turnkleidung zupaß. (Wir, d.h. Katja und Elsa Kirkaldie, ich und Anja Oberberg, gingen einige Winter in Folge zwei Mal pro Woche zur Gymnastik auf dem Blumen-Boulevard (Cvetnoj Bul'var), wo die Turnhalle der deutschen Kolonie war, neben dem berühmten Gebäude des Salomonskij-Zirkus; das Gebäude wurde damals von der deutschen Familie Richter geführt; ich erinnere mich noch an den jungen Sohn, einen provokant verwegenen Reiter. Seine unglaublich effektvolle Nummer bestand darin, dass er, hoch unter der Zirkuskuppel, auf einem

(113) prächtigen Pferd saß und von der Plattform, auf der sein Pferd stand, ein prächtiges Feuerwerk losließ; das Publikum war hingerissen.) Mama trug ein braunes Samtbaret, und Elsa Kirkali stellte eine vagabundierende Straßensängerin mit einem Kopftuch dar, an ihrer Schulter hing eine kleine Spieldose; ihr rieten wir, das Lied zu singen: „Geliebt hab ich, gelitten hab ich, bald aber, der Schuft, verließ er mich“. Am besten aber sah George aus, im Frack mit einem vollen Spitzenjabot und Manschetten, Socken, Schuhen mit Spange und einem Lorgnon. Mme Kirkaldie rundete ihren Aufzug mit einem spießigen Überwurf aus meinem Bett anstelle einer Schürze ab und begab sich, gehorsam dem Kindermädchen folgend, mit den übrigen zu den Bekannten (Schlesingers).

Abitur

Im Mai 1899 begannen die Abiturprüfungen. Einige Ausländerinnen hatten wir bis dahin schon verloren – Delacroix, Monja Levenson, die schon irgendwelche kostbaren Smaragd-Ohringe trug und den verworfenen „Bauchtanz“ zu tanzen verstand, und die

einzigste russische Klassenkameradin Lidija Tarasova, die sich schon in der Dämmerung in den Passagen herumtrieb und bald zu einer reifen Frau geworden war.

An die Abiturprüfung selber habe ich keine genaue Erinnerung mehr. Und auch

(114) die Aushändigung der Abiturdiplome hat keinen Eindruck hinterlassen.

Die Banderowska, eine katholische Polin, unsere Klassenbeste, erhielt, glaube ich, eine Medaille. Und mit der Tumarkina ereignete sich ein Skandal. Mlle Hennon weigerte sich, Manja Tumarkina zu prüfen, weil ihre Französisch-Kenntnisse während des letzten Jahres nicht ausreichend gewesen seien. Manja (d.h. Emma; den Namen Manja hatte sie auf eigenen Wunsch angenommen; getauft war sie nicht) hatte diese Weigerung nicht erwartet, war entsetzt und beleidigt und verkündete laut heulend, ihr Vater würde sehr böse werden. Es gab ein großes Durcheinander. Mlle Löwenstein setzte sich für Manja ein. Von seiten des Schulrats wurde auf die Französin Druck ausgeübt. Es kam eine ganze Kommission, und in ihrer Gegenwart mußte Mlle Hennon eine Woche später Manja prüfen. Ich erinnere mich noch gut, dass es mir und der ganzen Klasse peinlich war, diesem Spektakel beizuwohnen: Mlle Hennon stellte Manja mit unnatürlicher Geduld einfache Fragen, Manja antwortete schlecht und unsicher und übersetzte langsam. Ach ja, an eines erinnere ich mich noch: als wir – Klempler,

(115) Tumarkina und ich – beim Verlassen der Schule zum letzten Mal die Schwelle der Schule überschritten, spuckte Manja voll Erleichterung und Verachtung auf die Schwelle, und ich tat es ihr nach.

Kulturelles Leben

Die Tumarkina stand schon damals in Verbindung zu einem Kreis revolutionär gesinnter junger Leute, zum Teil Verwandten der Familie: Raisa, die Cousine der Fondaminskijs („sie ist nicht schön, besitzt aber geistige Schönheit“), Goc, eine Person, die damals schon das Pseudonym Solncev trug, Cejtlin, auch ein Cousin der Tee-Firma Vysockij, ein Gedichte schreibender Jude mit viel Geschmack (als Strafe für seine Gedichte wurde ihm das Recht entzogen, seinen Wohnsitz in den Hauptstädten zu nehmen). Dies waren alles „Sozialrevolutionäre“, die ihre Zusammenkünfte und heißen Diskussionen zunächst in Privatwohnungen, später aber in den Fabriken unter Arbeitern und in den Hörsälen der Universität abhielten. Das Schicksal der Tumarkina war außergewöhnlich: Der Hauptteil ihres Lebens verlief in Paris, wo sie auch starb (?); das Französische muß sie durch eine Laune des Schicksals schließlich besser als ihre Mitschülerinnen erlernt haben. Früh heiratete sie den Sozialrevolutionär Avkentieff, der in der Peter-Pauls-Festung inhaftiert war (später war er unter Kerenskij kurzzeitig Innenminister). Sie hatte eine Geburt auf einer Finnland-Reise, studierte in Deutschland, in Halle, und verfaßte eine

(116) Dissertation an der Philosophischen Fakultät über Dostoevskij (Stepun: „ein eklektisches Verständnis“). Wir haben uns später ab und zu Briefe geschrieben.

Mein Vater war mit meinem erfolgreichen Abitur (mit der Note „gut“) zufrieden und schenkte mir ein Damenfahrrad und einen schönen, maßgeschneiderten Eichhörnchen-Pelz aus grauem sibirischen Eichhörnchen – leicht und warm, mit blauem Wollfutter und einem Lammfellkragen. Mama litt während des Winters sehr an einer Frauenkrankheit und mußte sich im Krankenhaus am Jauza-Boulevard bei Dr. Zajaickij einer Operation unterziehen. Es kam zu einer Vereiterung mit hohem Fieber. Otto, ich und Franz begaben uns einmal, als es Mama schon besser ging, ins Krankenhaus; auf dem Rückweg verirrten wir uns total und kehrten völlig verängstigt und müde mit großer Verspätung nach Hause zurück.

In diesem Jahr widmete ich mich, nunmehr von der Schule befreit, mehr dem Klavierspiel und begleitete meinen Vater am Flügel, wenn er sang: „Es ragt ins Meer der Runenstein“ (Heine, Musik von Wolff), „Oh Jugend, wie bist so schön“, „Ich bin der Mönch Waldramus, dem süßes Leid geschah, ich läute die Abendglocken...“ Mama und Carl gingen häufig ins Theater; von den Gastspielen der Duse waren sie völlig hingerissen, aber gar nicht gefiel ihnen

(117) die alte Sarah Bernard, die den Aiglon, den unglücklichen Sohn Napoleons, zu gekünstelt darstellte, einen Jüngling, der nur ein Drittel so alt war wie sie; Carl machte zu Hause ihre süßholzraspelnde Sprache nach. Es kam Siegfried Wagner, der Sohn von Richard Wagner, und dirigierte mit großem Erfolg im Bolschoi-Theater, wenn ich mich richtig erinnere, Humperdincks „Hänsel und Gretel“ und Wagners „Siegfried“. Aber das größte Erlebnis war das Jubiläums-Gastspiel von Maria Nikolajevna Ermolova in der Rolle der Jungfrau von Orleans. Vater hatte Logenplätze für die ganze Familie genommen, es war ein unvergeßlicher Abend.

Carl hatte damals einen Handel mit Photoapparaten zusammen mit einem gewissen Peszczanski begonnen. Ich erhielt das Angebot, Porträtphotos zu retuschieren, d.h. mit Tusche unmerklich Makel, Falten und Flecken zu verdecken, dabei aber die charakteristischen Gesichtszüge möglichst zu bewahren. Einige Monate verbrachte ich ohne besonderen Erfolg mit dieser Beschäftigung. Schließlich platzte das Geschäft, der Kompagnon erwies sich dabei als ein durchtriebener Fuchs. Viele Jahre später – Vater hatte in Belokamennaja ein schönes Holzhaus als Winterdatscha gekauft – hörte ich, wie

(118) Mutter auf dem Balkon angesichts eines ungestalten archaischen Hockers ausrief: „Wie kommt denn dieses Ungetüm hierher?“ Vater entgegnete: „Vorsicht, das ist ein Andenken an Herrn Peszczanski, das hat mich 20.000 Rubel gekostet!“

Mit Photographieren befaßten sich alle meine drei Brüder intensiv; bis heute haben sich einige Aufnahmen aus jener Zeit erhalten. Besonders aktiv war Otto; ihm war ein großes, besonders gelungenes Porträt von V. A. Vinokurova, der Mutter von Mitja (Dmitrij), zu verdanken. Damals wurde viel improvisiert; so wurden die Platten mit verschiedenen selbsterfundenen chemischen Mitteln entwickelt, die Dunkelkammer mit Rotlicht war natürlich in der Toilette, und die Kleidung der Jungen trug häufig Spuren der Chemikalien. Heimlich besuchte ich als Gasthörerin im Polytechnischen Museum die Vorlesungen für die höheren Frauenkurse; dabei interessierten mich besonders die Vorlesungen von Prof. Kiesewetter (der später von den Bolschewiken verbannt wurde) über die Reformen von Katharina der Großen und Peter dem Großen.

Klavierspiel

(119) Ich machte Fortschritte im Musikunterricht bei Emil Erastovič Dietrich, einem „verrußten“ Sachsen, der aus dem Leipziger Konservatorium kam. In Moskau lebte er schon lange, und er war mit der Witwe Elena Pavlovna Glazunova verheiratet, die in ihrem kleinen Haus (in der Ljamina-Gasse in der Nähe des Kursker Bahnhofs) wohnte. Wenn man klingelte, wurde die Tür zum bescheidenen Vorzimmer von Emil Erastovič selbst geöffnet, einem älteren kleineren Herrn mit lichtem ergrauten Haar, mit krummen Beinen, der den Ankömmling immer mit tiefer, freundlicher Stimme begrüßte. Das Russische beherrschte er vollkommen; vielleicht war er in Moskau geboren; sein Vater war wohl Mitglied des Orchesters des Bolschoi-Theaters. Vielleicht war er nur wegen der Konservatoriums-Ausbildung in Leipzig gewesen? Er spielte phantastisch, hatte einen wunderbaren Anschlag und, ungeachtet seiner kleinen gerundeten Hand, eine für mich natürlich unerreichbare Technik. Zu seinem großen Leidwesen waren seine Hände häufig kalt wie Eis. Er litt an Diabetes, und wie sich später herausstellte, litt seine füllige kleine Frau auch daran. Wenn ich am Sonntagmorgen zum Unterricht kam, saß Elena Pavlovna immer in dem geöffneten Nachbarzimmer und füllte mit ihrem schweren Leib den großen weichen Sessel aus.

(120) Ihr großes weiches, immer breit lächelndes Gesicht mit dem Doppelkinn hätte Ähnlichkeit mit einem Kuheuter gehabt, wäre es nicht durch den ungewöhnlich lebhaften Blick der leicht hervorstehenden Augen belebt worden. Sie trug einen eleganten hellen, seidenen Morgenmantel mit weiten Ärmeln; da sie keinen Hals hatte, hatte sie auch keinen Halsausschnitt. Ihr ganzer Aufzug wurde beherrscht von einem teuren, enorm breiten hellblauen oder rosa Atlasband, das ihren gewaltigen Busen und den Bauch bedeckte, der beim Lachen wogte. In ihrem Umgangston erinnerten sie an den Stil der alten Grundbesitzer; einander zärtlich zugetan, siezten sie einander und sprachen sich mit Vor- und Vatersnamen an.

[der folgende Textabschnitt wohin?

(120 Forts.) Julij Ris war etwas kleiner als Carl; er war ein höflicher, schwarzhaariger Jüngling, an dessen Nase immer ein Tropfen hing. Wie alle Juden interessierte er sich für das Theater. Damals diskutierte die ganze russische Gesellschaft intensiv die Werke Lev Tolstojs, besonders die „Kreuzersonate“ und „Die Macht der Finsternis“ (auch Mitja war einmal auf dem Weg zur Vorlesung der Versuchung ausgesetzt: „Junger Mann, kaufen Sie doch die Werke des Grafen, die Kreuzersonate...“ [vgl. II, S. 27a]). Julij hatte in unserem Stadtteil des Roždestvenskij-Boulevards das Volks-Theater „Skomoroch“ ausfindig gemacht,

(121) ein zirkusähnliches Gebäude. Dort waren die Schauspieler, sagte man, einfache

Laien, es gab aber auch Naturbegabungen. Gelegentlich, so wie im vorliegenden Fall, besuchte auch Lev Tolstoj die Aufführungen der „Macht der Finsternis“; mit dem Spiel war Mitja zufrieden, vom Inhalt aber (natürlich) niedergeschlagen. Julij wollte auch dort hin gehen, aber seine Eltern hatten es ihm offenbar nur unter der Bedingung erlaubt, dass Carl auch ginge. Als er bei uns klingelte, öffnete Mama. Sie hatte schon von dem Plan der Jugendlichen gehört, wollte aber nicht erlauben, dass sie sich so eine zweifelhafte Sache ansähen. Julij aber war ehrlich erschrocken, dass es mit dem Theater nicht klappen könne; er ergriff bittend ihre Hand und bat derart inständig in seiner gedehnten Aussprache: „Laas’ er mitgehen!“, dass Mama sich erweichen ließ und es gestattete; später erinnerte sie sich noch häufig mit Belustigung an diese Szene. Die jungen Leute aber fühlten im „Komödiant“ vielleicht zum ersten Mal im Leben Entsetzen und Abscheu, als sie einen tiefen Blick in die abgründigen Motive so mancher schrecklichen Verhaltensweisen der Menschen taten.]

Gott sei Dank tauschte Emil Erastovič den alten Flügel, dessen Repetiermechanik schon kaum mehr funktionierte, gegen einen neuen, wohltönenden aus. Die Stunde vor mir hatte immer der aufgeschossene Gymnasiast Moser, der schon in die letzte Klasse ging. Es gab damals in Moskau die Orgelfabrik Moser und Blessing –

(122) stammt der unlängst verstorbene Bundesbankpräsident Blessing (ich habe mir seine Worte eingepägt: Eine Inflation wird gemacht. Sie ist ein Betrug am Volk.) nicht vielleicht aus unseren Landen? Moser war älter als ich, spielte aber wenig ausdrucksvoll. Ich erinnere mich bis zum heutigen Tag daran, wie grob er ein Impromptu von Chopin spielte. Endlos paukte er es und diskutierte mit dem Lehrer. Elena Pavlovna wollte offenbar zwischen uns eine Romanze einfädeln und lächelte uns lebhaft und sehr offenkundig mit bedeutungsvollen Blicken auffordernd zu, aber natürlich wurde nichts daraus. (Außerdem kam der junge Mann plötzlich nicht mehr zur Klavierstunde.) Emil Erastovič gab mir eine Liszt-Bearbeitung von Lucia di Lammermoor zu spielen, ein Stück, das mich merklich voranbrachte. Wie üblich mußte ich auswendig und im richtigen Tempo spielen. Mit Herzklopfen setzte ich mich an den Flügel; mein Lehrer hatte sich abseits gesetzt, als sei er ein offizieller Zuhörer, und Elena Pavlovna saß in ihrem gewohnten Sessel, eher wie eine Zuschauerin. Als ich mit einiger Bravour dieses komplizierte Stück, das Phrasierungskunst und ein gehöriges Maß an Technik erforderte, beendet hatte,

(123) erhob sich mein Lehrer und sagte beifallkatschend zu mir: „Fräulein, Sie könnten doch *schrecklich gut* spielen!“ Und Elena Pavlovna sagte zu ihrem Mann: „Sie muß vor Publikum auftreten, ja, sie spielt so ähnlich wie die Ermolova!“ Ich aber entwarfnete mit meiner Entgegnung „Was hab’ ich denn davon?“ den armen Emil Erastovič völlig; seine Hände sanken herab, und er sagte kein Wort mehr. Damals war ich ganz der Lektüre von Pisarev und Dobroljubov hingegeben, hinzu kam „Was tun?“ von Černyševskij und insgeheim auch „Brot und Spiele“. Seltsamerweise erhält offenbar bis heute im privaten Musikunterricht der Schüler in der Regel keine Einführung in die Musiktheorie und –geschichte; das würde jeden jungen Schüler enorm fördern. Mein Lehrer stand dazu noch im Staatsdienst; er unterrichtete an den staatlichen Fraueninstituten als Inspektor

und war damit zugleich Vorgesetzter der jungen Künstler Sergej Rachmaninov, Gedeke, Juon, Medtner u.a. Diese jungen Männer waren wegen dieser Tätigkeit im Staatsdienst vom Militärdienst befreit. Mitjas Schwestern lernten am Mariinskij-Institut (am Bersenevskaja-Ufer an der Moskwa), die jüngeren – Ol'ga und Klaudia – bei Rachmaninov. In ihrer Klasse war eine begabte Georgierin namens Abuladse, eine phantastische Pianistin. Einmal ließ Rachmaninov die Klasse eine schriftliche Musikarbeit schreiben. Eine Woche später gab Rachmaninov den Fräuleins die Arbeit zurück

(124) und sagte mißmutig: „Sie haben alle bei Abuladse abgeschrieben!“ Natürlich widersprach niemand.

Reise nach Deutschland. Einstellung der Eltern zu Rußland

Mama ging es schlecht; die ihr verordneten Massagen des Bauchs riefen Fieberanfälle hervor. Die Masseuse Frau Protz-Vakano weigerte sich, die Behandlung fortzuführen, und riet,

Prof. von Olshausen in Berlin zu konsultieren. Und zu diesem Zeitpunkt kam die Einladung unserer Verwandten, zu einer Hochzeitsfeier nach München zu kommen.

Meine Eltern wollten also mit mir ins Ausland reisen, es ist leicht zu verstehen, dass das Aufregung und lange Vorbereitungen bedeutete. Besonders Mama war wegen ihrer Krankheit und ihres plötzlich aufbrechenden Heimwehs sehr aufgewühlt. Irgendwie empfand sie ihr Leben in dem ihr fremden Rußland als ein großes Opfer ihrerseits. In Gedanken verglich sie immer Rußland mit Deutschland, und zwar ihr Süddeutschland mit seiner Lebhaftigkeit, dem milden Klima und seiner ganzen positiven Entwicklung – das ganze von Bismarck erschaffene Land erblühte mit großer Geschwindigkeit. Und hier dagegen das Klima! Mama fürchtete den russischen Winter, ihr stockte der Atem an frostigen Tagen, und es wurde ihr angst und bange bei dem Gedanken, dass dieser schreckliche Frost von 25-27 Grad Réaumur (ca. minus 31-34 Grad Celsius) längere Zeit andauern sollte, bei dem die doppelten Fenster mit einer dicken kristallinen Eisschicht bedeckt sind und aus den doppelten Türen der Dampf quillt, die Türen in den Angeln kreischen und der frostige Schnee auf der Fahrbahn und dem Trottoir unter den Stiefeln knirscht. Natürlich war ihr alles fremd und so manches widerlich – das Schneuzen der Bauern und ihr Ausspucken auf offener Straße, ihr Fluchen, das besonders gut in der winterlichen Stille der Straßen zu hören war, die grobe Art, wie sie mit ihren Pferden

(125) – dem einzigen Transportmittel damals – umgingen, die fremden Gerüche – Borschtsch, heißes Schwarzbrot, verbranntes Sonnenblumenöl zur Fastenzeit, im Sommer dann überall Staub, Abfallgestank, Dröhnen von Rädern. Die große Armut und die Ergebenheit, mit der das einfache Volk sie ertrug, und gleich daneben seine Unreinlichkeit, offenkundige Faulheit und Verlogenheit – all das bedrückte sie. Ihr Leben in Rußland ertrug sie nur aus übergroßer Liebe zu Papa. Vater aber war seinerseits in Rußland ein Ausländer und hatte es, wie auch Mama, bis 1914 nicht geschafft, sich die russische

Sprache anzueignen, allerdings verstanden und lasen beide einigermaßen russisch. Mama, die in ihrer Jugend als Vaters Verlobte nach Petersburg gekommen war, hatte bald gelernt, aus der Reklame auf der Straße und an den Geschäften - eine Brezel beim Bäcker, Schinken und Fleisch beim Fleischer, Hering beim Fischhändler usw. - die russische Schrift mit der entsprechenden Bedeutung zu verbinden.

Papa litt nicht an Heimweh. Er hatte genug mit seinem Handel zu tun, in dem er erfolgreich war und, wie im Geschäftsleben üblich, so manches Auf und Ab durchmachte. Einmal kam es zu einer großen Katastrophe: Plötzlich verbrannte eine der großen Moskauer Passagen, in der, wie üblich, die Geschäfte Wand an Wand aneinandergereiht waren. Unter den von diesem Brand betroffenen Besitzern der Geschäfte waren auch Pappas Kunden.

(126) Alle meldeten sie Insolvenz an, mit einer einzigen Ausnahme: Nikolaj Ivanovič Smirnov stellte uns für den nächsten Sommer seine Datscha zur Verfügung, das war's aber auch. Vater verlor sein ganzes Vermögen innerhalb einer Schicksalsnacht. Mama nahm an diesem Unglück großen innerlichen Anteil und tat alles, um ihn zu unterstützen. Bertha von Vangel, meine Taufpatin, war Mitinhaberin der Puppen- und Spielwarenfabrik Schwarzkopf und suchte damals jemanden, der Puppenkleider entwerfen und fertigen konnte. Mama hatte viel Phantasie und Geschmack, und so nähte sie mit großem ästhetischen Erfolg Muster-Kleider für einige Puppen. Der geschäftliche Erfolg stellte sich umgehend ein; sie richtete eine Werkstatt ein, in der nach ihrer Anweisung einige Näherinnen arbeiteten. Ich erinnere mich noch gut - ich war fünf, und wir wohnten im Haus von Schilling -, wie die Näherinnen kleine Wäschestücke und Kleider für die Puppen nähten und ich mit meinen kleinen Fingern ihnen „half“, die mit der Nähmaschine genähten Ärmel und Hosen umzukrempeln. Tief hat sich mir eingepägt, wie sie mich nachher dafür lobten, ebenso

(127) wie die Mädchen unter Tränen das weiße seidene Leichengewand für meinen verstorbenen Bruder Fedja nähten.

Ja, nun im Nachhinein kann ich mir gut vorstellen, was für Kummer und Sorgen meine Eltern hatten. Verständlich ist auch, dass Mama in Gedanken bisweilen nach Deutschland zurückkehrte - sollte sie nicht dort mit Papa ein neues Leben anfangen? Papa aber dachte kaum an so etwas, sondern trug sich selbstverständlich mit den Gedanken der Wiedererrichtung seines Unternehmens an derselben Stelle. Und so blieben wir zu Mamas Leidwesen in Rußland - niemand schien sich damals vorstellen zu können, dass ein „großer Weltkrieg“ wie der von 1914 mit seinen schicksalhaften Folgen für Deutschland und Rußland und natürlich auch für unsere Familie möglich wäre.

Unsere Köchin Irina

Nun gut, im Jahre 1900 nahmen also Papa, Mama und ich für unsere Deutschlandreise Abschied von den Brüdern. Sie ließen wir in der Betreuung durch unsere Köchin Irina zurück. Ach Irina! Es war noch im Haus von Cyganov (an der Ecke Mjasnickaja und Zla-

toust'inkij-Gasse). Sie war eine Verwandte unserer Akulina, die bei uns sieben Jahre gearbeitet hatte und dann im Alter von immerhin 50 Jahren zum Erstaunen und Belustigung meiner Mutter einen alten Witwer heiratete. „Was wirst du denn mit ihm machen?“, fragte Mama, und beide lachten; leider starb Akulina, wie wir hörten, ein paar Jahre später an Krebs.

(128) Irina war noch älter, so um die sechzig, und recht klein; sie hatte braunes, glattgekämmtes, zu einem Knoten unter einem schwarzen Netz zusammengerolltes Haar und ein angenehmes Gesicht ohne besondere Merkmale, war sauber und zuvorkommend, kurz: eine von uns allen geschätzte echt russische Frau. Wie alle einfachen älteren Frauen damals konnte sie zu ihrem Bedauern weder schreiben noch lesen; dieses zu erlernen kam ihr aber nicht in den Sinn. Hinzu kam, dass sie schon alterssichtig war, und eine Hausangestellte mit Brille war damals unvorstellbar. Und doch zeichnete Irina Seliverstovna ein reges Interesse an geschichtlichen Ereignissen aus, vor allem wenn es um die Zaren und das Haus der Romanovs ging. Wie sich herausstellte, war sie in früher Jugend Leibeigene in einem Dorf unweit von Murom gewesen. An ihre Eltern hatte sie keine Erinnerung, aufgewachsen war sie in einem Herrenhaus, wo sie für ihre alte Herrin Botengänge erledigte. Dort ging es ihr nicht schlecht. Sie hatte auch eine etwas ältere Freundin. Die Tochter der Herrin erhielt zu ihrer Hochzeit als Mitgift unter anderem diese beiden Mädchen, und diese gerieten, nachdem sie von dort weit weg in ein anderes Gouvernement umgezogen waren,

(129) bei der neuen Herrin unter gestrenges Regiment. Damals, so kurz vor 1860, kursierten waren hartnäckige Gerüchte, dass die Leibeigenen freigelassen werden sollten. Die Gutsbesitzer aber bemühten sich, sich ihre hergebrachten Rechte so lange wie möglich zu erhalten, und in diesem Fall hatte die neue Herrin keine Hemmungen: Von Zeit zu Zeit schickte sie die beiden Mädchen in den Pferdestall, wo sie ausgepeitscht werden sollten: „Ach ja, nimm die Ariška (Irina) auch gleich dazu!“ Irina berichtete: „Nun ja, ich war noch ein Mädchen, die schlugen mich, ich reib mir den Hintern, und weg bin ich! Aber Saša war älter als ich, sie war schon verlobt; sie konnte diese Schande nicht ertragen, begehrte auf und wollte Hand an sich legen.“ Beide Mädchen beschlossen zu fliehen, zurück zur alten Herrin, ohne den Weg zu kennen und im vollen Bewußtsein der Gefahr, dafür nach dem Gesetz mit der Verbannung nach Sibirien bestraft zu werden. Ihnen gelang es zu entkommen, Bauern halfen ihnen heimlich. Sie flohen in ständiger Furcht, entdeckt zu werden; so konnten sie natürlich nur zu Fuß, bei Nacht und nur durch Wald fliehen – das war in den berühmt-berüchtigten Wäldern von Murom. Die Mädchen erreichten völlig ermattet das Gut und sanken ihrer alten Herrin zu Füßen, die über das Vorgefallene sehr bekümmert war. Sie verzieh ihnen. Und zum Glück kam

(130) am 19. Februar 1861 der Erlaß von Zar Alexander II. über die Aufhebung der Leibeigenschaft heraus. Wenn Irina davon erzählte, blickte sie die Ikone in unserer Küche an und bekreuzigte sich. Am liebsten hatte sie es, wenn die Erzählung „Der silberne Fürst“ von Aleksej Tolstoj vorgelesen wurde. Wir – Otto, Franz und ich – lasen ihr gern abwechselnd die auch für uns fesselnde, anschaulich geschriebene und uns bis dato unbekannte Geschichte vom Silbernen Fürsten vor. Irina aber hatte alle Ereignisse und Details noch von früher, als sie es auf ihrer früheren Dienststelle vorgelesen bekommen hatte, so genau in Erinnerung, dass sie uns selbst, wie es Kinder bei der Wiederholung eines oft gehörten Märchens tun, so manches Mal berichtigte, wenn wir nicht die richtige Seite aufgeschlagen hatten oder der Text nicht genau mit dem Wortlaut übereinstimmte, wie sie ihn im Gedächtnis hatte. Ein Analphabet nimmt Ereignisse und Gegen-

stände häufig erstaunlich intensiv und genau wahr so ähnlich wie ein Kind? Wie anschaulich, manchmal sogar theatralisch und sogar beinahe schauspielerisch können sich Russen, meist „einfache Leute“ in eine Rolle versetzen, wenn sie von erlebten Geschehnissen und persönlichen Gefühlen berichten; meine Mutter empfand das als übertrieben. Sie selber

(131) nahm damals alles sehr „emotional betont“ wahr; hinzu kam, dass sie von Natur aus zweifellos eine schauspielerische Begabung hatte und für Stimmungen, sogar versteckte Ironie, Trauer, Spott, Mitleid, Schicksalsergebenheit, Angst und Schrecken in der Seele des Gegenübers ein feines Gespür hatte.

Abreise

Zurück aber zu unserer Auslandsreise. Vater hatte ein Abteil im Kurswagen reserviert. Der Weg führte über Wjasma, Smolensk, Minsk, Belostok nach Warschau. Die Reise dauerte lange, wir fuhren über einen Tag, genau weiß ich es nicht mehr. Im Abteil war es gemütlich, von den Menschen im Wagen nahm ich keine Notiz. Meine Eltern bewegte einerseits der Gedanke daran, dass sie ihre Heimat nach so langen Jahren wiedersehen sollten, andererseits die Sorge wegen Mamas Krankheit – was würde der Professor in Berlin sagen? Dann waren wir schon in Warschau. Wir besuchten die Familie Weiler, mit der Papa geschäftlich zu tun hatte. Nach ein paar Stunden überquerten wir die Weichsel, einen unschönen Fluß, auf einer unangenehmen langen Brücke mit einer Fahrbahn, die mit waffelförmigen Eisenplatten belegt war – die armen

(132) Kutschpferde! – und auf der die Räder der Droschke einen Höllenlärm machten. Weiter ging's mit einem deutschen Zug, an den Grenzübertritt - von Aleksandrow nach Eydtkuhnen – erinnere ich mich nicht mehr. Dort hörte man schon deutsche Laute, das Personal war sehr höflich und sorgfältig gekleidet, ab und zu hörte man Bimmelsignale, die Luft war anders, wärmer. Berlin am Abend, ein Lichtermeer, überall ein Gefühl von Hetze. Der Bahnhof Friedrichstraße, dort bezogen wir das neue „Central-Hotel“. Je näher der Arzttermin heranrückte, desto nervöser wurde Mama; Papa war innerlich ruhig, während ich dauernd in Lachen ausbrach, wie das in diesem Alter so eben ist. Mein Gekicher brachte Mama zur Verzweiflung. „Dein Gekickel kann ich nicht mehr anhören!“ Beim Professor sah Mama ein anatomisches Schaubild, auf dem er die erkrankte Stelle, die seiner Meinung nach operiert werden mußte, rot markiert hatte. Ein paar Tage später fuhren wir nach Offenbach, zu Mamas Verwandten. Es war Frühling, die Obstbäume standen in Blüte. Wie hatte Mama uns Kinder in Moskau bedauert, dass wir Apfelbäume, Birnbäume und Kirschen praktisch nie hatten blühen sehen!

Die Offenbacher Verwandtschaft

(133) In Offenbach ist mir Mamas schon bejahrte und bereits verwitwete Stiefschwester Auguste, die nach ihrem Mann den Familiennamen Hinkel trug, im Gedächtnis geblieben, eine sehr angenehme, stattliche Dame mit breiter Stirn, breitem Lächeln und schallendem Lachen. Sie und Mama freuten sich sehr über das Wiedersehen und gaben sich natürlich sogleich den Erinnerungen an nahe und ferne Verwandte, Freunde und Bekannte hin. Daneben saß eine bescheidene bejahrte, ergraute Frau auf einem kleinen Stühlchen – das von Geburt an blinde „Minchen“. Sie gab gutmütige Kommentare zu den Gesprächen der übrigen ab und war unentwegt mit ihrer Strickwolle beschäftigt. Ihre Bemerkungen waren durchaus treffend und witzig. Die Kinder der Tante Auguste Hinkel, Fritz und Minna, sind mir nicht mehr im Gedächtnis, doch erinnere ich mich noch gut an das Photo von Minna im Kindesalter in unserem Moskauer Photoalbum: sorgfältig frisiert, in dem traditionellen schwarzen protestantischen Konfirmationskleid mit einem Kreuz am Halsband, in den gefalteten Händen ein weißes Spitzentüchlein; ein konzentrierter Blick,

(134) wie immer beim Photographen, die Fersen geschlossen, die Schuhspitzen auseinander – ganz wie es Erziehung und Mode gebieten.

Beide Schwestern machten sich nach Frankfurt auf, um einzukaufen und die Stadt anzusehen. Übrigens war damals gerade der neue Frankfurter Bahnhof errichtet worden, ein Wunderwerk der Eisenbahntechnik, mit einem gigantischen Glaskuppeldach, mit vielen Leucht- und anderen Signalen. Überall hingen ungewöhnliche Tafeln: „rechts gehen“, „Abort“, „Ausgang“ und „Verboten“. Dann die lange Liste der Haltestationen; an jedem abfahrbereiten Zug steht ein Ausrufer, und ruft plötzlich „Abfahren!“ – „unwillkürlich läufst du in Panik irgendwohin los“, ganz so wie in der Erzählung eines russischen „Auslandsreisenden“ (war das nicht bei Lejkin in seinem Buch „Unsere Landsleute im Ausland“?).

Die Damen fuhren nach Frankfurt mit der Straßenbahn – es ist historisch belegt, dass die erste städteverbindende Straßenbahnlinie in Deutschland eben die zwischen Frankfurt und Offenbach war, worauf die Offenbacher nicht wenig stolz waren. Die Arbeiter schauten den Metallsteg zwischen

(135) dem Triebwagen und der Stromleitung mißtrauisch an und sagten: „Se trauen ihr immer noch net, se binde se immer noch an“ (das „n“ des letzten Wortes französisch-nasal). In Frankfurt besuchten sie den ob seiner botanischen Raritäten berühmten Palmengarten, gingen auch ausgiebig Kaffee trinken, nachdem sie einige Geschäfte aufgesucht hatten. Sie kamen zurück und lachten unentwegt; sie lachten tagelang, bis ihnen die Tränen kamen; kaum schauten sie einander an, schon prusteten sie wieder vor Lachen. Uns blieb es dabei völlig unklar, worum es eigentlich ging (vielleicht war etwas in der Toilette vorgefallen?).

Vater und Mutter kauften anlässlich der bevorstehenden Hochzeit in München für Mutter und mich schöne Kleider. Mama erhielt ein dunkelrot-schwarz changierendes Seidenkleid und ich ein hellblaues „mit offenem Halsausschnitt, umrahmt von einem Plisse-Volant“ (wie bei Čechov).

Wir besichtigten Offenbach, versuchten uns zu erinnern, wer, wo und wann welches Haus oder Grundstück besessen habe, und sprachen gedankenverloren das Wort

„Tempelseemühle“ aus, als wir davorstanden.

(136) Vater, obwohl aus Kuppenheim in der Nähe von Rastatt gebürtig, hatte nach Ableistung der Wehrpflicht Commerzwissenschaften studiert, danach in einem Tabakgeschäft in Offenbach gearbeitet und damals die junge Elise Waller, eine ausgesprochene Schönheit, kennengelernt. Sie war die Tochter von Kasimir Ziehr, dem Forstaufseher des Grafen Schönborn, und (?????????????) Friederike Ziehr und ihrem Mann Jakob Waller II., einem Gerbermeister. Die Stadt Offenbach kam in der Folge wegen der ortsansässigen Gerbereien zu beträchtlichem Reichtum und Ansehen. So war auch mein Vater mit dieser Stadt durchaus vertraut. Die größeren Einkäufe aber tätigten meine Eltern doch in Frankfurt; unter anderem kauften sie für Mama einen Übergangsmantel. Es stellte sich dann aber heraus, dass die Ärmel zu eng waren, und man kam mit dem Geschäft überein, dass neue Ärmel angesetzt werden sollten. Gerade rechtzeitig zu unserer Abreise schickte das Geschäft eine Verkäuferin mit dem fertigen Mantel; Mama zog ihn an und entdeckte, dass Farbe und Material der Ärmel unterschiedlich waren. Sie regte sich darüber sehr auf, da das ja kaum wieder gutzumachen war: Der Mantel war in Frankfurt gekauft, aber tragen konnte man ihn nicht. Nach einigem Hin und Her

(137) nahm die Firma den Mantel schließlich zurück und erstattete den Betrag.

Die Münchner Verwandtschaft

In München kamen wir im Mai bei sehr schönem Wetter (und gesunder Luft) an und wohnten dort in der Königinstr. 65 in dem dreistöckigen Haus von Dr. med. Karl Leibl. Uns empfing geräuschvoll und gerührt ein älterer (57 Jahre), schwerfälliger und hochgewachsener bebrillter Mann mit einem großen Bauch, ein echt Münchener Bayer mit einem dunklen Ziegenbart, und machte uns mit seiner Familie bekannt. Die Familie – das war zunächst seine Frau, Papas Stiefmutter, acht Jahre älter als der Doktor, eine grauhaarige, nicht sehr hochgewachsene Dame, gebeugt, beim Gehen leicht mit dem rechten Bein hinkend, mit unregelmäßigen Gesichtszügen und schweren Lidern, mit Damenbart und einer leicht schräg stehenden Nase – nun ja, man könnte denken: eben eine häßliche alte Frau. Aber einmal saßen wir mit dem Doktor zusammen am runden Speisezimmertisch, da kam „Tante Ida“ zu uns herein und lächelte: Das war wie ein schönes Geschenk für uns; plötzlich wurde sie schön, wie die Fürstentochter Mary bei Tolstoj – jene bekanntlich, wenn sie weinte, durch ihren strahlenden Blick, diese aber beschenkte uns mit ihrem wahrhaft bezaubernden Lächeln.

(138) „Nun schaut, die scheen Frau!“ sagte der Doktor und reichte verzückt die Hand nach ihr aus. Ach ja, ihre Hände! Tante Ida litt an Gicht und hatte die für diese Krankheit typischen angeschwollenen und schwer beweglichen Finger, während die Hände des Doktors bei aller Schwerfälligkeit seines Körpers unerwartet elegant geformt waren – er betrachtete sie selber gern - und sich elegant bewegten. Mit der Zeit hatte ich Gelegenheit, ihn genauer zu betrachten, und ich prägte mir viele Besonderheiten seines Äußeren

ein, so etwa sein unbändiges dunkles, graugestrahntes Haar, das er von hinten nach vorn kämmte, sein aufmerksamer, zuweilen forschender Blick, sein wegen der Schwäche seiner recht langen, geraden Beine unsicherer Gang, seine kleinen Füße mit dem hohen Rist. Aus dem Haus ging er selten, die Treppe in den ersten Stock schaffte er kaum. Einmal gingen wir zusammen in die Pinakothek und schauten uns die berühmten Gemälde an, in denen sich Onkel Leibl gut auskannte; sein Vater war von Beruf Antiquitätenhändler, und von ihm hatte der Doktor wunderbare Porträts geerbt, die im Speisezimmer hingen: Porträts von ihm selber als Kind und von seinem Bruder. Und dann hing da noch im Wohnzimmer

(139) ein dunkles Heiligtum: „Christus am Kreuz“. Im Flüsterton war davon die Rede, dass es „ein Rembrandt“ und „von unschätzbarem Wert“ sei. Mir war es irgendwie unangenehm, angesichts dieses Christus auf dem Flügel zu spielen, der hier schräg in der Ecke stand. Das Speisezimmer war sehr repräsentativ und hell, mit teuren, schweren bodenlangen Portieren, Teppichen, Palmen und einer Apollo-Büste. Manchmal gab ich allerdings doch mein Repertoire zum Besten, zum Beispiel Liszts „Lucia di Lammermoore“ oder seine Rigoletto-Klaviertranskription. Nachdem ich meine anfängliche Zurückhaltung überwunden hatte, muß ich wohl ganz schön in die Tasten gegriffen und damit einen Zuhörer wohl in einige Verlegenheit versetzt haben. Das war ein Privatlehrer, Student der Philologie und Theologie und sehr musikalisch dazu. Er paukte mit Leibls 19jährigem Sohn Otto, der die letzte Klasse des Gymnasiums besuchte, für das Abitur. Der Sohn selber war eher an Theater und Gesang interessiert und kam häufig mit seinem Lehrer ins Speisezimmer, um sein Gehör und seine Stimme am Flügel zu prüfen. Mit „Ottóle“, wie ihn seine ihn anbetende Mutter (Tante Ida) nannte, schloß ich dann nähere Bekanntschaft, und wir fuhren viel gemeinsam Rad.

(140) In jenem Sommer lernte ich München gut kennen. Zwar war es heiß, aber nach Moskau fühlte ich mich dort sehr wohl, beinahe „wie in den Bergen“.

Von meinem Bestreben, Medizin zu studieren und den Arztberuf zu ergreifen, ließ ich mich nicht abbringen, vor allem, nachdem ich gesehen hatte, wie sehr für „Ottóle“ der Weg in die Universität und zu allen Gebieten der Wissenschaft geebnet war; mir dagegen waren alle Wege versperrt, nur weil ich dem weiblichen Geschlecht angehörte. Als wir beide einmal über mein Lebensziel sprachen, vernahm ich von ihm in jenem hochmütigen Ton, wie ihn Männer gegenüber Frauen anschlagen, die kategorische Antwort: „Es soll der Schuster bei seinen Leisten bleiben!“ Aus Höflichkeit schwieg ich dazu, aber Mama berichtete ich von dieser Unterhaltung.

Mama aber weihte ein paar Tage später Onkel Leibl, als sie sich auf dem Balkon mit ihm unterhielt, in meine Pläne ein, was dazu führte, dass er sehr beredt den Zugang von Frauen zur Hochschulbildung im allgemeinen und zum Medizinstudium im besonderen generell ablehnte. „Elise,“ sagte er zu meiner Mutter, „denk allein schon an die Leichen, an denen ein junges Mädchen schneiden muß, und dann zusammen mit den Studenten ...nei, nei... Des is doch kei Sach!“

(141) Mama stimmte ihm entschieden zu – über Universität und Medizin hatte ich fortan keinen Mucks zu äußern. Und dennoch hatte Onkel Leibl einen bestimmenden Einfluß auf meinen weiteren Lebensweg.

Inzwischen rückte der Hochzeitstermin immer näher, und wir lernten den Verlobten von Titi (Mathilde), der Tochter von Onkel Leibl, kennen, einen Studienrat Renner, der an

einem Gymnasium unterrichtete. Er war mittelgroß, rothaarig, hatte ein Bärtchen und eine Brille, trug einen dunklen Gehrock und eine etwas kurze enge Hose. Titi mit ihrer schmalen Nase ähnelte ihrem Vater, sie hatte goldblondes Haar und rosa Wangen, sprach und bewegte sich lebhaft; sicher war sie ein interessanter Mensch, aber irgendwie kam es zwischen uns nicht zu einer näheren Bekanntschaft. Später dachte ich daran, wie ihr Leben nach dem frühen Tod ihrer Mutter wohl verlaufen sein mag. (Ihre Mutter war die erste Frau von Onkel Leibl; ihm hatte sie übrigens ein nicht unbeträchtliches Kapital hinterlassen, das aus einem Lotteriegewinn stammte, von dem sie völlig zufällig Kenntnis bekommen hatte: Der junge Arzt Dr. Leibl besuchte mit seiner jungen Frau während eines Spaziergangs ein bescheidenes Ausflugsrestaurant. Dort bemerkte die Jungvermählte ein Plakat mit der Auflistung der Lotteriegewinne; es war im letzten Moment: Sie liefen hin und erhielten 60.000 Mark.

(142) Diese junge Frau starb früh bei der Geburt ihrer Tochter Titi. Dr. Leibl erzählte mir einmal, wie sehr er an diesem Verlust gelitten hatte. In seiner ersten Verzweiflung wollte er seinem Leben ein Ende machen und nahm Arsen ein. Aber er starb nicht, sondern verbrachte mit heftigem Erbrechen und Durchfall sehr prosaisch einige Tage in der Toilette, und mehr war nicht.) Wie aber mag es wohl seiner Tochter Titi in der Kindheit und später bei der Stiefmutter „Tante Ida“ ergangen sein und dann, als der gemeinsame Sohn Otto(le) geboren wurde? Ich hatte in den Tagen vor der Hochzeit von Titi den Eindruck, dass sie das Elternhaus ohne Bedauern, ja sogar irgendwie erleichtert verließ, wobei sie natürlich die Form mit vorgefertigten freundlichen Worten wahrte. Ich erinnere mich, dass die Verlobten nach dem Mittagessen im Kreis der Familie ins Wohnzimmer gehen durften, sozusagen um für sich allein zu sein, und hier bot sich dann uns – mir, meinen Eltern, dem Doktor, seiner Frau und dem Sohn – der peinliche, um nicht zu sagen unanständige Anblick von öffentlichen vorehelichen Küssen und Umarmungen (wie es bei Čechov in den „Kindern“ heißt: „Mir wurde so unanständig zumute.“). Die beiden saßen voreinander, der Bräutigam drückte die Braut eng an sich und küßte sie systematisch irgendwie unschön prosaisch-umständlich ab.

Mir und allen Anwesenden [damit bricht der Text von Bd. 1 ab].

Band 2

[begonnen 27. 5. 1975]

(143) Die Hochzeit aber war prachtvoll. Die Trauung fand in der großen katholischen Kirche in der Ludwigstraße in München im Kreis der ganzen Verwandten statt. Anwesend war dort Tante Ida, geborene Oberföll, aus Achern; von dort war auch ihr Bruder mit seiner Frau gekommen, ein ungewöhnlich schönes Paar, beide bejahrt, beide blauäugig, er schön frisiert und mit dunklem Bart, sie mit schönen hellgrauen Haaren und einer frischen Gesichtsfarbe. Beide hatten sieben Kinder, hatten ihr ganzes Leben miteinander in großer Eintracht gelebt und waren sichtlich überaus glücklich. Ihre Kinder waren schon erwachsen; mit der jüngsten Tochter, dem „Mariale“, schloß ich sofort, ein paar Tage vor der Hochzeit Freundschaft. Sie war zwei Jahre älter und auch größer als ich, dazu war sie hübsch, hatte Augen und einen Mund wie Kirschen und sprach „badenserisch“, was sie gutartig, vertrauenerweckend und schlicht erscheinen ließ. Als ich die dekorativ frisierten Brautjungern – es waren ihrer sechs, drei in rosa, drei in hellblauen Kleidern – zu Gesicht bekam, geriet ich in Zweifel, ob ich mit meinem gewöhnlichen schlichten Zopf auch gut genug frisiert sei, aber Mariale blickte mich an

(144) und lächelte: „Kannscht scho' zfridde sei.“ Das Hochzeitsessen fand in irgendeinem berühmten Restaurant statt. Onkel Leibl hatte das Hochzeitsmenü als Kenner kulinarischer Vergnügungen bereits viele Wochen vorher sorgfältig zusammengestellt. Ich erinnere mich: Nach einer Folge von schmackhaften sättigenden Gängen wurde ein Obst-Gang eingeschoben, wonach gemäß den Erfahrungen des Onkels der Magen wieder noch einmal so viele Speisen aufnehmen konnte, und zwar bei vollem Appetit und ohne schädliche Folgen. Wein trank ich nicht, das berühmte Münchener Bier probierte ich und ließ es stehen, aber während des langen Mittagessens aß ich nach russischer Sitte Brot; zu jedem Gericht wurde sehr leckeres helles Gebäck gereicht, von dem ich insgesamt neun Stück verschlang. Kein Wunder, dass ich ein halbes Jahr später bei meiner Rückkehr nach Hause zwanzig Pfund zugenommen hatte; Manja Klempner war bei der ersten Begegnung baff; sie schaute mich lange prüfend an und sagt langsam: „ein fremdes Wesen.“

(145) Der große freundliche Festsaal war von hellem Sonnenlicht durchflutet. Die Tische waren in L-Form entlang der ganzen Saalwand aufgebaut. Alle Gäste waren festlich gekleidet, und vor allem meine Eltern mit ihrem guten Geschmack machten, wie man heute auf Deutsch sagte, „eine gute Figur“. Ihr Hochzeitsgeschenk bestand aus einem wertvollen russischen Silberbesteck, das allen sehr gefiel. Den Damen wurden Tischherren zugeteilt, und auch neben mir saß ein gutaussehender hochgewachsener junger Mann, der, wie ich später erfuhr, im Haus von Onkel Leibl wohnte. Es wurden Tischreden gehalten, Onkel Leibl gab sich alle Mühe, geistreich zu sein, aber er hatte offenbar dem Alkohol bereits so reichlich zugesprochen, dass sein Toast auf die Braut und auf die anwesenden Damen – darunter auch auf die rosa-hellblauen Brautjungfern, die ihn mit einem Glas in der Hand umgaben – nicht mehr recht Hand und Fuß hatte. Interessanter war da schon die alte, aber lebhaftere Mutter Beck, die Schwiegermutter von Fanny, der ältesten Tochter der Oberfölls. Neben Mama Beck thronte ein wichtiger katholischer Würdenträger; er war es, der in der Kirche die Trauung vollzogen hatte.

(146) Den Geistlichen in allen Ländern der Erde ist gemeinsam, dass von ihnen etwas Unheimliches ausgeht, ganz gleich, ob im Osten oder im Westen. Je höher der Rang, desto weiter also der Weg von Seele zu Seele? Hier war es offensichtlich anders: Tante Ida

berichtete uns am nächsten Tag von dem Gespräch am Tisch: „Mutter Beck isch ja keschtlich“, die erzählte (dem Geistlichen) von dem zufälligen Vermögenszuwachs während ihrer jungen Ehe - sie hatte nämlich einen An- oder Verkauf von Wertpapieren veranlaßt, der zu einem hohen Gewinn geführt hatte, worauf der hohe Geistliche wohlwollend meinte: „Nun, Ihr Gatte hat es Ihnen wohl danken gewußt?“ - "Ja, da hab' ich 9 Monate später meinen Christel geboren." Der Kirchenmann lächelte wohlwollend und schwieg.

Die Hochzeit war vorbei, das junge Paar fuhr irgendwohin nach Bayern. In der Königinstraße, unserem Haus schräg gegenüber, befand sich auf einem großen Grundstück die Höhere Lehranstalt für Tiermedizin mit ihren Räumlichkeiten für die Tiere; von dort hörte man bisweilen

(147) Muhen und Wiehern, aber auch Hundegebell. In einer Nacht konnte es Onkel Leibl nicht mehr aushalten; er sprang in seiner Nachtwäsche auf den Balkon und brüllte mit überschnapper Stimme, dass es auf der ganzen Straße zu hören war: "Polizei, i kann's G'heul nimmer aashaltn, tut m'r d' Hund weg!" Die heulenden und bellenden Hunde wurden entfernt. Abends bat mich der Onkel häufig, ihm vorzulesen; er hatte eine wunderbare große Bibliothek und war an vielem interessiert. So wünschte er eines Abends die Memoiren von Chateaubriand im Original zu hören und vermerkte mit Befriedigung meine gute Aussprache - kein Wunder, bei unserer Mlle Hennon! Überhaupt war die französische Sprache beliebt, und eine gute Aussprache war üblich. Es stellte sich heraus, dass der Onkel mit der russischen Literatur vertraut war. Mit zufriedem Lächeln erinnerte er sich an Szenen aus dem „Revisor“ und den „Toten Seelen“ von Gogol“. Einmal sprach er völlig unerwartet das Wort „Schwolotz“ aus und schaute mich listig lächelnd erwartungsvoll an. Ich erstarrte natürlich, denn trotz der falschen Aussprache erkannte ich das russische Schimpfwort („swolotsch“ - „Mistkerl“); er hatte es aufgeschnappt, als er einmal Zeuge eines heftigen Streits zwischen seinem Bruder und dessen „Dame“ wurde, einer russischen Schauspielerin, die sich dem Trunk ergeben hatte. Lang ist's her.

(148) Mama war krank. Auf Anraten des Onkels ließ sie sich in der Privatklinik von Dr. Ziegenspeck (!) operieren, einem korpulenten Bayern, der gern jagte. Nach der ersten Operation in Moskau war es zu Vereiterungen gekommen, und nun mußte man den Eiterherd entfernen. Soweit war alles in Ordnung, aber Dr. Ziegenspeck machte einen Fehler; im Eifer des Gefechts spülte er den Eiterherd mit Quecksilberchlorid, und es kam zu einer beinahe tödlichen Vergiftung - mehrere Wochen lang mußte Mama heldenhaft dagegen ankämpfen. Ich besuchte sie jeden Tag mit dem Fahrrad in der weit entfernten Klinik. Mama war häufig bewußtlos; ich weiß noch, dass ihr Kopfkissen schweißnaß und ihr Puls schwach war. Befremdlich war, dass der Doktor dennoch verschwand, um auf Jagd zu gehen, während im Krankenhaus nur die alte Hebamme Frau Brandt zurückblieb. Andere medizinische Hilfskräfte bekamen wir nicht zu Gesicht.

(149) Es war heiß. Im Hause Leibl waren die Fenster nachts geöffnet. Plötzlich vernahm ich eines Nachts, wie irgend jemand im Wohnzimmer leise ins Speisezimmer schlich, womöglich um das Silber zu stehlen, - oder gar in mein Zimmer? Für mich selbst völlig unerwartet, schrie ich aus Leibeskräften „Hilfe, Hilfe!“. Im Nu - „Elsa, was isch, was isch?“ - war das alte Ehepaar zur Stelle; beide hatten sich erschreckt und erschienen in einem phantastischen nächtlichen Aufzug - mir aber wurde in diesem Moment klar, dass ich

mich geirrt hatte und dass niemand da war. Der Onkel aber – hier konnte ich ihn erst so richtig sehen: er war barfuß und hatte sich einen Lodenmantel übergeworfen – der Onkel hatte einen uralten riesigen geschwungenen Säbel ergriffen und stocherte damit mit dem Ausruf „die Waffe ist vergiftet!“ unter Mamas leerem Bett herum. Nachdem sie sich davon überzeugt hatten, dass nichts passiert war, legten sie sich wieder schlafen, aber nach einiger Zeit hörte ich wieder ein geheimnisvolles Schurren: Der Wind, der durch die offenen Fenster strich, bewegte die schweren Portieren im Wohnzimmer über den Teppich. Das war alles.

Mama ging es allmählich wieder besser. Tante Ida fuhr mit mir ins Krankenhaus, um sie abzuholen. Wir wurden von dem

(150) ohrenbetäubenden Bellen einer ganzen Hundefamilie begrüßt. Das waren die Lieblinge des Doktors, reinrassige Dackel, die mit ihm nicht nur auf die Jagd gingen, sondern ihn auch auf seiner täglichen Visite begleiteten. Jetzt aber betrachtete Frau Brandt sie mit Sorge, denn sie hatten die Räude, und die ganze Klinik roch nach Peru-Balsam.

München stand damals in jeder Hinsicht in hoher Blüte. Tante Ida interessierte sich für die Bühne und lud uns in die Oper ein. Es war die Epoche der Wagner-Begeisterung, und der tragische Tod von König Ludwig war noch nicht vergessen. Wir wollten in den „Lohengrin“. Tante Ida hatte ihren gewohnten Mietkutscher, der sie auch immer zu den Jahresbällen fuhr, die sie in Begleitung ihrer Nichten Oberföll aus Achern gern besuchte. Dank den auf solchen Bällen geschlossenen Bekanntschaften hatten Fanny und einige Jahre zuvor auch Linel (Liesel?) geheiratet. Vor kurzem sollte es wieder zum Ball gehen, und wieder wurde der Kutscher gerufen. Während er

(151) den Schlag öffnete, schaute er sich knapp um und fragte: „Welche isch?“ – „D' Letscht“ – war Tante Idas Antwort. Und so war es auch. In der darauffolgenden Saison heiratete Mariale einen reichen Unternehmer aus Pirmasens. Diese Ehe war unglücklich; Mariale hatte bald Beweise für die Untreue ihres Mannes. Sie ist früh verstorben.

Die Oper „Lohengrin“ war wunderschön inszeniert: wir genossen Musik und Gesang, aber Tante Ida ärgerte sich später über die Beharrlichkeit, mit der Elsa ihre Fragen stellte, die „wieder die ganze hohe Mission von Lohengrin verdorben hat“: „Es ging alles so schön, nu kann das Weib den Mund denn nicht halten?“

Onkel Leibl hatte seit einiger Zeit zu kränkeln begonnen und war leicht reizbar. Er aß gewöhnlich gern und reichlich und trank dazu einen guten Liter des berühmten Münchener Bieres. Plötzlich aber mußte er sich einmal unmittelbar nach dem Mittagessen direkt auf das Tischtuch erbrechen; Tränen traten ihm in die Augen. Wir konnte nicht einmal so schnell vom Tisch aufstehen. Tante Ida und das Dienstmädchen

(152) Marie räumten mit beruhigenden Worten alles schnell weg. Aber für Dr. Leibl, der offenbar schon längst vermutet hatte, dass er krank war, bedeutete dies nun die endgültige Bestätigung seiner Diagnose (Magenkrebs). Häufig streckte der herzengute Mann Mama seine schöngeformte Hand mit den Worten entgegen: „Elis', i wer' ni mehr“ oder „Gell, Elis', Du bist mr nit bös?“, als ob er sich von uns oder vom Leben überhaupt verabschieden wollte. Und wirklich hatte er nicht mehr lange zu leben; die Nachricht von seinem Tod ereilte uns ein halbes Jahr nach unserer Rückkehr nach Moskau.

Daneben ersteht in meiner Erinnerung das Bild von Herrn Daller, Otto Leibls Nachhilfe-

lehrer, der oft zur Mittagsstunde kam. Tante Ida wußte von der Notlage dieses hochbegabten Philologen, der aus Krankheitsgründen das Studium hatte aufgeben müssen, und lud ihn häufig zum Mittagessen ein. Und hier waren wir Augenzeugen seiner Tragödie: Das Schicksal hatte ihn, der von Natur aus schon schwächlich war, mit Multipler Sklerose geschlagen, einer Krankheit, die bis heute rätselhaft ist, deren Symptome aber bisweilen sehr typisch sind – im vorliegenden Fall haben sie sich mir für mein ganzes Leben eingeprägt.

(153) Das Dienstmädchen Marie, ein hübsches Mädchen von etwas 25 Jahren, leistete schon sieben Jahre treue Dienste im Leiblschen Haushalt. Sie hatte einen Verlobten, einen Postboten; beide hatten beharrlich gespart, und nun schien die Ehe in greifbarer Nähe. Aber Tante Ida ließ sie nicht gehen, wahrscheinlich wegen der zusätzlichen Belastung durch unseren langdauernden Besuch. Tante Ida kochte fabelhaft, und Marie hatte bei ihr alles gut erlernt. Tante Ida hatte viel Zimmerpflanzen; sie trug eigenhändig Palmen, Feigenbäume, Araukarien und anderes auf den Balkon hinaus in den warmen Regen, oder aber sie rettete sie vor den heißen Sonnenstrahlen ins Zimmer. Mich hatte man damit beauftragt, Staub von den Möbeln zu wischen. Im Speisezimmer stand als Dekoration auf einem Brett des Büffets ein Kaffeeservice aus Meißner Porzellan, das täglich abgestaubt werden mußte. Tante Ida bemerkte einmal, dass mir eine kostbare Tasse aus den Händen geglitten war; Gott sei Dank war sie nicht zerbrochen, aber sie verbot mir zu meiner Freude, in Zukunft das Service zu berühren.

Jeden Morgen schüttelte ich mein Staubtuch auf dem Balkon aus, und jeden Morgen zogen, manchmal mit Musik, bayerische Soldaten, die „Schwarzen Reiter“, die Straße entlang, wohl Artilleristen

(154) aus den umliegenden Kasernen. Ein Soldat hatte gesehen, wie ich mit dem Staubtuch wedelte, und salutierte mit vertrautem Lächeln. Ich wurde verlegen und betrat den Balkon nicht mehr, wenn ich Soldaten nahen hörte.

Vater reiste nach Moskau ab. Mama hatte sich soweit von der Operation erholt, dass sie bereit war, mit Tante Ida in deren Heimatort Achern, ein kleines gemütliches Städtchen mit großen Obstgärten, zu fahren. Dort lebte ihr Bruder Oberföll mit seiner Familie. Es war dort wie auf einem Landgut, es gab ein geräumiges herrschaftliches Haus, umgeben von einem riesigen Obstgarten; daneben war eine Likörfabrik, in der Vater Oberföll zusammen mit Carl, einem seiner Söhne, arbeitete. Carl war ein lautstarker, selbstbewußter junger Mann und sichtlich zu – nicht immer angebrachten – Scherzen aufgelegt. Er trat ein, während wir mit der älteren Generation da saßen, machte große Schritte, wedelte dabei wild mit den Armen und stieß dabei gleichsam unabsichtlich gegen die Stühle und den Tisch; hinter ihm trat die nur wenig

(155) ältere Ida ein und ahmte seine Bewegungen nach.

Ida war auf einem Auge blind, trug eine Brille und machte den Eindruck einer „alten Jungfer“; das ihr vom Schicksal zuge dachte schwere Los hatte sie eben diesem Bruder Carl zu verdanken. In jungen Jahren hatte er ihr einmal zum Scherz eine Nadel vors Gesicht gehalten und ihr etwas ins Ohr geschrieen; Ida zuckte mit dem Kopf, und die Nadel verletzte ihr Auge, was die entsprechenden traurigen Folgen nach sich zog. Carl ließ sich viele Jahre später, als er sich schon selbständig gemacht hatte, auf eine Weinpanscherei ein, wurde dabei aber ertappt und bestraft – „des schlechten Wesens würdige Früchte“ würde der Chronist sagen.

Die ältere Schwester Fanny kannte ich schon seit meiner Kindheit von einer Photographie in dem Familienalbum meiner Eltern in Moskau und aus den Erzählungen von Mama; auf dem Bild ist ein etwa siebenjähriges Mädchen abgebildet, mit ausgestreckten Beinen auf einem Sofa auf dem Bauch liegend, bekleidet mit einem schönen weißen Kleid und einem weißen Band im Haar, den Kopf auf die Hand gestützt, mit großen traurigen Augen in einem sehr blassen Gesicht. Viele Jahre litt das Kind an Wirbelsäulentuberkulose, wobei es im Krankheitsverlauf sogar zu einer langwierigen Komplikation mit dem Namen „Kalter Abscess“ kam. Um sie kümmerte sich nur Tante Ida,

(156) die nach dem Tod ihres ersten Mannes Franz-Lorenz Rammelmeyer verwitwet war. Mit großer Geduld und Liebe widmete sie acht Jahre ihres Lebens der Pflege dieser kranken Nichte, befolgte alle Anweisungen der Ärzte, tröstete die Kranke, wenn sie weinte: „Oh, Tante, mei' Bickele tut mir so arg weh'...“, und siegte schließlich, was damals sehr selten war. Fanny wurde gesund, auch wenn ihr Rücken eine leichte Verkrümmung beibehielt und sie ein spezielles Korsett tragen mußte. Eben diese Fanny führte Tante Ida in die „große Welt“ ein, indem sie mit der schon beschriebenen Kutsche ausfuhr. Fanny war ein bezauberndes Fräulein, von Natur aus mit Verstand begabt und gebildet, kleidete sich mit großem Geschmack – und machte eine gute Partie mit Christian Beck, dem Sohn der oben erwähnten Mutter (und Vater) Beck. Die Familie Beck war unternehmerisch tätig und besaß ein gutgehendes interessantes Geschäft auf der Dienerstraße in München. Es führte Nähzubehör mit allen nur denkbaren Accessoires für Damenbekleidung und Zimmerschmuck; unter anderem wurden dort auch

(157) seidene Säume und Quasten für Fenstervorhänge und Türportieren hergestellt. Seinerzeit war die Firma Beck der Hoflieferant für die Schlösser Hohenschwangau und Neuschwanstein von König Ludwig und vergrößerte damit ihren Wohlstand. In Achern blieben wir einige Tage. Mit Mariale spielte ich auf dem Flügel vierhändig. "Was woll'n mer spiele? Gell', den Haydn, der isch' nämlich elend klassisch!" Wir spielten auch Tennis. Dabei gesellte sich ein älteres Fräulein, Marie Fachon, mit ihrer Mutter, einer geborenen Weickgenannt, hinzu, einer entfernten Verwandten meines Vaters, einer sehr eleganten Dame, die seit kurzem verwitwet war. Maria kam mit dem Fahrrad in Begleitung eines in sie offenkundig verliebten Kavaliere, des Leutnants Handschuh, mit dem sie allerdings, sehr zum Mißfallen meiner Mutter, nichts Ernsthaftes im Sinne hatte. Um eine Ehe zu schließen, mußte ein Offizier zur damaligen Zeit über ein gewisses Kapital verfügen; Leutnant Handschuh besaß dies nicht. Marie, dem mondänen Leben zugetan, heiratete bald einen anderen Verehrer, ohne Zweifel aus Kalkül.

Kuppenheim. Herkunft der Familie Rammelmeyer. Großvater Franz Lorenz und seine Nachkommen

(158) Wir verabschiedeten uns von der gastfreundlichen Familie und fuhren nach Kuppenheim, dem Geburtsort meines Vaters Carl Rammelmeyer (geb. 1853). Er war der äl-

teste der fünf Söhne meines Großvaters Franz-Lorenz Rammelmeyer und entstammte zusammen mit seinem Bruder Emil der ersten Ehe mit Emilie Götz aus Hessisch Lichtenau – einer der fünf Töchter des „Privatiers Götz“. Diese Fräuleins Götz hatten offensichtlich eine gute Ausbildung erhalten. Emilie hatte mich schon früh nicht nur deswegen interessiert, weil Tante Ida ihr Porträt in Öl an Papa geschickt hatte, noch als wir in der Kisel'nyj-Gasse im Haus von Morozov wohnten. Leider war das Bild so ungeschickt oder sorglos zusammen mit einer riesigen Puppe eingepackt worden, die übrigens mit einem alten langen weißen Taufkleid mit Spitzen bekleidet war (die Puppe erbte nachher Jenny, die Tochter von Carl), dass der Puppenkopf die Leinwand eingedrückt hatte und der Mund auf dem Porträt geplatzt war. Diese liebevoll gemeinte Geste – die Puppe war ein Geschenk für mich – wog die Beschädigung des Porträts nicht auf; mit Puppen spielte ich übrigens kaum, aber „Isolde“ setzte ich als Dekoration neben

(159) meine kleine Kinderkommode. Die Eltern waren über die Beschädigung des Gesichts auf dem Bild sehr betrübt; Tante Ida erhielt wahrscheinlich daraufhin einen unerwarteten brieflichen Tadel von meinem Vater. Julij Ris gelang es, das Bild restaurieren zu lassen – in seiner Familie gab es eine Malerin, die sich darauf verstand; sie bemerkte außerdem die hohe Qualität des Bildes. Vor dem dunklen Hintergrund war eine sitzende junge schwarzhaarige Frau mit altmodischem Mittelscheitel dargestellt; ihre warmen, dunkelbraunen Augen schauten ruhig und aufmerksam. Bezaubernd waren das Oval ihres Gesichts und ihre sanfte Röte auf den Wangen, ihre elegante Gestalt mit den runden Schultern und die edle Form der ruhenden Hände.

Von Emilie Götz sind noch mit Gänsefeder geschriebene Tagebücher erhalten und einige Hefte mit Gedichtabschriften aus verschiedenen Epochen in vier Sprachen. Ich erinnere mich an eine Notiz vom 17. Januar 1853 auf grauem Heftpapier: „Heute habe ich meinen Carl geboren.“ Dann folgte noch Emil, und schon endete jäh das junge Leben von Emilie; sie erkrankte „am typhösen Fieber“ (nach heutiger Terminologie wohl „Grippe“) und starb mit 23 Jahren.

(160) Mein Großvater Franz-Lorenz Rammelmeyer wuchs in dem katholischen Städtchen Kuppenheim auf (5000 Einwohner, notabene: als Goethe zum ersten Mal Weimar erblickte, gab es dort nur 3500 Einwohner), im Hause seiner Eltern, die einige Grundstücke und das Wirtshaus „Zum Ochsen“ besaßen – der Besitzer wurde „Ochsenwirt“ genannt. Franz-Lorenz erbte und vergrößerte diesen Besitz. Seine erste Ehe mit der Lutheranerin Emilie Götz stieß in Kuppenheim auf Mißfallen; noch mehr aber, wie Vater berichtete, mißfiel es dort, dass er sich offen gegen den Katholizismus stellte; wie mein Vater uns einmal erzählte, gestatte Franz-Lorenz, dass in seinem Wirtshaus ein Plakat aufgehängt wurde, dessen Text die Besucher empörte. Dargestellt

(161) war ein mit Volldampf dahinbrausender Zug mit der Aufschrift „Progress“; ihm steht die Figur eines katholischen Geistlichen im Wege; er schwebt in höchster Gefahr, und der Lokomotivführer ruft: „Hebet Euch hinweg, Priester, ich kann den Zug nicht aufhalten!“ Der Großvater Franz-Lorenz war ferner bekannt durch die Unterstützung der Revolution von 1848, die damals Süddeutschland erfaßt hatte. So wurde er denn auch aus der katholischen Kirche ausgeschlossen, während die Massen auf der Straße sangen: „Blut muß fließen knüppeldick, es lebe die rote Republik!“

Franz-Lorenz Rammelmeyer heiratete bald wieder, diesmal eine Katholikin aus Achern: Fanny [Franziska] Oberföll. Ihre Photographie ist mir noch im Gedächtnis ge-

blieben: Es steht da eine Dame mit Krinoline und länglichen Federhut, sie hat einen Damenbart und starke Augenbrauen. In einer Hand hält sie stehend ein Jagdgewehr, in der anderen einen Preis, eine Plakette – offenbar hatte sie diese bei einem Schützenwettbewerb gewonnen.

Fanny Oberföll lebte auch nicht lange auf Erden. Sie erkrankte an derselben fiebrigen Krankheit und starb in demselben Zimmer wie Emilie Götz. Als sie das Ende herannahen fühlte, bat Fanny ihren Mann und ihre Schwester Ida, der Waisen wegen - es waren noch drei Söhne hinzugekommen: Louis, Ernst und Otto – miteinander die Ehe einzugehen. Irgend jemand erzählte noch, dass Fanny im Sterben Idas und ihres Mannes Hand vereinte und dass Ida nach ihrer Heirat sagte: „Das Sterbezimmer betrete ich nicht.“ Sie war damals 25 Jahre, und Kinder ergaben sich nicht aus dieser Ehe. Einer der Söhne, Louis, war herzkrank

(162) und starb noch im Jünglingsalter. Mein Vater und seine Brüder besuchten die Schule in Rastatt und brachten von dort mit der Schubkarre die Lebensmittel für das Wirtshaus „Zum Ochsen“. Die Jungen wurden streng erzogen; sie lebten in dem Obergeschoß ihres Hauses, wahrscheinlich ohne Heizung – Vater erzählte, dass das Wasser im Waschbecken fast eingefroren war. An den Sonntagen gingen sie in die katholische Kirche, waren Meßdiener, sangen und nahmen zu hohen Feiertagen an Prozessionen teil. Materiell ging es ihnen gut. Verzogen wurden sie damals nicht; so gab es etwa Zucker nur an Sonntagen (und das war auch gut so, wie wir in der Folge begriffen haben; jetzt leidet bald ein Drittel [?] der Bevölkerung an Diabetes). Mein Vater gedachte mit Dankbarkeit seines wichtigsten Lehrers, Herrn Stephan (in Rastatt), dem er viel verdankt habe.

So kamen wir – Mama, ich und Tante Frieda – in Kuppenheim an und gingen zum „Ochsen“; er steht bis zum heutigen Tage dort, ein gefälliges, zwei – oder dreistöckiges, gepflegtes Gebäude an einer Straßenkreuzung, und hat immer noch denselben Namen. Wir betraten den Hof. Dort stand noch der alte,

(163) mit kräftigen Brettern beplankte Anbau. Zu unserer Verwunderung konnte man darin noch die offenbar von dem früheren Beschuß herrührenden Löcher sehen. Tante Ida zeigte darauf und sagte: „Das waren die Kartätschen von 1848“. Genauso wie in Berlin, wo „der Kartätschenprinz“ Wilhelm I. das Feuer auf eine Menge von Abgesandten eröffnen ließ, die auf dem Weg zum Hofe waren.

Wir waren auf dem Friedhof, wo noch ein Denkmal mit den Daten des Großvaters und seiner beiden Frauen und die entsprechenden Gräber erhalten waren. Ida leitete die Wirtschaft in Kuppenheim nicht lange; Franz-Lorenz verkaufte das Restaurant zusammen mit zehn Grundstücken. Ist es nicht seltsam, dass ich 1969, fast 120 Jahre später, zufällig dieses Fleckchen Erde besuchte und beim Spaziergang durch die Straßen als erstes auf einen alten Mann mit einem dunklen Herbstmantel und einem Tropfen an der Nasenspitze traf, bei dem ich mich nach dem Weg zum Friedhof und zum Restaurant „Zum Ochsen“ erkundigte? Im Gespräch mit ihm stellte es sich heraus, dass ausgerechnet sein Schwiegervater bei Rammelmeyer neun Grundstücke gekauft hatte.

Franz-Lorenz zog mit seiner Familie

(164) nach Karlsruhe und eröffnete dort das große Hotel-Restaurant „Adler“, das später durch seinen Weinkeller berühmt werden sollte. Tante Ida unterstützte ihren Mann tatkräftig bei der Wirtschaftsführung. Soweit ich weiß, war meine Mutter später, als sie

schon meinen Vater kennengelernt und sich sogar mit ihm heimlich in Offenbach verlobt hatte, eine Zeitlang bei Tante Ida in Karlsruhe zu Besuch (um sich mit den Lebensgewohnheiten im Hause ihres Verlobten vertraut zu machen). Das Porträt von Franz-Lorenz und seiner Frau Ida hängt bei den Erben in Heidelberg. Darauf sieht man einen sehr gut gekleideten würdigen Mann jenseits der fünfzig mit dem Backenbart der Zeit Wilhelms I., aufrecht sitzend in einem schweren, uralten Sessel; seine wohlgeformten Füße stecken in elegantem Schuhwerk. Neben ihm steht seine hochfrisierte Frau Ida, deutlich jünger und kleiner, und berührt leicht seine Schulter; bekleidet ist sie mit einem Kleid aus schwerer Seide, dazu trägt sie eine gefranste Tunika und eine passende Schleppe.

Carl geht nach Moskau und gründet dort seine Familie

(165) Sicher war es für Tante Ida nicht leicht, die fünf Söhne des Mannes zu erziehen. Nachdem mein Vater seinen Wehrdienst abgeleistet hatte (1871?), verstarb der Großvater nach kurzer Krankheit (an einem eingeklemmten Bruch – offenbar wurde er zu spät operiert und starb – wie damals häufig – unter schrecklichen Qualen). Wie ich jetzt – ein Jahrhundert später – vermute, fiel sein ganzes Karlsruher Erbe an seine Witwe, Tante Ida. Das entschied das Schicksal aller Söhne: Zwei – Emil, der leibliche Bruder meines Vaters, und Ernst, aus der zweiten Ehe (mit Fanny Oberföll) – wurden nach Amerika geschickt. Mein Vater erhielt fast noch bei der Beerdigung – in Kuppenheim – das Angebot eines gewissen Chudorosky, nach Petersburg zu gehen und dort in ein Tabakunternehmen einzusteigen. Vater, verbittert über die Lage, die sich an seinem Geburtsort ergeben hatte, nahm dieses Angebot gern an und verließ Deutschland. Dieser Schritt entschied das Schicksal meiner Mutter und von uns Kindern – wir wurden in Rußland geboren, wuchsen dort auf und gingen dort zur Schule.

Besuch der bayerischen Königsschlösser

(166) Unsere Reise zur Hochzeit nach München beendeten wir mit dem Besuch der Schlösser Ludwigs II., des letzten bayerischen Königs, der so tragisch im Starnberger See umgekommen ist. Die Erinnerung an dieses Ereignis bewegte alle Schichten der Bevölkerung noch sehr, vor allem war dies merkbar in Hohenschwangau und Neuschwanstein. Dort überwältigte uns die Schönheit des hohen Felsen, auf dem das Schloß erbaut war. Bei seinem Anblick konnten wir uns kaum vorstellen, dass man dort zu Fuß hingelangen könnte, aber wir schafften es, ich erinnere mich nicht genau wie, aber ich glaube mit einer Kutsche. Großen Eindruck machte auf uns die feierliche Stille im Gebäude und das

Getöse des Wasserfalls, der vom benachbarten Felsen herabstürzte, den man aus den Fenstern des Schlosses sah. In welcher Märchenwelt lebte der einsame, schöne junge König, der ganz in die Musik und Figuren Wagners versunken war! Tante Ida, Mutter und ich waren an jenem Tag die einzigen Schloßbesucher. Wir erhielten eine sehr kundige Führung durch einen der würdigen Schloßbediensteten, der uns

(167) die prachtvollen Säle zeigte. Viel Ungewöhnliches gab es dort zu sehen – riesige goldene Leuchter mit Kerzen, überall erlesenes Parkett, einen Eßtisch, der automatisch in die beinahe unter der Erdoberfläche liegende Küche abgesenkt und wieder zurückbefördert werden konnte. Der König lebte in strengster Einsamkeit (vor kurzem las ich das auch in einem Tübinger Verlag erschienene Buch „Cosima“ von Sutherland). Er ging in der Musik und der Welt von Wagner völlig auf und schlüpfte offenbar bisweilen selbst in seinem Märchenschloß in die Rolle der Helden aus jener Welt. In einigen Räumen des Schlosses gab es Bühnenbilder und Utensilien für die Inszenierung der Opern von Wagner – ihr einziger Zuschauer war der König. Tante Ida erzählte uns, eine Oper – wohl Rheingold – hätte man mit echtem Wasser auf der Bühne aufgeführt, und eine Sängerin sei in Anwesenheit des Königs ins Wasser gesprungen oder hineingefallen; er aber habe ihr nicht geholfen, sondern habe empört den Saal verlassen. Man zeigte uns auch das Schlafgemach des Königs, von wo man den tosenden Wasserfall hören und sehen konnte. Besonders deutlich ist mir der Betstuhl des Königs in Erinnerung geblieben.

(168) Zum Abschluß betrachteten wir die seidenen Quasten und Fransen als Verzierungen an den Portieren und Fenstervorhängen, die für uns von besonderem Interesse waren, da sie von der Firma Beck hergestellt waren, von eben jenen Eheleuten Beck und deren Sohn Christian Beck (dessen Frau Fanny war), von denen schon die Rede war. Beim Verlassen des Schlosses erspähten wir noch den Schlitten des Königs, der die Form eines Schwans hatte; er fuhr in ihm stets völlig allein. War er in seiner Phantasie vielleicht Lohengrin?

Der Herbst war angebrochen. Nach München zurückgekehrt, lernten wir das traditionelle bayerische Oktoberfest kennen mit seinen Schaukeln, der Musik, Fuhrgeschäften, Bierpavillons, Scherzen und dem Gelächter der gutmütigen Menschenmasse, die allen Schichten der Gesellschaft entstammte. An diesen Tagen trug das Publikum gern die nationale bayerische Tracht. Ich erinnere mich, es war da eine Gruppe von korporierten Studenten in Uniform und mit Abzeichen; plötzlich brach an dem sonnenhellen Tag ein Platzregen los. Mir tat es leid um mein schönes dunkelblaues Wollkleid mit dem rosa-dunkelblau changierenden Futter, ich ergriff schnell den Saum des Rocks und zog ihn mir nach Art der russischen Weiber über den Kopf, womit ich mir zu meiner größten Verlegenheit Gelächter und den Ausruf der Studenten einhandelte: „Das ist schön! – Tableau!“

Rückkehr nach Moskau

(169) Mit diesem Oktoberfest beendeten wir unsere Auslandsreise und verabschiedeten uns von unseren Verwandten, zum Teil mit Trauer im Herzen, da Onkel Leibls Krankheit nicht zu übersehen war. Unsere Reise nach Hause ist mir aus irgendeinem Grund nicht im Gedächtnis geblieben; ich war wohl mehr mit den Gedanken an meine Zukunft beschäftigt. Angesichts der Gymnasialbildung von Onkel Leibl wurde mir vollkommen klar, dass ich das Abitur machen mußte; das war mir aber in Deutschland nicht möglich. Gab es einen Weg dahin zu Hause?

In Moskau erfuhr ich im Gespräch mit Manja Klempner, dass Professor Guerrier die „Höheren Frauenkurse“ eröffnet hatte, dass sie schon aufgenommen war – und zwar in die naturwissenschaftliche Fakultät - und dass es dort eine mathematische und eine philologische Abteilung gab. Es lehrten dort Professoren der Moskauer Universität. Die Einschreibefrist war schon abgelaufen, und so blieb mir nur die Aussicht auf das nächste Jahr.

[zusätzliches beigeheftetes Blatt, wohl Stichpunkte für die weiteren Aufzeichnungen]

27a 1900. Vorlesungen im Polytechnischen Museum

2. Ekaterina P.

3. Peter I. – Prof. Kieseewetter

Freundschaft zwischen Franz und Dmitrij

Noch als ich in München war, erhielt ich von ihnen wohl zwei gemeinsam verfaßte Briefe. Otto, Franz und Dmitrij studierten noch an der Akademie. Dmitrij besuchte uns häufig mit Wissen, aber ohne Genehmigung meiner Eltern.

In dem Photoatelier von Pesčanskij lernte ich Retuschieren. Kleider nähen lernte ich an der Ecke der Tverskaja-Straße in der „Gesellschaft zur Verbreitung praktischer Kenntnisse unter den gebildeten Frauen“; sie wurde von interessanten Damen besucht. Mamas Gesundheit war sehr labil, daher herrschte zu Hause eine nervöse Atmosphäre, die Dienerschaft und die heranwachsenden Kinder wurden angeschrien. Papa ertrug dies mit Geduld.

Dmitrij ging häufig auf die Il'inka-Straße in das Lagerhaus, das er von seinem Vater geerbt hatte; dort arbeiteten noch die Angestellten seines Vaters Fedot Gerasimovič (7 Angestellte und 4 Kontorjungen). Dmitrij besuchte damals gerade die letzte Klasse der Praktischen Akademie der Commerzwissenschaften und hatte von der Theorie des Handels- und des Industriegewerbes mehr Ahnung als ein durchschnittlicher Student heutzutage. Er las viel über die Gewerkschaften, interessierte sich für die Arbeiterbewegung in England und besorgte sich Bücher über den Sozialismus, die in Rußland verboten waren.

Er las Tolstoj, die „Werke des Grafen“. Einmal versuchte ihn ein zweifelhafter Passant in aufdringlicher Weise zum Erwerb einer billigen Ausgabe der „Kreuzersonate“ zu verführen, indem er den Anschein erweckte, es handele sich um Pornographie.

Dmitrijs Freundeskreis

Unter seinen Freunden waren Schüler der Alexander-Commerzakademie: die Brüder Rachmanov, Michail Čencov und Nikolaj Talanov.

(170) Die Brüder Rachmanov kamen aus einer Altgläubigenfamilie; sie waren Söhne eines alten wohlhabenden gläubigen Kaufmanns, der das tägliche Gebet in der Hauskirche verlangte. Viktor, ein hochgewachsener enthusiastischer Heißsporn mit dunklen Augen, dunklen Haaren und einer hohen offenen Stirn machte eine religiöse Krise durch; er war auf der Suche nach der Gerechtigkeit Gottes und dem Sinn des Lebens. Tolstoj's an Verhöhnung der orthodoxen Kirche grenzende Analyse der kirchlichen Bräuche gab ihm den letzten Anstoß zum endgültigen Bruch mit dem Vater. Viktor verließ

(171) zur großen Erschütterung der Eltern das Elternhaus für immer. Er hatte einen von ihm sehr bewunderten Schulkameraden, Michail Čencov. Dieser, ein schlanker braunhaariger Jüngling mit hoher Stirn und schmalem Gesicht, der sich durch genaues Denken und sorgfältige Arbeitsweise auszeichnete, hatte auf alle seine Freunde, darunter auch Dmitrij, offenbar einen enormen Einfluß. Aber der Hauptquell für das kritische Denken und das Aufkommen revolutionärer Ideen bei dieser Jugend war ihr Lehrer Nikolaj Pavlovič Curikov. Ihm gelang es, bei den jungen Leuten Interesse zu erregen und ihnen objektives Wissen zur Geschichte des russischen Reiches und der russischen Literatur zu vermitteln. Curikov selbst, ein verarmter Adliger, gehörte der Richtung der „Narodnaja Volja“ (Volkswille) an, verehrte den Schriftsteller A. I. Herzen und erweckte ganz bewußt, aber vorsichtig bei seinen Schülern das „kritische Bewußtsein“; obwohl seit Jahren unter polizeilicher Beobachtung stehend, organisierte er doch insgeheim Treffen, auf denen sich der Jugend die Möglichkeit zu politischen Diskussionen bot. Er war Junggeselle und lebte bei seiner Mutter Varvara Petrovna.

Das Bolschoi-Theater

Damals interessierte sich das Moskauer Publikum für Musik und Theater. Am berühmten Bolschoi-Theater waren

(172) hervorragende Dirigenten tätig. Das Orchester war sehr gut. Seine (wohl 90 bis 100) Mitglieder gehörten unterschiedlichen Nationalitäten an, besaßen aber alle ausnahmslos die russische Staatsangehörigkeit. Juden gab es keine, und wenn, dann waren sie getauft. Nach 1905 (?) dirigierte dort ein gewisser Kuper (dem man den Spitznamen Fenimor Kuper gab, nach dem Buch von Fenimore Cooper). Daneben entstand unweit des Bolschoi-Theaters ein riesiges, noch etwa 300 Personen mehr fassendes Theater, erbaut von dem Kaufmann Solodovnikov. (Dort trat zum ersten Mal in Moskau ein junger, noch unerfahrener Sänger auf und erhielt ein Engagement – Fedor Ivanovič Šaljapin. Ich weiß noch, wie sich mein Lehrer E. E. Dietrich über ihn geringschätzig äußerte: „Na ja, Herr Šaljapin, der hat vielleicht eine Art zu singen!“). Im Bolschoj gab es den wunderbaren Baß Vlasov und den Bariton Chochlov – ich erinnere mich noch gut an die Aufregung im Publikum, als ein begeisterter Student, der Chochlov vom obersten Rang aus applaudierte und dabei, auf seinem Stuhl stehend, das Gleichgewicht verlor und ins Parterre stürzte; zum Glück wurde sein Sturz durch einen Kandelaber der tieferen Ränge abgebremst, so dass er sich – mit dem Ruf „Bravo, Chochlov!“ – nur den Oberschenkel brach. Was waren das für Stimmen! Die Altistin Evgenija Ivanovna Zbrueva, die Mezzosopranistin Markova und dann der Star der folgenden Jahre, der Tenor Leonid Vital’evič Sobinov, ein in jeder Hinsicht außerordentlicher Mensch, nobel, hochbegabt,

(173) ungemein kultiviert. Blond, mit guter Figur und regelmäßigen Gesichtszügen, war er eine blendende Erscheinung. Seiner Ausbildung nach war er Jurist; adlig nach Herkunft und Erziehung, verlieh er dem damals bereits auf hohem künstlerischen und moralischen Niveau spielenden Ensemble des Kaiserlichen Theaters die ganz besondere Noblesse und den Glanz, wie er für das Theaterleben jener Epoche typisch war. Die Begeisterung im Publikum war riesig, und es war kein Wunder, dass besonders die Damen jeglichen Alters für Sobinov schwärmten. In jenen Jahren war das russische Publikum überhaupt höchst kunstinteressiert; darüber wird noch zu reden sein. Curikovs Mutter, die jeden Auftritt von Sobinov besuchte, war von ihm so hingerissen, dass sie auch seine persönliche Bekanntschaft machte; es endete damit, dass sie ihren Sohn verließ, bei Sobinov einzog und ihm den Haushalt wohl bis zu ihrem Tode führte. Solche begeisterten Damen nannte man Psychopathinnen. Böse Zungen behaupten, dass derart enthusiastisierte Damen dem berühmten Pianisten Josef Hofmann in Petersburg

(174) zum Andenken Stücke aus seinem Frack geschnitten hätten, worüber er sehr empört und erbost gewesen sein soll.

Auch an den dramatischen Tenor Figner entsinne ich mich – er sang den „Bajazzo“ von Leoncavallo - „Lache, Bajazzo!“ – das Publikum war erschüttert, oder in „Carmen“..... Sehr gut war auch die Azerskaja in derselben Oper. Aber das liberale Publikum verzieh es Figner nicht, dass er als Künstler der Kaiserlichen Theater sich bei Hof nicht für die Erleichterung des Schicksal seiner Schwester, der „Heldin“ Vera Figner, eingesetzt hatte, die wegen politischer Vergehen als Sozialrevolutionärin in Einzelhaft in der Festung Schlüsselburg saß.

Gut war auch der Chor des Bolschoi-Theaters, und berühmt war schon immer das Ballett; in Petersburg glänzten die Pavlova und die Kšesinskaja und bei uns in Moskau Anna Andreevna Roslavleva, die ich aber nur noch im Sarg zu Gesicht bekommen sollte – seltsam, aber darüber später.

Zunehmende Entfremdung von der Mutter

(175) Mama und ich kamen schlecht miteinander aus; mich ärgerte ihre kleinliche Strenge

im Alltagsleben und ihr mangelndes Verständnis für meinen Wunsch, Ärztin zu werden. Es bedrückte mich, in dem erniedrigenden Bewußtsein leben zu müssen, die Zeit ohne ein bestimmtes Lebensziel zu verbringen. Hätte ich mein Abiturzeugnis in Händen gehabt, so hätte ich mein Elternhaus verlassen, wie Vitja Rachmanov. (Dieses Dokument wurde in Papas brandsicheren Safe verwahrt, und ich hatte nicht den Mut, ihn darum zu bitten.) Vitja hatte dem Vernehmen nach bei einem Fräulein Unterschlupf gefunden, bei „Asja“ (Mar'ja Evgen'evna) Zbrueva, die auch ihr Elternhaus verlassen hatte und von Nachhilfestunden und Näharbeiten lebte. Damals wußte ich nicht, dass Asjas Eltern, gebildete Leute und offenbar von Adel, im Alkoholismus geendet und früh gestorben waren. Asjas Bruder, ein begabter Student der Naturwissenschaften, war Quartalsäuffer. Von Mitja (Dmitrij) wußte ich, dass sie das gymnasiale Lehrprogramm gut beherrschte und eine scharfe Zunge hatte. Mitja kam immer öfter zu uns nach Hause. Es fanden dann lange Unterhaltungen über philosophische Themen mit Carl statt. Wir „Kinder“ wohnten im Haus von Cyganov an der Ecke der Mjasnickaja-Straße und der

(176) Zlatoust'inskij-Gasse im ersten Stock unserer großen Wohnung in drei geräumigen Zimmern; die Zimmerdecke war dort etwas niedriger als im Erdgeschoß, daher war es bei uns gemütlicher als unten. Franz spielte damals gern auf seiner Geige. Einmal hörten Mitja und ich ihm zu – ich erinnere mich, er spielte das „Lied an den Abendstern“ aus „Tannhäuser“ -, wir saßen dort auf der breiten Fensterbrüstung und küßten uns völlig gedankenverloren, und zwar so innig, dass Franz in die Hände klatschte und verlegen ausrief: „Meine Güte, die küssen sich!“, woraufhin Mitja in einem Moment glücklicher Verwirrung den dunkelroten Vorhang vor unser Gesicht zog. Seit jenem Zeitpunkt war uns klar, dass wir einander schon lange liebten. Beide waren wir erwachsen geworden.

Bruch mit dem Elternhaus. Vorbereitung zur Eheschließung mit Dmitrij Vinokurov

In jenem Winter war Mama von schwächerer

(177) Gesundheit und recht gereizt; oft schrie sie die Diener und uns an. Einmal verlangte sie, unser Zimmermädchen solle mich stets, wenn ich ausging, begleiten; ihrer Meinung nach war ansonsten meine Sittlichkeit nicht gewährleistet. Ich war empört und

gab ihr eine (wahrscheinlich) freche Antwort, wofür ich eine Ohrfeige erhielt. Am nächsten Tag verließ ich mein Elternhaus und sagte davon nur Franz etwas. Ich weiß noch, dass ich nur Kamm, Handtuch und Zahnbürste mitnahm. Unsere liebe alte Köchin Irina bemerkte meine Erschütterung, hatte Verständnis für meinen Entschluß und bewahrte mein Geheimnis, ebenso wie mein Bruder Franz.

Asja war zu Hause; wahrscheinlich hatte es Dmitrij so eingerichtet. Sie war ein kleines, mageres Geschöpf mit feinen Gesichtszügen; besonders auffallend waren ihre kleinen scharfen wimpern- und brauenlosen Augen, ihr wangenloses Gesicht, der recht große, aber lippenlose Mund und das fliehende Kinn. Sie streckte mir ihre magere Hand mit einem greisenhaften Lächeln entgegen: „Wir werden schon irgendwie zurechtkommen.“

(178) Dort verbrachte ich drei quälend lange Tage ohne eine Kunde von zuhause und in der Erwartung von Dmitrij, der sich mit seiner Mutter beraten wollte. Ich schlief, da es kein Bett gab, auf dem Boden; das Essen war kümmerlich, es gab Bouletten und Tee ohne alles. Am zweiten Tag kam Franz; er war niedergeschlagen und berichtete, die Eltern seien sehr beunruhigt und hätten ihn gefragt, wo ich mich befände, aber er habe nichts gesagt. Am dritten Tag erschien Dmitrij. Varvara Alexandrovna, seine Mutter, hatte der Heirat zugestimmt und erwartete uns. So fuhren wir nach Zamoskvoreč'e, einen mir bis dahin unbekanntem Stadtteil, zur Spaso-Nalivkovskij-Gasse 14, dem zweiten Hause rechts hinter der Ecke der Malaja Poljanka-Straße. Im Hause herrschte eine feierliche Stimmung, weil irgend jemand Namenstag hatte; Mitja führte mich zu seiner Mutter ins Wohnzimmer. In einem Sessel saß eine gelblich blasse, offenkundig an Schwindsucht leidende Dame. Sie schaute mich freundlich,

(179) aber ernst an und reichte mir ihre schwache, sehr weiße Hand mit den Worten: „Elsa, natürlich mußt du nach Hause zurückkehren“. Ich: „Das kann ich nicht. Es belastet mich, zu Hause zu wohnen; und ich weiß nicht, was mich erwartet.“ Varvara Alexandrovna: „Herr, denke an König David und all seine Sanftmut' – und so rede auch zu Hause! Mitja wird dich nach Hause begleiten. Zuerst aber laßt uns Tee trinken!“ Wir gingen ins Speisezimmer, wo schon alle vier Schwestern von Dmitrij und einige etwas jüngere Jungen saßen, seine Cousins, einer von ihnen hatte gerade Namenstag; am großen Samowar saß eine alte Frau mit einer Haube, Maria Fedorovna, eine entfernte Verwandte, die in der Familie Vinokurov lebte. Beim Abendessen ließ Varvara A. mich neben sich Platz neben und schmierte mir selber ein Stück Weißbrot mit Butter; ich weiß noch, wie es mich grauste, dieses aus den Händen einer Kranken entgegenzunehmen; aber ich ließ es mir nicht anmerken. Dmitrij brachte mich wieder zu Asja. Am nächsten Tag fuhren Dmitrij und ich, dem Willen von Varvara A. entsprechend, zu meinen Eltern, natürlich in gehöriger innerer Erregung. Die Begegnung mit meinen Eltern fand

(180) im Eßzimmer statt. Sie waren beide da; Mutter lag auf dem Sofa und Vater ging im Zimmer auf und ab und machte mir wegen des „Skandals“ Vorhaltungen. Als Dmitrij sagte: „So kann Elsa doch nicht weiter leben!“ oder „Das kann so doch nicht weitergehen! Ich bin dafür, dass wir heiraten!“, hob Vater bestürzt die Hände und stellte die erste Frage, die ihm gerade in den Sinn kam: „Bist du etwa in der Lage, eine Frau zu unterhalten?“ – eine Frage, die Dmitrij, wie ich später von ihm erfuhr, sehr kränkte: „Dein Vater wußte doch von meinem Vermögen!“ So antwortete er nur kurz: „Ja, natürlich!“ Wir teilten mit, dass wir schon die Zustimmung von Varvara A. hätten, und Vater beschloß,

am nächsten Tag zu ihr zu fahren, um alles zu besprechen. Ich ging mit Dmitrij nach oben zu Franz und Otto, die wir mit unserer Nachricht von der geplanten Heirat völlig überraschten; gleichzeitig aber freuten sie sich darüber, dass die alte Freundschaft zwischen uns auf diese Weise noch enger werden würde.

Vater fuhr zu Varvara A. und überzeugte sich von der Ernsthaftigkeit unseres Entschlusses. Später erfuhren wir, dass Vater

(181) im Gespräch mit Varvara A. seltsamerweise Zweifel hatte anklingen lassen: „Sie liebt ihn nicht.“

Aber das änderte nichts. Das war am 9. März 1901. Mitja und ich machten uns in den Kreml auf; es war ein kühler Tag. Beim Durchgang durch das Erlösertor (Spasskij-Tor) mußte man die Kopfbedeckung abnehmen; dort hing eine Ikone, unser Kutscher bekreuzigte sich. Damals waren die hoffnungsvollen Blicke der Moskauer, ja aller Russen auf Zar Nikolaus Alexandrovič gerichtet; von ihm erwartete man Reformen, vor allem die Reform der konstitutionellen Monarchie. Er hatte ein Denkmal für den Befreier-Zaren Alexander II. feierlich eröffnet, zur Erinnerung an die Befreiung der Bauern von der Leibeigenschaft. Wir wollten es ansehen; die Darstellung des Zaren auf einem Granitsockel in Lebensgröße, gekleidet in den Herrschermantel, mit einem Manifest in der Hand und mit entblößtem Haupt gefiel uns. Die Figur stand vor einer granitenen, überkuppelten Galerie; wir betraten die ersten Stufen, um die Decke mit den kunstvollen Mosaikportraits aller Rurikiden (und Romanovs?) genauer zu betrachten. Kaum aber hatten wir einen Fuß auf die Treppe gesetzt, hielt uns ein Wachsoldat im Soldatenmantel und mit Gewehr an, den wir zunächst nicht bemerkt hatten, und gab uns grob zu verstehen, dass es verboten sei, sich hier umzusehen. Dmitrij entgegnete, das müsse doch irgendwo geschrieben stehen, und erhielt die

(182) dreiste Antwort „Nur für Dumme muß das geschrieben stehen!“ Dmitrij war sehr erbost, und ich beeilte mich, mit ihm nach Hause zu kommen.

18. Geburtstag. Hochzeitsvorbereitungen

Am 20. April 1901 hatte ich meinen 18. Geburtstag. Dmitrij kam, gratulierte mir und streifte mir mit den Worten „Mutter hat's mir befohlen“ einen goldenen Ring an mit einem wunderbar in blauem und rotem Feuer funkelnden Brillanten. (Ich trage ihn bis zum heutigen Tag, bisher 74 Jahre lang – ich hätte es mir damals nicht träumen lassen!) Diesen Ring hatte sein Onkel Fedor Ivanovič Getenko ausgesucht, der bei den Juwelieren Monin und Ščekleev, beide Altgläubige, arbeitete; sie hatten ihr Geschäft in den „Neuen Reihen“, dem berühmten riesigen Gebäude auf dem Roten Platz, das kurz zuvor als Ergänzung zu den „Alten Reihen“ erbaut worden war. Heute, in der kulturellen und materiellen Armut der bolschewistischen Epoche, rühmt sich Moskau dieses Gebäudes und gibt es als seine eigene Schöpfung aus: „Staatliches Warenhaus“ – GUM. Hmm!

Eine Woche drauf machte ich Mitja auf Wunsch meiner Eltern ein Gegengeschenk; allerdings war der Brillant bescheidener und die Fassung breiter, wie es sich für einen Herrenring gehört; sie hatte die Form von Schilfblättern und -kolben. Auch dieser Ring ist erhalten: er ist im Besitz von [meiner Tochter] Natascha – 55 Jahre später [?].

(183) Varvara A. wollte in diesem Sommer nicht auf die Krim reisen, sondern nur mit der Familie möglichst lange in ihrer Datscha wohnen, und zwar in der trockenen Datschensiedlung Tomlino, unweit von Malachovka an dem Weg nach Kazan gelegen. Wir wollten aber noch nicht aufs Land. Ich glaube, in jenem Frühling wollte Papa eine Datscha an der Eisenbahnstrecke nach Jaroslawl bei der Station „Kljazma“ kaufen. Von meinem Geburtstag, dem 20. April, bis zur Hochzeit am 25. Mai 1901 blieb nur wenig Zeit für die Hochzeitsvorbereitungen. Mit den Eltern sprach ich damals fast gar nicht. Ich weiß noch, wie ich für mein beige-cremefarbenes Hochzeitskleid Stoff kaufte, in der Passage bei Sapožnikov, das Seidenfutter, den Schleier.... und wie ich, um das Kleid nähen zu lassen, im Atelier einer französischen Dame war, die nicht russisch sprach und sich über mein jugendliches Alter verwundert zeigte. Die Wäsche der Mitgift aus holländischem Leinen wurde in einer russischen Weißzeugnäherei bestellt. Damals waren die Knöpfe aus Perlmutter, und die Knopflöcher wurden von Hand genäht (und nicht, wie heute, mit der Maschine). Ich erinnere mich daran, wie die Chefin, die die Arbeit der Näherinnen kontrollierte, während des Gesprächs

(184) eine Handbewegung machte, die offenbar als Androhung einer Ohrfeige aufgefaßt wurde – das Mädchen machte eine sichtlich geübte Ausweichbewegung zur Seite ... aber die Chefin hatte diesmal gar nicht diese Absicht. Bei mir sind aus dieser Aussteuer seltsamerweise noch ein paar Servietten und ein riesiges Tischtuch für zwölf Personen erhalten – es gibt schon Wunder!

Am Morgen fahren wir nach Tomlino. Wir wurden von Dmitrij abgeholt, bis zur Datscha war es kein weiter Fußweg. Auf dem Balkon saß Varvara A., in ein hellgraues leichtes Wolltuch gehüllt; bleich, mit eingefallenen Wangen, schaute sie rührend und aufmerksam mit ihren großen feuchten hellen Augen uns Ankömmlingen entgegen. Die vier Schwestern waren da, alle in festlichen Kleidern, Manja, die älteste, die die beste (korsettgestützte) Figur hatte, in einem hellrosa Kleid, Vera weniger effektiv in etwas Hellem; sie hatte vor lauter Aufregung rote Flecken auf den Wangen und hustete so, dass ihr

(185) im Verlauf der Feier die Stimme versagte. An Olja und Klanja kann ich mich an jenem Tag nicht erinnern. Nun galt es, sich zur Trauung fertigzumachen und sich um die Frisur zu kümmern! Ich hatte sehr volles, hellbraunes Haar, das ich zu einem langen Zopf geflochten trug, der auf dem Hinterkopf zu einem doppelten Kreis gedreht und mit dicken Haarnadeln aus Horn gehalten wurde. Einen Friseur hatte ich nicht. Alle meinten, man müsse meinen Kopf irgendwie ganz besonders gestalten. Es machten sich abwechselnd die Cousinen (aus den Familien Getenko und Egorov) von Mitja daran, aber keine brachte etwas Vernünftiges zustande, und es endete damit, dass ich mir meine Frisur selber machte. Auch mit dem Schleier und dem Kranz klappte alles, wenn auch mit Bangen. Der Tag war auch dem Wetter nach festlich, sonnig und warm. Varvara A. hatte aus den umliegenden Dörfern viele, viele Maiglöckchensträuße zusammengekauft – uns strömte vom Balkon und den offenen Zimmern ein wunderbarer Duft entgegen, so dass mir der Maiglöckchenduft stets das Bild meiner Hochzeit in Erinnerung ruft: Ringsum stehen Maiglöckchensträuße und verströmen ihren Duft. Varvara A. mußte wegen ihrer

Krankheit zu Hause bleiben. Vor der Abfahrt in die Kirche traten Mitja und ich

(186) mit der Ikone des Wundertäters Nikolaus vor sie hin und verneigten uns vor ihr; sie segnete und küßte uns, wir verneigten uns auch vor meinen Eltern, wollten aber wegen der bereits eingetroffenen Gäste sogleich hastig davoneilen. Angesichts unseres jugendlichen Ungestüms sagte Varvara A. mit einem Lächeln: „Euch sollte man zuerst mal ordentlich den Hosenboden strammziehen!“ Worauf meine Eltern zustimmend nickten. Schon klangen aus dem Dorf Tarasovka die Kirchenglocken herüber. Ich bestieg mit den Eltern die viersitzige Kutsche, die uns von ihrem Besitzer Tomilin zur Verfügung gestellt worden war, und wir fuhren still über den breiten Feldweg dahin. Hinter uns setzte sich eine mehrsitzige Droschke in Bewegung; in ihr saßen Dmitrij und seine Freunde, acht an der Zahl, unter ihnen Vitja Rachmanov und Michail Čencov sowie der Lehrer Nikolaj Pavlovič Curikov. Einige Wochen zuvor hatten Mitja und ich Nikolaj Pavlovič besucht. Er lebte als Junggeselle im Haus von Kotov in der Maškov-Gasse zusammen mit seiner Mutter Varvara Petrovna, obwohl er

(187) eine Liaison mit der Adligen Ekaterina Alexandrovna Čeremisinova hatte, die wohl auch Lehrerin war. Sie hatten wir dort auch kennengelernt; ich erinnere mich an ihre hochgewachsene Figur und ihre Manier, mit zusammengekniffenen Lippen durch die Nase zu sprechen. Bei diesem Besuch hatte ich sehr deutlich das Empfinden, auf einer Beschau zu sitzen – was für ein Bild wird sich nun Nikolaj Pavlovič von mir machen? -, und ich fühlte mich höchst unbehaglich, wie bei einer Prüfung, als ich vor diesem vierzigjährigen, hageren Mann saß, der mit der Fußspitze wippte und mir ernst und aufmerksam gerade in die Augen schaute. „Nun, und Sie wollen wirklich Medizin studieren?“ Ich hängt mich an seinem „Sie wollen“ auf und antwortete: „Ich will ich will....“ Es war mir schrecklich peinlich, aber ich faßte mich wieder und beendete den Satz: „... ich hoffe, dass ich in die „Höheren Frauenkurse an der Naturwissenschaftlichen Fakultät“ bei Prof. Guerrier aufgenommen werde“. Meine sachlichen Antworten und mein Ernst gefielen Curikov, und gegen Ende unseres Besuchs war er offenbar zu einer positiven Bewertung von Dmitrijs Entscheidung gekommen.

Hochzeit in der orthodoxen Kirche

An der Kirche wurden wir schon vom „Bräutigam“,

(188) seinen Freunden und den Gästen erwartet, und auch die Dorfbewohner hatten sich, wie es üblich war, in Menge versammelt. Ich weiß noch gut, wie Dmitrijs Schwestern neugierig aufpaßten, wer als erster die Matte vor dem Chorpult betreten werde – es hieß, derjenige werde in der Ehe das Sagen haben; wir kannten dieses Omen und betreten gleichzeitig das Stück rosa Atlasseide vor dem Chorpult. Es begann die Trauung, deren Ritual mir, die ich ja nicht orthodox war, fremd erschien. Als ich da nun vor dem orthodoxen Geistlichen stand, war mir Eines klar: dass das, was ich in diesem Moment tun

würde, auch für mein ganzes weiteres Leben Geltung haben würde – und so bekreuzigte ich mich weder an jenem Tag, noch habe ich es später je getan. Das Ritual selber war schön und feierlich, begleitet von einem guten Chor (aus Moskau war, da es zum Glück ein Feiertag war, ein Kirchenchor angereist), und auch die Eheringe paßten; in ihnen waren wechselseitig unsere Namen eingraviert: Mitja und Elsa. Wir tranken das warme Wasser [beim orthodoxen Abendmahl], ohne einen Tropfen zu verschütten. Beim Eintrag ins Kirchenbuch stahl sich ein damals unbemerkt gebliebener Fehler ein: Der Geistliche fragte Vater nach seiner Konfession, Vater antwortete: „katholisch“, und so wurde ich zur Katholikin – jedenfalls auf dem Papier.

(189) Das wurde erst acht Jahre später bemerkt und verursachte mir dann große Aufregung und Ärger, aber darüber später. Als wir die Kirche verließen, machten Carl und Otto Aufnahmen (diese Aufnahmen, wie mein ganzer übriger Besitz, gingen später im Krieg beim Brand von Hannover verloren). Auf diesen Photographien ist ein erschütternder Moment festgehalten: Ich stehe allein auf den Treppenstufen vor der Kirche, im weißen Kleid, mit Schleier und einem Blumenstrauß in der Hand, während mich die Armen und Bettler des Dorfes umringen und mich unverwandt ansehen. Eine andere Aufnahme zeigt mich zusammen mit Dmitrij an derselben Stelle; mit seiner rechten Hand schützt er seine Augen vor der Sonne. Beide sind wir unglaublich jung. Zurück aus der Kirche fuhren wir in derselben Reihenfolge wie auf dem Hinweg: ich mit den Eltern in der Kutsche von Tomilin und mein „Mann“ mit den Freunden in der Droschke; alle Verwandten und Gäste folgten in Droschken.

Das Hochzeitsessen, der Koch und die Kellner aus Moskau, Vorspeisen, Weine, Eis, irgendwelche von Konditoren gefertigten Tortentürme aus gebräuntem Zucker und Bisquit, Champagner, Kaffee, Tee, Toasts auf uns und die Rufe „Bitter! Bitter!“, die uns zum Austausch von Küssen aufforderten – all dies entsprach damaligem Brauch. Die festlich dekorierten Tische standen unter freiem Himmel im Garten. Varvara A. und Mama saßen auf dem Balkon. Auf der

(190) Photographie sieht Mama auffallend gut aus in ihrer (von unserer Auslandsreise mitgebrachten) raffinierten kastanienbraunen Toilette. Papa gab sich alle Mühe, sich mit den ihm unbekanntem Onkeln von Mitja, Getenko und Egorov, zu unterhalten. Egorov war sehr bald angetrunken und machte keinen guten Eindruck. Diese Onkel hatten die Gewohnheit, sich bei jeder Gelegenheit wegen aller möglichen Nichtigkeiten zu kabbeln, so auch hier anlässlich der Frage: „Ist der Glockenturm von Ivan Velikij höher als alle Kirchen in Moskau?“, wobei jeder zum Verdruß oder zur Erheiterung der Anwesenden mit Ungestüm seine Meinung vertrat. Eine Photographie zeigt Onkel Getenko, in „origineller“ Pose auf einer Wassertonne im Garten sitzend, eine andere Maria Fedotovna mit einer Vorspeise auf der Gabel, elegant über den Tisch gebeugt, eine weitere zeigt eine Szene am Tischende: Nikolaj Pavlovič zwischen Dmitrij und mir, daneben Ekaterina

(191) Ivanovna, die Frau von Carl, mich ansehend. Nikolaj Pavlovič sprach die weisen Worte: „Elsa Karlovna, wie viele Rechte haben Sie heute verloren!“ Ich wußte nicht, was ich darauf antworten sollte, hatte für mich aber die klare Vorstellung: Eine junge Frau steht in der Familie unter der Gewalt des Vaters und in der Ehe unter der Gewalt des Mannes. Dmitrij aber kannte ich als einen fortschrittlichen Menschen, der mit mir im Innersten übereinstimmte und mich liebte; und so kamen in mir keinerlei Bedenken auf. Gegen Abend endete das Fest. Ich kleidete mich um in mein neues hellgraues Straßenkostüm mit Seidenfutter; der Rock war, der Mode entsprechend, bodenlang, dazu trug

ich einen Strohhut mit weißer Rose und einem kleinen Schleier. Wir nahmen Abschied, gingen durch die Gartenpforte und begaben uns zum Bahnhof. Mitja ging voran. „Dmitrij, geh nicht wie ein Pope!“ rief uns Varvara A. nach, die dies bemerkt hatte. Mitja lächelte; er hatte es selber tatsächlich gar nicht bemerkt und erinnerte sich daran, dass seine Mutter, als sie dies einmal bei jemandem sah, Anstoß daran genommen hatte.

Im Haus der Vinokurovs

In Moskau war es heiß und staubig; laut rollten Räder der Kutsche über das Kopfsteinpflaster. Die Fahrt vom Bahnhof nach Zamoskvoreč'e dauerte lange.

(192) Im Haus kam uns niemand entgegen; wir betraten das Haus über die Vordertreppe; in der Gesindestube im Erdgeschoß konnte uns niemand bemerken. Mitja hatte Schlüssel zur Pforte neben dem Tor und zum Sicherheitsschloß der Wohnungstür vom Hof aus. Der Ausgang über die breite Holzterrasse wurde selten benutzt. Dort roch es wunderbar nach Dielen und den reinlichen, hell gestrichenen verschlossenen Kammern. Die obere Wohnungstür war so genau eingepaßt, dass sich zwischen ihr und der nur 30 cm entfernten und genauso gearbeiteten zweiten Tür beim Öffnen ein Unterdruck bildete, wodurch die Tür zum allgemeinen Verdruss lästige Geräusche verursachte. Im Lauf von 20 Jahren haben wir es nicht fertiggebracht, in die Türen zur Beseitigung dieses Unterdrucks Löcher bohren zu lassen.

(193) Im Sommer herrscht in den Wohnungen der abgereisten Datschenbewohner immer eine spezifische, leicht stickige Atmosphäre von Mottenpulver, die Möbel sind abgedeckt; so war es auch hier. Vor der heißen Sonne wurde die Fassade mit ihren zehn wunderbaren großen Spiegelglasfenstern, die nach Süden auf die Straße hinaus gingen, mit Leinwandmarkisen mit Baumwollvolants geschützt. Stille. Im Saal standen zwei stauenerregend großblättrige Philodendren in riesigen Eichenkübeln, eine Kentiapalme mit zwölf Blättern, die Dmitrijs Vater aus einem Kern gezogen hatte, eine Phoenixpalme, eine Chameronpalme, eine Latania und eine spitzblättrige Pandanus-Palme, alle in Kübeln. Und ein Blüthner-Flügel! Ach! bei mir zu Hause stand ein alter schmalschwänziger Stürzwagen – der Name der Firma entsprach vollkommen der zweifelhaften Qualität des Instruments. Wunderbare Parkettböden, in jedem Zimmer und im Saal mit unterschiedlichem Muster. Aus dem Saal führte ein türloser Bogen, ebenso aus dem Wohnzimmer ins Kabinett. Dort war für mich ein Sofa vorbereitet. Weiter führten Flügeltüren mit Bronze Griffen in Form von abgerundeten Klauen, die – ebenso wie bei den anderen Flügeltüren – eine geschliffene lila Glaskugel hielten,

(194) in das geräumige, mit drei Fenstern versehene Speisezimmer mit einem Tisch für zwölf (oder mehr) Personen und ebenso vielen Stühlen sowie einer vierflügeligen Anrichte aus Nußholz an der Wand, in die ein Safe eingelassen war. Ein Kamin diente zur Erwärmung der Raumes; über ihm war ein großer Spiegel in die Wand eingelassen. Dieser

Spiegel war eines Tages, ein Jahr vor dem Tod von Dmitrijs Vater, ohne ersichtlichen Grund aus der Wand gefallen und mit lautem Getöse in tausend Stücke zersprungen; dies war von der ganzen Familie als böses Vorzeichen eines nahenden Unheils verstanden worden. Dies trat ja dann auch ein. Mitja war gerade zwölf Jahre alt, da starb der Vater (im Delirium tremens an chronischem Alkoholismus).

Die heutige Psychoanalyse hätte keine Schwierigkeiten, der Sache – diesem Leben und seinem Ende - auf den Grund zu gehen. Fedot Gerasimovič war in einem Dorf unweit von Moskau aufgewachsen und hatte seinen Vater wahrscheinlich schon früh verloren. Noch als Junge kam er barfuß nach Moskau und mußte alles selber lernen. Offenbar war er intelligent, lernte sehr rasch und brachte es bald zu etwas; er begründete einen Handel mit Wollprodukten,

(195) mit Strümpfen und Handschuhen. Mit der Zeit weitete er sein Geschäft derart aus, dass er nach Krasnojarsk zur sibirischen Messe reiste und von dort aus mit seinen Waren viele Städte Sibiriens belieferte. Die Firma Vinokurov war dort ebenso bekannt wie die sehr große Firma „Kunst und Albers“ (stammten die vielleicht aus Sachsen?), die sein einziger ernsthafter Konkurrent war, jedoch auch mit anderen Waren handelte. Fedot Gerasimovič wurde reich und unterhielt in Moskau in der Il'inski-Passage eine Geschäftsstelle, dazu ein Lagerhaus mit zehn Angestellten. Er hielt um Varvara, die älteste von vier Töchtern des Fabrikanten Alexander Ivanovič Zubov, an. Damals wurden die Töchter nicht lange gefragt, sie wurden von ihren Eltern verheiratet; die Angelegenheit wurde einfach nach kommerziellen Gesichtspunkten – dem Umfang der Mitgift der Tochter und der finanziellen Sicherheit des Bräutigams – entschieden. Dem in dem Wohnzimmer hängenden Porträt nach zu urteilen, war Fedot Gerasimovič von wenig attraktivem Äußeren. Er hatte dichtes rotblondes Haar, das ihm dreieckig mitten in die Stirn fiel, dunkle Augen, beinahe mongolische Backenknochen, einen edel geschwungenen Mund; abgesehen von einem kleinen Schnurrbart war er bartlos. Gekleidet war er in einen makellosen

(196) Anzug mit dem damals modischen weißen Krägelchen und einer kurzen Krawatte. Wohl im Bewußtsein seines wenig attraktiven Äußeren war er den Berichten nach sehr eifersüchtig auf seine Frau. Diese aber war ein sehr junges, blasses und schüchternes Fräulein von zarter Natur, das außer seinen beiden Brüdern Alexej und Sergej keine Männer kannte. Diesen Sergej Zubov bekam ich in den folgenden Jahren einige Male zu Gesicht: Blond, hochgewachsen, von feinen Umgangsformen, mit leichtem Schritt und leiser Stimme, konnte er jede einmal gehörte Opernmelodie nach dem Gehör auf dem Flügel wiedergeben. Fedot Gerasimovič war sehr musikalisch und ein begabter Sänger, ein Tenor. Später erzählten mir die Schwestern von Dmitrij, er habe in eben diesem Saal mit den Palmen und dem Blüthner-Flügel mit der berühmten Evgenija Ivanovna Zbrueva, der Solistin des Großen Kaiserlichen Theaters (des Bolschoi-Theaters), und ihrer Schwester gesungen, einer Lehrerin des Mariinski-Instituts in Moskau, das Dmitrijs Schwestern besuchten. Gern erinnerten sie sich daran, wie ihr Vater sie alle in einer großen gemieteten Kutsche ins Bolschoi-Theater fuhr, natürlich mit ihrer Njanja, dem Kindermädchen

(197) Maria Maksimovna. Die alte Maria Fedorovna Timofeeva – es war etwa fünfzehn Jahre später - blickte, während sie Tee einschenkte, das Porträt von Fedot Gerasimovič an und sagte leise: „Später ist er dann auf eine unschöne Art plump geworden, sein Kinn

hing über den Kragen, und wenn er mit Varvara A. unterwegs war, befahl er dem Kutsher: „Schau **mich** an!“

Fedot Gerasimovič war ein enger Bekannter von Ostrovskij, sie trafen sich häufig im Zentrum, und er erzählte ihm dann von seinen Beobachtungen aus dem Kaufmannsleben. Vermutlich hat Ostrovskij nicht wenige Typen aus diesen Erzählungen aufgegriffen und in seinen Werken verewigt, und vielleicht findet sich in ihnen gar Fedot Gerasimovič selbst, den Ostrovskij übrigens [wohl wegen seines Leibesumfangs] „Durchmesser“ nannte. Ich denke, sie haben viel gemeinsam getrunken. Fedot Gerasimovič war von recht hohem Wuchs und breitschultrig, nach seinen Pelzmänteln zu urteilen; diese waren übrigens mit sehr wertvollen Pelzen gefüttert und hatten kostbare große und breite Kragen. Einer seiner Schafpelzmäntel hatte einen Zobelkragen; aus diesem wollte sich Maria Fedotovna einmal eine „Zobelboa“ nähen lassen, aber das ging daneben: Der Kürschner nähte daraus eine dicke gerade Pelzwurst, die unbequem zu tragen war und von den Schultern rutschte, zudem paßte der gelbliche Farbton des Pelzes nicht zu ihrem blassen Gesicht.

(198) Ein anderer Pelzmantel hatte einen effektvollen Biberkragen und war mit einem mir unbekanntem Pelz gefüttert; dies war der einzige Pelzmantel, den Dmitrij, der von Natur aus sehr bescheiden war, später für sich umarbeiten ließ. Mit seiner hohen schwarzen Lammfellmütze sah Dmitrij in diesem Mantel sehr gut aus: blondes lockiges Haar, eine gesunde Gesichtsfarbe, grüne Augen, ein kleiner rötlicher Schnurrbart, wohlgeformte Hände, ein muskulöser Körper und ein elastischer Gang. Viel Interessantes gab es in einem dunklen Zimmer, der Abstellkammer, die wir und die Schwestern in späteren Jahren zufällig entdeckten und mit Interesse inspizierten. In einer riesigen schmiedeeisen-verstärkten Truhe fand sich Dmitrijs Parade-Schüleruniform mit Goldknöpfen und einer schmalen roten Borte; Dmitrij zog sie mit einiger Mühe an und eilte unter allgemeinem Gelächter mit dem Gang eines Schülers durch das ganze Stockwerk. Weiterhin fand sich hier noch ein ganz besonderer

(199) sibirischer doppelseitiger Pelzmantel und ein schwarzer Lammfellmantel, genauer: ein Mantel mit einem riesigen Lammfellkragen – wenn man diesen aufstellte, schützte er mit seiner wohligen Wärme den Kopf selbst bei strengstem Frost. Fedot Gerasimovič hatte sich diesen Pelzmantel für seine Reisen nach Sibirien angeschafft. Die allergrößte Verwunderung aber riefen die väterlichen Galoschen hervor, die sich auch hier fanden – sie waren von unglaublicher Größe und Stärke, offenbar aus einem besonders dicken Leder auf Bestellung gefertigt; wir schauten sie an, waren sprachlos und unfähig, uns den Träger dieser Monstren vorzustellen. Einige Wochen standen sie im Vorzimmer als Kuriosität herum. Eines Tages erblickte sie dort Dr. J. V. Levin und versank in Nachdenken, ich führte ihn ins Wohnzimmer zum Porträt, und hier lächelte er verwundert. Nun aber genug der Pelzmäntel! Sie sollten ohnehin unter den Bolschewiken verlorengehen. So sehr wir auch während der bolschewistischen Revolution unter der Kälte gelitten haben, gelang es doch niemandem von uns, sie für sich umarbeiten zu lassen. Hinzu kam, dass es „sozial“ gefährlich war, sie zu tragen. Außerdem erging ein „Ukas“, den „Zweitpelz“ im Komissariat gegen Quittung abzuliefern. Was auch befolgt wurde. Martyn Ivanovič Zvirbul, unser ehrlicher Lette, war uns behilflich, sie „an den Staat abzuliefern“, wofür man nicht weniger als

(200) zwei qualvolle Tage Schlange stehen mußte; Martyn Ivanovič war nach dieser

Wartezeit in der Schlange sichtlich gealtert.

Russische Staatsbürgerschaft. Einschreibung in die „Höheren Frauenkurse“

Am Morgen des 26. Mai 1901 begaben wir uns aufs Polizeirevier, und dort wurde ich in Dmitrijs Paß eingetragen; so wurde ich russische Staatsbürgerin und verlor meine deutsche Staatsangehörigkeit. Die Ausstellung eines eigenen Passes war nun von der Zustimmung meines Mannes abhängig, ebenso mein Wohnort. Auf dem Weg zur Immatrikulation in die Höheren Frauenkurse fuhren wir zunächst im Büro meines Vaters vorbei. Dort empfing uns der Bürodienstler mit den Worten: „Ich gratuliere zur gesetzlichen Eheschließung, Dmitrij Fedotovič und Elsa Karlovna!“, was meinen am Schreibtisch sitzenden Bruder Carl zu einem unangebrachten Lächeln veranlaßte; das war alles. Mit Mitjas Paß und meinem Gymnasialdiplom in der Hand, d.h. in der Handtasche, begab ich mich danach sofort zur Kanzlei der Kurse in die Merzljakovskij-Gasse, wo ich nach einem kurzen Gespräch mit der Sekretärin, einer Frau Pozzo (!), in die naturwissenschaftlich-historische Abteilung aufgenommen wurde und somit immatrikuliert war. Madame Pozzo entnahm mit ungläubigem Staunen

(201) dem ihr präsentierten Paß, dass ich einen Tag zuvor geheiratet und erst vor 30 Tagen mein 18. Lebensjahr vollendet hatte; sie warf mir einen nachdenklichen Blick nach. Dmitrij hatte sich auf irgendwelchen Wegen den ersten Band der letzten Ausgabe des „Kapitals“ von Karl Marx in russischer Sprache verschafft und vertiefte sich nun mit Vergnügen in diese Lektüre.

Hochzeitsreise in den Kaukasus

Varvara A. hatte für uns eine Reise auf die Krim geplant, an jene Orte, wo sie und bisweilen auch ihre gleichfalls tuberkulosekranke Schwester Alexandra monatelang jedes Jahr zur Kur war. Dmitrij aber wollte zuerst in den Kaukasus fahren.

Es war heiß, und so zogen wir es vor, in den Kaukasus nicht in der stickigen zweiten Klasse mit ihren weichen Polstern, sondern in der dritten, der Holzklasse zu fahren – es waren zwei Nächte im Zug. Unser Gepäck befand sich in der Truhe, die mein Vater mir für meine Aussteuerwäsche geschenkt hatte. Diese Truhe – eine unheimliche Vorstellung! – ist noch heute hier bei mir in Hannover, im Vorzimmer meiner Wohnung. Sie sollte mich die nächsten 75 Jahre meines Lebens als Zeugin begleiten.

(202) Wir fahren ab. Ich trug ein leichtes geschlossenes hellblaues Atlaskleid, das ich mir selber genäht hatte (in der „Gesellschaft der gebildeten Frauen zur Verbreitung praktischer Kenntnisse“). An einem Riemen trug ich eine hellgelbe glänzende Hutschachtel aus Birkenrinde; einen Hut hatte ich auf dem Kopf, den anderen in der Schachtel, darunter war das „Kapital“ von Marx verborgen, das damals streng verboten war. Die Polizei machte bei den Durchsuchungen Jagd auf dieses Buch und bestrafte seinen Besitz mit der Verbannung nach Sibirien. Es war damals eine Anekdote in Umlauf: Bei jemandem wurde ein Marx-Porträt an der Wand entdeckt, jenes, auf dem Marx wie ein wildes Tier aussieht. „Wer ist das?“ – Die Antwort „Mein Onkel“ wurde akzeptiert, und er blieb ungeschoren. – Da es im Zug auf der langen Reise heiß war, ging ich hinaus auf die offene Plattform und stützte mich auf die eiserne Brüstung. Neben mich trat ein junger Mann in Uniform. „Wie, sind Sie verheiratet?“ – er hatte meinen Ehering erblickt. „Ja.“ – „Na und sind Sie **sehr** glücklich?“ – „???“ – „Ach, entschuldigen Sie bitte!“ – er verschwand in seinem Waggon.

(203) Endlich Mineral'nye Vody, Pjatigorsk, Essentuki. Hier machten wir Station und mieteten uns ein gutes Zimmer. Wir gingen viel spazieren, erkundeten die Umgebung und badeten in irgendwelchen Heilquellen. Dann fuhren wir weiter nach Kislovodsk. Nachdem wir uns etwas umgesehen hatte, ließen wir uns dazu verleiten, zum [Berg] Bermamut zu fahren – 40 Werst in einer mehrsitzigen Postkutsche zusammen mit einigen Passagieren. Es war unsere Absicht, von dort aus den Sonnenaufgang hinter dem höchsten Berg Europas (Elbrus, 5630 m) zu beobachten, der vom Gipfel bis zu seinem Fuß mit ewigem Schnee bedeckt ist. Der breite festgefahrene Weg mit seinem weiten Horizont stieg während der ganzen Wegstrecke von 40 Werst allmählich, aber unaufhaltsam an, so dass wir oft die Pferde wechseln und einen Imbiß zu uns nehmen mußten. Hierbei machten wir interessante Reisebekanntschaften, darunter zwei Männer: ein schon nicht mehr ganz junger Ossete, Student der Moskauer Universität, mit kurzgeschnittenen dunklen Haaren und schmalen gelblichen Gesicht, der andere, etwa zehn Jahre älter und gesetzter, unterhielt sich angeregt mit ihm; er legte ein ruhiges Selbstbewußtsein an den Tag und war von intelligentem Aussehen, es war ein Privatdozent des Rigaer Polytechnikums namens Podpalyj; der Ossete hieß Izmail Vasilevič Baev.

(204) Baev war bezaubernd geistreich und zog den Zuhörer mit seiner ganz spezifischen, leicht brüchigen Stimme in den Bann, wobei seine Erzählungen eine unterhaltsam ironische Note erhielten. Es ging dabei stets um das Thema der Maßnahmen der zaristischen Regierung und ihr Ergebnis. Podpalyj hatte hier offenbar einen gleichrangigen Gesprächspartner gefunden und unterhielt sich offenbar prächtig. Kaum hatte er meinen Namen und Vatersnamen gehört, stellte er sich am Imbiß in Positur und rezitierte völlig unerwartet mit einem listigen Seitenblick auf mich in deutscher Sprache Schiller:

„Er stand auf seines Daches Zinnen
Und schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
Dies alles ist mir untertänig,
So sprach er zu Ägyptens König,

Gestehe, dass ich glücklich bin!“

Der Effekt dieses Auftritts war besonders gelungen, weil wir gerade am Bermamut angelangt waren, dem höchsten Punkt unserer Fahrt. In einer bescheidenen, mit Dachpappe gedeckten Hütte, die für Männer und Frauen geteilt war, machten wir uns zur Nacht fertig und deckten uns

(205) mit den hier üblichen Filzmänteln zu. Trotz unserer Müdigkeit konnten wir nicht einschlafen, teils wegen der gewaltigen Eindrücke – der Erhabenheit des Anblicks des hohen schwarz-samtenen, sternenübersäten Himmels, und das bei absoluter eisiger Stille –, teils wegen der unglaublichen Menge von Flöhen! Gegen Morgen wurde es kalt, und wir mußten aufstehen, um nicht die Hauptsache zu verpassen: den Sonnenaufgang und den Anblick des schneeglänzenden Elbrus. Diese Momente sind unbeschreiblich.

Am nächsten Tag nahmen wir voneinander Abschied. Später ergab es sich, dass uns Baev bisweilen in Moskau besuchte und sich dabei mit gewohnter unterhaltsamer Ironie zur politischen Lage und den Chancen der Revolution ausließ. Blickt man auf dieses Leben zurück, so kann man sich vorstellen, dass Baev ein frühes Ende irgendwo im Kaukasus während des Vordringens der Bolschewiken beschieden war, vielleicht im Jahre 1918?

Weiterfahrt nach Jalta und Sewastopol

Wir kehrten auf demselben Weg über Kislovodsk nach Novorossijsk am Schwarzen Meer zurück – welch herrlicher Anblick! –, und weiter mit dem Dampfschiff über Feodosija, Kertsch, Sewastopol nach Jalta, wo wir Quartier in dem direkt am Ufer gelegenen Hotel „Rossija“ bezogen. Tag und Nacht hörte man dort die Wellen ans Ufer schlagen.

(206) Am nächsten Morgen hatte ich Angina und hohes Fieber. Dmitrij war schwimmen gegangen, er war ein guter Schwimmer. Es war heiß, und es war kein Wunder, dass er lange wegblieb. Aber dann schien es mir doch zu lange. Schließlich kam er, seltsam still und nachdenklich und legte sich aufs Bett. Als er sich erholt hatte, erzählte er, dass er sich durch die ungewohnte Leichtigkeit des Schwimmens im Salzwasser hatte verleiten lassen, zu weit hinauszuschwimmen, und in eine Meeresströmung geraten war, die ihn immer weiter vom Ufer entfernt hatte. Unter größter Anstrengung schaffte er es, zurückzuschwimmen. Das war uns eine Lehre fürs ganze Leben. Und trotzdem sollte seine jüngere Schwester Klaudia in den nächsten Jahren in demselben Meer denselben Fehler begehen. Und dazu stieß sie im offenen Meer mit dem Fuß an irgend etwas Unerklärliches (vielleicht einen Delphin?) und geriet in Panik. Mit letzter Kraft und Gottes Hilfe konnte sie sich retten.

Dmitrij versenkte sich in das Studium des gefährlichen „Kapitals“ von Marx, das wir sorgsam vor den Blicken der Bediensteten verbargen.

Gursuf – Meer, Berge, Zypressen, aromatische Luft; Evpatorija – damals ein Kindererholungsort,

(207) eine recht langweilige Küste; Livadija mit dem Zarenschloß; Alupka und Adalary – zwei Felsen, die aus dem Meer ragen. Jalta? Irgendwo schrieb Čechov: eine staubige Tarenten- und Friseursstadt. Nun, ganz so prosaisch war sie meiner Meinung nach nicht.

Und in welchen dieser Kurorte war Varvara A. viele Jahre hindurch zur Kur gefahren?

Nach einigen Wochen fuhren wir nach Hause. Wir bestiegen den Dampfer von Jalta nach Sewastopol bei hellem Sonnenschein und leichtem Wind. Das Meer war ganz dunkelblau und hatte weiße Schaumkronen – wir fuhren in einem Abstand von etwa 20 Werst von der Küste. Das Schiff schaukelte nicht, aber wir wurden beide doch immer grüner, und der Magen folgte – wie bei Čechov – ängstlich und aufmerksam den Bewegungen der Mastspitze. Den Mast sah ich zwar nicht an, aber dem Rat eines freundlichen Ratgebers folgend, war mein Blick wie hypnotisiert auf die Küste gerichtet, um mich nicht durch Erbrechen des Frühstücks zu blamieren.... Nach einigen (5?) Stunden legten wir in Sewastopol an. Dort hielten wir uns nur mit Mühe auf den Beinen. Plötzlich tauchte wie aus dem Erdboden ein junger Mann auf, setzte eine mitleiderregende bittende Mine auf und

(208) folgte uns auf Schritt und Tritt. Als er unserer staubigen Schuhe gewahr wurde – er erwies sich als Schutzputzer, und in der Nähe hatte er sein Werkzeug samt Bürsten und stark riechender Creme -, wurden unsere Schuhe unverzüglich einer gründlichen Behandlung unterzogen. Zum Takt der Bürstbewegungen weihte uns dieser junge Mann in sein schrecklich elendes Leben ein: er habe eine Frau und fünf Kinder, beinahe noch im Säuglingsalter, und seit Jahren komme er aus seiner Not nicht heraus.... Er tat uns furchtbar leid, und wir schämten uns, dass es uns so gut ging..... Mitja zog seinen Geldbörse heraus und gab ihm eine große Banknote, 25 Rubel! Wir entfernten uns geschwind, ohne den Empfänger anzusehen, und dabei war uns schon im nächsten Moment klar, dass er uns angelogen hatte. Die „fünf Säuglinge“ prägten wir uns für die Zukunft ein. Weiter ist uns in Erinnerung ein beliebter Armenier mit seinem schmierigen Bauch geblieben, der seinen Handel mit Konditorerzeugnissen auf der Straße betrieb. In gebrochenem Russisch pries er seine exotischen Süßspeisen an und musterte mit seinen schmalzigen schwarzen Augen die Passanten: „ssehr smackhaft!“ Noch in späteren Jahren zitierten wir halb scherzend, halb sentimental bei passender Gelegenheit dieses „ssehr smackhaft!“

Rückkehr nach Moskau. Dmitrijs politische Tätigkeit

(209) Wir kehrten auf die Datsche nach Tomlino zurück, der Sommer ging schon zur Neige. Varvara A. wurde offensichtlich immer schwächer und lag viel im Bett. Sie freute sich über unsere Ankunft. An Mitja hatte sie großen Gefallen. „Wie gut du aussiehst!“ sagte sie einmal, als er morgen sich von ihr verabschiedete, um in die Stadt ins Büro zu

fahren. „Phantastisch!“ erwiderte Mitja und lächelte etwas verlegen. Einmal kehrte Mitja zur Nacht nicht aus der Stadt zurück. Weder Mutter noch die Schwester zeigten sich darüber erstaunt. Als Mitja am nächsten Tag zur gewohnten Zeit kam, nahm seine Familie das kaum zur Kenntnis, ich aber war gekränkt und brach, als ich mit ihm allein war, in Tränen aus. Einige Jahre später wurde mir klar, dass Mitja schon lange in politische Parteigeschäfte verwickelt war, und seine Erklärung, dass er sich mit jemandem habe treffen müssen (wahrscheinlich ein konspiratives Treffen bei Dunkelheit auf einem Boulevard) – wobei sich zu seiner Belustigung irgendein Mann mit „unnormalen Neigungen“ an ihn heranmachte –, diese Erklärung entsprach durchaus der Wahrheit.

Die Frauen der neuen Verwandtschaft

(210) Varvara A. saß mit den Töchtern und mir auf dem Balkon und hörte unseren Gesprächen über unsere Lebenspläne zu. Wie damals üblich, erhielten die jungen Mädchen in den Familien keine Ausbildung, stillschweigend und dilettantisch hofften die Eltern und die Töchter auf eine Ehe und warteten völlig passiv auf die zufällige Bekanntschaft mit einem wenigstens einigermaßen passenden Mann. Der Großvater A. I. Zubov, Varvara A.s Vater, hatte noch seinerzeit eine Brautschau mit Brautwerberinnen veranstaltet. Nach solch einem Besuch eines „Bräutigams“ wurde die Frage gestellt: „Nun, Saša (oder später Varja, , dann Levtjuša oder Klaudia), wie hat er dir gefallen?“ Einmal gab es die Antwort: „Na ja, von hinten nicht so übel“ – „Na, Gott sei Dank! dann heirate ihn!“ Und so hatten alle vier geheiratet – und alle vier hatten sich damit unglücklich gemacht, wenn man sich ihr weiteres Leben ansieht. Fedot Gerasimovič haben wir ja schon kennengelernt – mit ihm war es schwer auszuhalten. Wenn er aus der Stadt kam und Varvara A. seine Schritte auf der Treppe hörte, hatte sie Angst, da sie wußte, dass

(211) er getrunken hatte. Klaudias Mann Egorov, ein kleiner, unscheinbarer, aber nicht dummer Mensch, der zu seiner schönen, hochgewachsenen, diskreten Frau, die ihn mit Würde ertrug, absolut nicht paßte, war ein Quartalsäufer. Schon früher auf der Datscha in Malachovka hatte Dmitrij häufig nach längerer Suche auf dem Feld, im Wald oder im Straßengraben den sturzbetrunkenen Onkel mit der Schubkarre nach Hause bringen müssen. Der andere Onkel Fedor Ivanovič Getenko war für seine Frau Olevtina (Letjuša) absolut uninteressant, obwohl er mit seinem Gesicht und seiner stattlichen Gestalt eine sehr gute Figur machte. Manja belauschte einmal eine Unterhaltung dieser beiden Tanten, die ja schon drei und vier Kinder hatten. Beide seufzten nur, wenn sie an ihr Leben mit diesen Ehemännern dachten. „Meiner ist ein Dummkopf,“ sagte Levtjuša mit ihrer ungewöhnlich tragenden tiefen Stimme (Otto hatte Gefallen an ihrer Tochter Anjuta gefunden), worauf die stille Klaudia A. entgegnete: „Besser ein Dummkopf als ein Trunkenbold!“

A propos: Die Egorovs hatten eine Tochter, Ekaterina Georgievna Egorova, die war Schauspielerin am Künstlertheater (Chudožestvennyj Teatr) und hatte die Hauptrolle im „Gewitter“ von Ostrovskij gespielt (ein Photo mit ihr in dieser Rolle befindet sich in Heidelberg bei Olga Fedotovna). Und der Sohn von Levtjuša, Ivan, war ein begabter Sänger,

trat in der Provinz und

(212) später, glaube ich, in Rostow und dann in Odessa auf, wo er im Alter die Tenorpartie des Lenskij aus dem „Eugen Onegin“ von Tschaikowsky sang. Aljoša (Alexej), der Sohn von Olga Fedotovna, hat seine Frau noch auf einer Kreuzfahrt später im Zeitraum 1960-1975 besucht, aber darüber später.

Ich also fragte Manja auf dem Balkon „Welches Ziel hast Du im Leben?“ Die Mutter Varvara A. befürchtete, hier könne es zu einer Auseinandersetzung kommen: „Ach laß das doch, wozu muß das jetzt sein?“ Aber etwas hat dieses Gespräch wohl doch gebracht: Marija Fedotovna (Manja) gab eine Zeitlang in der Schule der Kirchengemeinde (wohl ehrenamtlich) Russischunterricht.

Vera Fedotovna sorgte für die kranke Mutter und führte mit zwei Bediensteten den Haushalt.

Olga und Klanja (Fedotovna) gingen noch ins Mariinskij-Institut; später machten sie Examen bei den Höheren Frauenkursen an der naturwissenschaftlich-historischen Abteilung.

Tod der Schwiegermutter

Es wurde September. Es war noch warm, und wir waren noch in der Datscha geblieben. Varvara A. lag im Fieber, und es war klar, dass es dem Ende zuging. Vom 8. auf den 9. September bekam sie Atemschwierigkeiten. Wir blieben alle zu Hause. Totenblaß und mit eingefallenen Wangen, hielt sie sich nur mit Mühe, auf einen Berg

(213) von Kissen gestützt, aufrecht und begann aus Atemnot das Bewußtsein zu verlieren. Nacheinander gab sie Vera, Manja und Mitja ihren Segen. Wir wollten ihr unbedingt helfen. Die Schwestern baten mich, ein Sauerstoffkissen zu besorgen, um die Atemnot wenigstens etwas zu lindern. Ich stürzte zum Fahrrad und raste zur nächsten Apotheke. Aber weder in Tomlino noch in Malachovka gab es eine Apotheke, die gab es erst im nächsten Dorf Udel'naja, aber dort hatten sie kein Sauerstoffkissen. So mußte ich mit leeren Händen zurückkommen. Varvara A. lag schon im Sterben und hatte das Bewußtsein verloren. Ich wollte ihre Ruhe nicht mit meiner Bitte um ihren Segen stören. Und dann kam auch das Ende. Ich, Dmitrij und die Schwestern sahen zum ersten Mal den Tod aus der Nähe. Es war sehr schwer zu ertragen. Dmitrij ging in sein Zimmer und brach in schreckliches Weinen aus.

Die Beerdigungszeremonie dauerte von morgens bis neun Uhr abends. Aus Tomlino zog die Beerdigungsprozession auf der Chaussee in Equipagen mit den Geistlichen und den Kirchensängern im Schritt bis zur Moskauer Wache. Unterwegs wurde

(214) für Gebete und Kirchengesänge haltgemacht. Wir fuhren bis zum Elternhaus der Zubovs und zur Gemeindegemeindekirche in Moskau, wo eine Totenmesse gehalten wurde. Wir

trafen uns mit Großvater und Großmutter Zubov, und weiter ging's zur Danilovskij-Wache auf den Friedhof, wo die Totenmesse und die Beerdigung stattfanden. Zu Herzen gingen die auch schon unterwegs gesungenen Choräle „Ruhe mit den Heiligen“ und „Ewiges Gedenken“. Von dort ging's zur Poljanka und zur Spasskij-Gasse in unser Haus. Die ganze Verwandtschaft der Vinokurovs versammelte sich zum gemeinsamen Totenmahl mit den Geistlichen unserer Kirche „Spas w Nalivkach“. Als die Gesellschaft uns verließ, war es schon Abend. Zurück blieben zwei Nonnen, die 9 Tage lang abwechselnd tags und nachts am Chorpult bei Kerzenlicht standen und das Evangelium verlasen. Wir – die Schwestern, ich und eine bei uns lebende Freundin der Schwestern, Nadja Gesli – trugen von diesem Tag an strenge Trauerkleidung. Vor kurzem fühlte ich mich, als ich in einer Zeitschrift Bilder zum Tod des dänischen Königs Friedrich sah, an uns sechs junge Frauen in bodenlanger und völlig einheitlicher Trauerkleidung zurückerinnert – genauso sahen die Thronfolgerin und ihre Schwester aus.

Das Leben in der neuen Familie

(215) So wurde ich Teil einer russischen Familie, die sich aus sehr jungen Menschen zusammensetzte, genauer gesagt, aus fünf jungen Damen – die älteste war 24 – und einem zwanzigjährigen Mann, der keinerlei Anspruch auf Autorität erhob; scherzend zitierte er (aus einem russischen Volkslied) „acht der Mägdlein, ich allein“. Am gemeinsamen Tisch führte Manja den Vorsitz. Zum Abschluß des Mittagessens und des Abendessens gab es Milch, übrigens von unserer eigenen guten Kuh. Bei uns standen auf dem weiten Hof zwei Lagerhäuser, in einem von ihnen befand sich ein Heuboden und ein Unterstand für die Kuh. Und dann noch ein Eiskeller im Boden für die Lebensmittelvorräte. Für den allmorgendlichen Tee oder Kaffee – nach Belieben, abends wurde Tee getrunken – sorgte die alte Marija Fedorovna Timofeeva, eine Witwe, die bescheiden im Untergeschoß wohnte und immer bereit war, zu helfen und etwas zu bringen. „Laß mal, ich lauf schon,“ sagte sie immer, worauf Varvara A. früher immer bemerkt hatte: „Warum ‚läufst‘ du denn?“

(216) Ganz von selbst stellte sich in unserem Zusammenleben ein Rhythmus ein, da jeder von uns seine eigene Aufgabe hatte. Der Tod von Varvara A. hatte uns nähergebracht und geeint.

Studium. Freundschaft mit Ekaterina Zavališina

Nun begannen die Vorlesungen in den Kursen, gehalten vom Physiker Davydovič. Mitja stellte fest, dass er bei diesem Davydovič schon in der Praktischen Akademie gelernt hatte und dass der Mathematiker an der Alexander-Handelsschule unterrichtete. Er war also ein seit langem bekannter Kollege von N. P. Curikov. Das änderte allerdings an meinen Anstrengungen überhaupt nichts, denn meine Schulkenntnisse reichten nicht für das Kursprogramm, und ich hatte einiges nachzuholen. Zum Beispiel den binomischen Lehrsatz von Newton oder die Differential- und Integralrechnung. Neben mir saß einmal eine angenehme zurückhaltende Kursteilnehmerin. Wir wurden näher bekannt: es war Ekaterina (Katja) Dmitrievna Zavališina, mit der ich von diesem Tag an während vieler Jahre in unzertrennlicher Freundschaft verbunden blieb – bis zu ihrem frühen Tod mit 33 Jahren; sie erkrankte an Leukämie und starb 1916 unter schrecklichen Qualen in Petersburg in der Chirurgischen Klinik der

(217) Militär-Medizinischen Akademie. Aber dieses tragische Ende ahnten wir beide nicht voraus; wir paukten zusammen mit Sofija Baryšnikova Physik und lachten lauthals, wenn wir uns in irgendwelchen Formeln verhedderten und Katjas Belehrung vernahmen: „Das wird uns noch klarer, wenn wir.....“. Katja war, dem ersten Eindruck nach zu urteilen, „anziehend und still“. Sie war größer als ich, schlank und wohl recht zart, das hellblonde volle Haar war sorgsam mit verdeckten Haarklammern zu einer hohen Krone hochgesteckt. Sie hielt sich stets sehr gerade, genauso wie ich – wir fielen dadurch in allen Hörsälen unserer weiteren akademischen Laufbahn vorteilhaft auf. Aufmerksame graue Augen mit einer typisch slawischen sichelförmigen Form der Oberlider – diese Besonderheit bemerkte später einmal (in Zürich) ein Anthropologe, der mit ihrer Einwilligung eine Aufnahme von ihr machte und sie in seiner wissenschaftlichen Arbeit verwendete. Die sehr helle Gesichtshaut machte wegen der stets leichten Wangenröte keinen kränklichen Eindruck. Katen'ka war nicht sehr kräftig; ihre sehr schmalen (aristokratischen) Hände und die schlanken Beine und Füße mit dem für Aristokraten typischen hohen Rist rundeten ihr Bild ab.

(218) Im ersten Winter meiner Ehe mit Dmitrij nahmen wir ein Abonnement für die Symphoniekonzerte in dem berühmten Gebäude des Konservatoriums. Mitja hatte damals von Musik wenig Ahnung und schlief manchmal bei langweiligen Passagen ein. „Na ja, das ist immer noch besser, als bei einem Adagio von Beethoven plötzlich die Uhr aufzuziehen,“ sagte einmal mein Kollege L. Und plötzlich erblickten wir dort Katja unter den Zuhörern, die auf die billigen Stehplätze abonniert waren. Verlegen sprang Dmitrij von seinem Platz auf und bot Katja, die er noch kaum kannte, seinen Platz an. Sie nahm, glaube ich, sein Angebot an, später haben wir sie dann aber dort nicht mehr getroffen. Katja wohnte weit von uns, in Koževniki, in der 2. Gusjatnikovyj-Gasse in einem bescheidenen zweistöckigen Holzhaus. Darin befand sich eine Abteilung der Volksschule, in der die beiden Lehrerinnen Marija und Vera Zavališina, die älteren Schwestern von Katja, unterrichteten. In diesem Gebäude hatten sie zu dritt eine Wohnung und leisteten sich eine Köchin.

(219) Ganz offensichtlich waren ihre Mittel sehr begrenzt. Eingerichtet waren sie wie in einer Datscha. Im Winter war es in der Wohnung recht kalt, und die Umgebung konnte man bei näherer Betrachtung kaum anders als verfallen bezeichnen. Unter diesen bescheidenen Umständen existierten diese „drei Schwestern“ – Worte, die in der Epoche Čechovs und des steigenden Sterns des Künstlertheaters für uns einen ganz besonderen

Klang hatten. Diese drei Schwestern waren Töchter des Dekabristen Dmitrij Irinarchovič Zavališin. Nach Katjas Angaben war ihr Geschlecht unter diesem Namen auf die Zarin Elizaveta Petrovna zurückzuführen, die ihn einem Kämpfer verlieh, der sich in einem Kampf am Fluß Volchov aufgezeichnet hatte, wo er beinahe ertrunken wäre – auf Russisch hieß es „zavaliljsja“, und daher erklärt sich dieser Name, der laut einer Schenkungsurkunde den Adel verlieh. Dmitrij Zavališin war als Teilnehmer des Dekabristenaufstand vom 14. Dezember 1825 auf dem Senatsplatz zusammen mit anderen Offizieren von Zar Nikolaus I. nach Sibirien verbannt worden. (S. dazu seine „Aufzeichnungen eines Dekabristen“ in 2 Bänden, von den Schwestern auf eigene Kosten mit den letzten etwa 5000 Rubel in den Jahren 1905-1910 herausgegeben – so spät, weil bis dahin noch die Zensurbeschränkungen in Kraft waren.)

(220) Während dieses Winters mußte Dmitrij aus irgendeinem Grund nach Petersburg fahren. Heute denke ich, dass es dabei nicht um geschäftliche Dinge ging, sondern um ein kurz angesetztes konspiratives Treffen der Partei. Er schlug mir vor, ich solle doch mit derselben Bahn bis zur Station Valdaj fahren und dort meine Bekannten aus früheren Jahren besuchen, die Zinov'ev-Mädchen (die Cousinen meiner Musiklehrerin Fräulein Adele), mit denen ich in brieflichem Kontakt stand. Dieser Plan gefiel mir. In den vergangenen 6-7 Jahren hatten sie sich natürlich, ebenso wie ich, sehr verändert; es war interessant, sich wiederzusehen. Die Mutter Leontina Georgievna lag im Bett, sie litt an Wechseljahrbeschwerden, und ich bekam sie nicht zu Gesicht. Der Vater Nikolaj Ardaljonovič saß wegen des Winterwetters irgendwie untätig herum, und es war nicht ersichtlich, worin seine Pflichten als Leiter eines Semstwo bestanden. Am nächsten Abend fing er ein langes Gespräch mit mir an. Die Töchter gingen auf ihre Zimmer, und ich unterhielt mich weiter mit ihm im Wohnzimmer, da mich das Gespräch interessierte.

(221) Allerdings bereute ich sehr bald, dass ich nicht auch gegangen war. Über Nikolaj Ardaljonovič hatte ich schon früher gehört, dass er ein großer Weiberheld war. So auch hier: er wechselt plötzlich das Thema, rückte seinen Sessel an mich heran und fing an, mir hastig irgendwelche Komplimente zuzuflüstern, wobei er seine feuchten Augen schwärmerisch auf mich heftete. Ich bekam es mit der Angst und begab mich schleunigst auf mein Zimmer. Am Morgen nahm ich Abschied. Zum Bahnhof mußte ich wegen des Winterwetters mit einem Kutscher im Schlitten durch den tiefen Schnee fahren. Es begleitete mich – natürlich der Vater, Nikolaj A. Unterwegs saß er neben mir und begann, wie man so sagt, mir „den Hof zu machen“ und mich zu betasten. Ich bemühte mich, möglichst weit von ihm abzurücken, aber in einem Schlitten ist das bekanntlich schwierig. Immerhin stieß er mich schließlich mit dem Ellenbogen zur Seite und zischte „Fisch!“ Gott sei Dank kamen wir rechtzeitig am Bahnhof an, der Zug lief ein, Mitja war sofort da, und wir fuhren glücklich ab. Später im Zug erzählte ich ihm von meinem Abenteuer. „Ha!“, lächelte Mitja zufrieden.

Das Studium bei unseren Kursen nahm seinen Gang, wir büffelten Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie, Zoologie, Botanik, Kristallographie, und in den Hauptfächern mußte man Klausuren schreiben. Katja und ich studierten sehr intensiv und erfolgreich.

(222) Die Physik- und Mathematikvorlesungen fanden im Polytechnischen Museum statt, weil ein anderes Gebäude für diesen Zweck in der Merzljakovskij-Gasse, unweit des Arbat-Platzes, gerade gebaut bzw. erweitert wurde (übrigens unter der Bauleitung

einer Architektin).

Als ich das erste Mal schüchtern und interessiert zur Vorlesung kam, sah ich, dass das ausschließlich weibliche Publikum im Saal sehr unterschiedlichen Altersgruppen und Schichten angehörte. Bald bemerkte ich, dass alle ihr Studium sehr ernsthaft und mit großem Fleiß betrieben, und noch etwas: Es herrschte unter ihnen allen eine wahrhaft kameradschaftliche, freundschaftliche Beziehung und eine große Begeisterung für das Studium. Solch eine Begeisterung war, wie ich mich später überzeugen mußte, im Westen nicht anzutreffen. Sehr bald bildeten sich Arbeitsgemeinschaften, die, wie es so üblich war, Mittel für alle möglichen Hilfsaktionen sammelten (Es gab hier auch, ebenso wie bei den Studenten, Gruppen, die sich Landsmannschaften nannten.) Dabei fällt mir gerade ein, dass auch die Stadtverwaltung von Moskau alle möglichen Spendenaktionen veranstaltete, wobei sie z.B. einen großen Fuhrwagen mit einem großen Plakat und der Aufschrift „Spenden Sie alles, was Sie nicht brauchen!“

(223) durch alle Straßen fahren ließ und alles mögliche wie Wäsche, Kleidung und Möbel einsammelte..... Unter den Kommilitoninnen waren Töchter von Professoren, Adligen, Kaufleuten, aus den Hauptstädten, aber auch aus der tiefsten Provinz, aus armen und aus reichen Familien. Schnell wurden Bekanntschaften auf der Grundlage gemeinsamer wissenschaftlicher Interessen geschlossen. So kamen auch wir zusammen: Sof'ja Baryšnikova, Lidija Krestovnikova, Ekaterina Zavališina und ich; wir nahmen gemeinsam Mathematikunterricht bei einem Studenten. Wir arbeiteten intensiv und vertieften uns in die Physik – bis heute ist mir nicht klar, warum wir zu viert, wenn wir auf unserer großen Couch in unserem Wohnzimmer saßen, so viel und unbeschwert Scherze machten und lachten. Im Frühling bestanden wir alle vorgeschriebenen Prüfungen der naturwissenschaftlich-historischen Abteilung und kamen in den zweiten Kurs. Nach alter Tradition gab es dann Ferien bis zum ersten September.

Sommerfrische im Kaukasus. Musik

Die Familie Vinokurov hatte nach dem Verlust der Mutter allmählich das Gleichgewicht wiedergefunden. Diesmal beschlossen wir, alle zusammen zum Sommerurlaub in den Kaukasus zu fahren. Durch die Vermittlung von N. P. Curikov mieteten wir für den ganzen Sommer ein ganzes Stockwerk im Haus seines Bekannten Davyd Osipovič Aglincev, wohl eines Kabardiners, der mit seiner Familie in Kislovodsk lebte. Seine jüngste Tochter studierte am Moskauer Konservatorium, ich erinnere mich heute noch an ihre gute Interpretation einer Klaviersonate von Beethoven.

(224) Von unserem Stockwerk aus öffnete sich eine weiter Ausblick auf die unendliche Ebene unter der blauen Himmelskuppel. Eine solche Luft, solch eine Sonne und so weiter Täler hatten wir Moskauer, obgleich wir doch an ein gutes Leben auf der Datscha gewohnt waren, noch nicht kennengelernt. Wahrscheinlich fühlten wir uns so wohl, weil Kislovodsk sehr viel höher als Moskau gelegen ist (auch wenn dieses bekanntlich auf

„sieben Hügeln“ liegt).

Wir hatten unsere Hausangestellte Natalja mitgenommen, die übrigens ein ungewöhnlich häßliches Gesicht hatte, aber zu kochen verstand. Die Arme hatte den Haushalt zu versorgen und konnte sich am wenigsten von uns allen dem Vergnügen langer Spaziergänge im Park, langer Tennisspiele und dem Baden hingeben. Wir hatten unseren eigenen Samowar, Tafelsilber und Bettwäsche samt Kissen und Decken mit – ich erinnere mich, dass wir bei der Abreise aus Moskau neun Pud [knapp 150 kg] Gepäck aufgegeben hatten. Damals konnte ein Passagier ein Pud [16,38 kg] Gepäck frei mitnehmen. Außer Nadja Gesli war für den ganzen Sommer auf unsere Einladung auch mein jüngster Bruder Franz mitgekommen, der mit Mitja eng befreundet war – wir waren insgesamt neun Personen.

(225) Nachdem wir uns in unserer „Beletage“ eingerichtet und die auf uns zukommenden Ausgaben überschlagen hatten, vermieteten wir zwei freie Zimmer weiter. Eins an Nikolaj Pavlovič Curikov und das andere, dank der Vermittlung unseres berühmten Schauspielers Sobinov, an seinen Bekannten Alexander Bogdanovič. Und so bestand unsere Familienrepublik aus 10 Personen, wenn wir am Tisch auf unserem geräumigen Balkon saßen – dort spielten wir übrigens, wann es uns einfiel, auch Tischtennis. Wie oft haben wir dort gelacht, gescherzt, geredet und im Chor Studenten- und Volkslieder gesungen! All das unter dem Einfluß von Nikolaj Pavlovič, einem erfahrenen Pädagogen, der das Leben kannte – er war in unseren Augen schon alt: 40 Jahre! Alexander Vladimirovič war 26; er gefiel uns „Weibern“ sehr. Als Sohn eines Geistlichen war er in Smolensk in bescheidenen Lebensverhältnissen zusammen mit drei Brüdern aufgewachsen und hatte die medizinische Fakultät der Kazaner Universität als Arzt abgeschlossen. Aber seine schöne Tenorstimme zog ihn zur Bühne hin. Er nahm Musikunterricht in Italien (bei Broglio?) und bewarb sich in Moskau – am Bolschoi-Theater.

(226) Im August dieses Jahres (1902) sollte er zum ersten Mal auftreten, und zwar in der Rolle des Lenskij aus „Eugen Onegin“. Alexander Vladimirovič war sehr erfreut zu hören, dass ich Klavier spielte. Aus Pjatigorsk wurde ein ordentliches Klavier geliefert und im Zimmer der Schwestern aufgestellt. Von diesem Zeitpunkt an bis Ende August mußte ich mit Alexander V. bei seinen Übungen begleiten und außerdem alle Tenorpartien seines Opernrepertoires repetieren. Das war eine große Ehre und Freude für mich. Noch heute denke ich dankbar an diese ernste und intensive Arbeit zurück, die mir viele neue Erkenntnisse und großen Genuß schenkte – Alexander V. war vom lieben Gott mit einer wunderbaren Stimme und einem vorzüglichen Gehör beschenkt worden. Ich hatte in meinem jugendlichen Alter überhaupt keine Ahnung von Gesang und überhaupt von Kunst und wußte nicht, dass auch die Kunst große Anstrengungen erfordert; und natürlich lag mir auch die Vorstellung fern, man könne in der Kunst Karriere machen. Heute ist mir natürlich klar, wie ernst jeder Künstler seine Aufgabe nimmt und mit welchem bisweilen heroischen Einsatz er an die Erarbeitung der letzten Details herangeht, um Vollkommenheit zu erreichen.

(227) Damals waren wir zufrieden, wenn der imaginäre Auftritt ohne Stocken ablief (wobei ich mit meiner Stimme die Partner ersetzte), d.h. Text, Tempo und Nuancierung richtig waren. Später, wenn ich im Bolschoi-Theater Sobinov oder die Zbrueva oder die Neždanova (eine Schülerin von Prof. Masetti) oder die Gukova (auch eine Schülerin von Masetti) hörte, war mir klar, welch skrupulöse künstlerische und schauspielerische Ar-

beit hinter jedem dieser Auftritte stand. [Es folgt eine Aufzählung gemeinsam erarbeiteter Rollen aus verschiedenen Opern bzw. versch. Romanzen.]

Einmal vertieften wir uns in den Text der Arie des Lenskij; er sang die Arie „Vergessen wird die Welt mich..“ und sagte plötzlich Alexander Vladimirovič: „Genauso wird's sein!“ – uns beiden war ohne weitere Worte klar: „Genau so!“,

(228) bzw. ich begriff in diesem Moment mit Schrecken: „Ja, das ist seine Zukunft!“

Vorerst aber lebten wir wie auf den Inseln der Seligen heiter und unbeschwert. Wenn die anderen unsere Operntexte hinter der Tür hörten, fingen sie an, entsprechende Szenen auf dem Balkon aufzuführen. [.....]

(229) [.....] Natürlich ging es dabei auf unserem Balkon sehr lautstark zu. Unter uns wohnte die Familie des Direktors des Konservatorium von Tiflis; sie hatten zwei Kinder von etwa 6 bis 8 Jahren, die ab und zu ihre Launen hatten. Einmal hörten wir, wie ihr Vater sagte: „Laß das! Hör doch mal, da oben lachen sie über dich!“ Sie gehorchten und hörten auf.

(230) Viele kleine Unannehmlichkeiten hatte während des Sommers unsere Vera zu bestehen, die alle kulinarischen Aufgaben übernommen hatte. Unsere Gehilfin konnte zur Besorgung der Lebensmittel nur auf den Marktplatz gehen, das brachte aber Schwierigkeiten mit sich, denn die Leute dort waren offenkundig keine Russen, und nicht jeder Kaukasier sprach Russisch. Mit dem Herd und dem Ofen war Vera nicht vertraut. Sogar die Kohle für den Samowar konnte man nicht ohne weiteres besorgen. So geschah es bisweilen, dass Vera uns zum Mittagessen rief und uns mit vor Verlegenheit roten Wangen erklärte: „Heute gibt's was Verunglücktes“ – meist war irgendein geplantes Dessert nicht durchgebacken oder zu lange gebacken, oder die Sauermilch war zu sauer oder aber zu wenig sauer geworden. Wir wollten uns einmal vor Lachen ausschütten, als Nikolaj Pavlovič angesichts eines Krugs, aus dem eine dicke Sauermilchzunge herauslugte, voller Begeisterung ausrief: „Leute! das Zeug kommt in jetzt in Stücken!“ Insgesamt aber ernährten wir uns vorzüglich, alle hatten wir gut zugenommen [Anm. des Übers.: in Rußland fast bis Ende des 20. Jh.s Kennzeichen einer erfolgreichen Erholung], nur Vera hatte 10 Pfund abgenommen.

Reitfreuden

(231) Nikolaj P. verbrachte schon zum zehnten Mal den Sommerurlaub in Kislovodsk. Als großer Reitfreund wählte er auch dieses Mal mit den dortigen kaukasischen Pferdeverleihern und den russischen Kutschern des Kurorts ein zum Sattel passendes Pferd aus. Die Sättel konnte man übrigens wählen, es gab dort den „englischen Sattel“ (ziemlich flach, aus Leder gefertigt), den kaukasischen – mit einem hölzernen „Häuschen“ über dem Rücken des Pferdes und mit einem dicken Lederkissen, das auf dem Sattel mit einem Riemen befestigt war, und dann fand noch der kabardinische Sattel Anwendung,

der flacher war; wegen der sehr kurzen Steigbügel war man zu einer Haltung mit ungewöhnlich hoch angezogenen Knien gezwungen. [.....]

Nikolaj P. brachte uns allen das Reiten bei, wobei er streng auf die korrekte Haltung und das richtige Lenken des Pferdes achtete.

(232) Natürlich war das nicht einfach. Schließlich aber waren wir so weit, dass wir an unseren Ausritten in die Umgebung von Kislovodsk Freude hatten, wobei wir häufig Flüsse durch Furten überqueren mußten. Ein wenig unheimlich wurde uns schon zumute, wenn die Pferde, sobald sie fühlten, dass es nach Hause ging, plötzlich sehr schnell zu laufen anfangen, ja fast durchgingen. Das Reiten im Damensattel gefiel mir nicht. Ich nähte mir aus schwarzem Atlas Hosen, Franz gab mir seine leichten Schaftstiefel, irgendwo erstanden wir einen dunklen kaukasischen Halbrock, wie ihn die dortige Bevölkerung trug, darüber eine passende dunkelbraune Tscherkessenjacke vom kaukasischen Pferdeverleiher „Volodja dem Lügner“, wie ihn Nikolaj P. wegen seiner Lügenhaftigkeit nannte; das geflochtene Haar verbarg ich hinter dem Kragen, und auf den Kopf setzte ich eine bereits vorhandene Kosakenmütze – das war der einzige Stilbruch in meiner Tracht. An das Reiten im Herrensattel gewöhnte ich mich schnell. Einmal

(233) schlug mir Nikolaj P. an einem sonnigen Morgen vor, mit ihm zu einer nahegelegenen Schlucht bei Kislovodsk zu reiten. Wir ritten hin, machten Halt und schauten uns um. Wir erblickten einen Reiter, einen alten Kaukasier, rassig vom Scheitel bis zur Sohle. Nikolaj P. erkannte in ihm einen alten hiesigen Bekannten. Ich blieb an Ort und Stelle, während Nikolaj P. zu dem Alten hinritt und mit ihm ein Gespräch anfang. Der Alte unterbrach ihn: „Gut sitzt der Junge da auf dem Pferd!“ – äußerte er sich über mich, wie mir Nikolaj P. nachher berichtete. Das höchste Lob, das ich mir vorstellen konnte – und das aus dem Mund eines Kaukasiers! „Wer ist das?“ – „Das ist nicht ein Junge, das ist die Frau eines Moskauer Kaufmanns.“ Der Kaukasier verstummte.

Kislovodsk. Gesellschaft

Es war Hochsaison in Kislovodsk. Aus den Hauptstädten kamen berühmte Schauspieler und Schriftsteller. Wir sahen Sobinov und die Olenina, die Schwester von Stanislavskij, eine sehr elegante hochgewachsene junge Dame, die mit einem Bariton des Bolschoi-Theaters verheiratet war. Unser Nikolaj P. machte ihre Bekanntschaft und „ließ sich gern in die Niederungen der Kultur herab“, wie er seine Spaziergänge im Park nannte; dort traf er sich mit Maria „Sergevnočka“ – so nannte er sie –, in die er sich schon

(234) ein wenig verliebt hatte. Wir „Damen“ ließen uns auch gern von unserem Hügel herab, auf dem die beiden Häuser von Aglincev standen, und begaben uns in den Park; dort erklang Musik, und wir fanden Spaß daran, berühmte Persönlichkeiten im Publikum herauszufinden.. Wir trafen die Sängerin Evgenija Ivanovna Zbrueva, und die Schwestern

erneuerten die Bekanntschaft mit ihr. Als Zbrueva von unserer Reiterei erfuhr, freute sie sich über die Aussicht, „zwanzig Pfund abnehmen zu können“ und schloß sich zusammen mit Sobinow uns an. An einem wunderschönen Tag verließ unsere Kavalkade – wir zusammen mit Volodja waren 10 Reiter, dazu noch einige Damen in der Kutsche – in strenger Reihenfolge unter der Führung von Nikolaj P. die Stadt Kislovodsk. Es war ein unvergeßlicher, wunderbarer Tag, den wir in der Gesellschaft dieser außerordentlichen, berühmten Persönlichkeiten verbringen konnten. Aber seltsamerweise ist von dieser Begegnung nichts weiter Erwähnenswertes in der Erinnerung zurückgeblieben. Die Berühmtheiten fuhren aus Prinzip in der Kutsche. Und doch hat sich mir etwas Unerwartetes eingeprägt: nämlich die Tatsache, dass sie nicht sangen,

(235) sondern natürlich – wie alle anderen - sprachen!

Die Männer gingen ab und zu aus reiner Neugier in das Mineralbad und badeten dort im unverdünnten sauerstoffhaltigen Narzan (Mineralwasser), das nur 12 Grad warm war und eine sehr belebende Wirkung haben sollte. Und wir Damen gingen, glaube ich, in die Sauna. In unserer Nachbarschaft stand auf dem anderen Hügel eine Datscha, dort wohnte ein Künstler, dessen Bild „Leben überall“, das in der Tretjakow-Galerie hing, uns zu Tränen rührte: ein vergittertes Fenster eines Eisenbahnwaggons (3. Klasse), hinter welchem man Verbannte (nach Sibirien, unklar aus welchem Grund) mit ihren Kindern sah, die mit ihren Krümeln Tauben fütterten. Ich weiß nicht mehr den Namen des Malers, vielleicht (Rub.) Nesterov [wohl eher Jaroščenko]? Bei diesem Maler lebte seine Verwandte Verusja, die ihm den Haushalt führte. Dorthin kam auch einmal N. K. Michajlovskij, ein bedeutender Name in der russischen Literaturgeschichte – „unser Lehrer“ sagte bedeutungsvoll Nikolaj P., der ihm einmal bei einer zufälligen Begegnung im Park uns junge Leutchen, Dmitrij und mich, vorstellte. Der „Lehrer“, übrigens ein mit einem ungewöhnlich eleganten

(236) hellgrauen Anzug bekleideter alter Herr mit unsicherem Schritt, blieb stehen, strich sich seinen weißen Bart und schaute uns mit feuchten, ein wenig trunkenen Augen an und fragte, sich auf Verusja stützend: „Wie alt sind Sie?“ – „Wir sind zusammen 38!“ – „Ach, und ich allein bin heute, an meinem Geburtstag, genau doppelt so alt geworden: 76!“

N.B. Mit Verusja war die junge, nicht besonders bekannte Schauspielerin Olga Michajlovna Sadovskaja aus der Dynastie der berühmten Sadovskijs befreundet, die in der dritten Generation Schauspieler am Kleinen Kaiserlichen Theater in Moskau waren. Damals hätte ich mir nicht träumen lassen, dass ich ihre Familie 2-3 Jahre später in der Schweiz unter sehr tragischen Umständen treffen sollte.

Unseren Ausritten gesellte sich einmal ein junger, attraktiver und durch Reichtum verwöhnter Moskauer zu, Florentij Vasil'evič Chludov; seiner Familie besaß die berühmten Moskauer Badeanstalten. Er ahmte wahrscheinlich mit seinem demonstrativen Ästhetizismus Oscar Wilde nach, den wir damals noch nicht kannten.

Zum ersten Mal fanden wir, von Nikolaj P. verführt, Geschmack an Kriminalromanen und verschlangen den „Hund von Baskerville“ und Sherlock Holmes.

(237) Wir zitierten auf Schritt und Tritt: „Das Verbrechen wurde Nachtzeit begangen..... und die Leiche wurde vom tiefen Fluß verschlungen.“ Später folgte Nat Pinker-

ton, aber Franz übertrumpfte uns alle, in dem er uns mit erhobenem Finger zuflüsterte: „Aber erst Nick Carter, das ist was!“ Mit Tremolo sangen wir Zigeunerromenzen wie „Wie könnt ich Euch vergessen“, „Es fühlt das Herz, du bist nicht treu, und es schlägt uns der Trennung Stund“. Auf dem Balkon war an der Wand ein Gymnastik-Gerät mit einem Gummiband in der Art eines Kraftmessers angebracht; man konnte damit Gymnastik treiben, indem man die Bänder mit Handgriffen anspannte; und so machten wir aus Jux Bewegungen, die den Sinn unserer „Rezitationen“ unterstreichen sollten. Florentij Chludov kam zu uns und spielte (sehr schön) auf der Geige Beethoven und Grieg. Er war recht anspruchsvoll. Als geborener Ästhet rümpfte er immer die Nase, wenn er an unserer – wie auf Datschen üblich – primitiven Toilette vorbeikam: „CS2!“ (Schwefelkohlenstoff) War er Chemiker oder Ingenieur?

Unwetter

Azurblauer Himmel, Sonne, blaue Ferne „Plötzlich zischte etwas vorbei in der Natur zwischen Himmel und Erde“ – war es eine Blitz oder etwas anderes, es wurde urplötzlich viel dunkler,

(238) und um uns herum brach ein höllischer Krach los: ein Orkan mit entsetzlichem Hagel; in kürzester Zeit lag auf unserem Balkon, der ja nur nach einer Seite hin offen war, ein Haufen Eis. Da erst begriffen wir, dass das ein Gewitter mit Hagel war. Kaum 15 Minuten dauerte dies Spektakel, und schon strahlte wieder die Sonne von makellos blauem Himmel. Aber es war deutlich frischer, aus dem menschenleeren Garten zog Kälte herüber, die Temperatur war von 35 auf 11 Grad gefallen. Der alte Agincev, der bei den Einheimischen große Autorität besaß (er kündigte immer ein drohendes Unwetter an, und so richteten auch wir uns immer bei der Wahl und der Zeit unserer Ausritte nach seinem Rat), er schritt in hohen Stiefeln und in warme Wollkleidung gehüllt auf seinem Anwesen umher und beschaute, was das Unwetter angerichtet hatte. Eine Dame ging vorbei: „Ach, Davyd Osipovič, was haben wir Schreckliches durchgemacht! Wann kommt denn der nächste Orkan?“ Er antwortete würdevoll: „Ich sag’s Ihnen schon, wenn er kommt.“

Im Park hatte sich das kleine Bächlein Ol’cha zum fassungslosen Staunen des Publikums in einen reißenden Sturzbach verwandelt und sogar eine der kleinen Brücken weggespült, so dass man eine Woche lang nicht auf die andere Seite konnte. Aber bald

(239) nahm alles wieder sein gepflegtes Aussehen an. Nikolaj P. mit seiner schiffchenförmigen Filzkappe begab sich, den Spazierstock schwenkend, wieder in den Park, um sich mit seiner „Sergevnočka“ zu treffen. Einmal entgegnete sie ihm im Gespräch so etwas wie: „Aber Nikolaj P., was sollen wir beide denn, wir sind doch schon alt...“ Diese Worte wiederholte er zu Hause und fügte hinzu: „Ich zeig’s Ihnen noch, wie alt ich bin! Kokettieren Sie nicht so!“

Ein Streich

Bald darauf breiteten sich in Kislovodsk Gerüchte über einen Angriff der Abreken in der weiteren Umgebung aus. Das kam im Kaukasus von Zeit zu Zeit vor. In demselben Jahr wurde auch bekannt, dass in einer der Städte des Kaukasus eine Bank von Bewaffneten überfallen worden war; die Räuber wurden nicht gefaßt. Nikolaj P. lenkte, um mehr darüber zu hören, das Gespräch absichtlich auf dieses Thema. Für ein paar Tage war diese Gefahr das Tagesgespräch im Park. Und dennoch faßten der Kutscher Mitja Svistunov, Verusja, eine ältere Dame und der Schauspieler Sevast'janov den verwegenen Plan, mit der doppelspannigen Kutsche und ein paar Pferden zu einer 16 Kilometer entfernten romantischen Höhle zu fahren. Die Fahrt sollte in zwei Tagen gegen Abend

(240) bei Mondaufgang losgehen. Den Kutscher hatte Nikolaj P. besorgt. Das Parkpublikum hatte von dem Plan erfahren und war besorgt, beruhigte sich aber bei dem Gedanken „Na ja, Sie werden ja einen Kavalier als Schutz dabeihaben“. Nikolaj P. stiftete inzwischen zu Hause Dmitrij und Franz an, sich zusammen mit ihm als Abreken oder Kabardiner zu verkleiden, um zu prüfen, wie sich die Begleitpersonen verhalten würden. Gesagt - getan. In unseren Kavalieren erwachte plötzlich die Abenteuerlust, und sie begannen lebhaft untereinander allen möglichen Blödsinn auf „Kabardinisch“ auszusprechen. Unterdessen hatten sie schon unsere vertrauten Reitpferde gemietet, und zur verabredeten Abendstunde, der Mond ging gerade auf, sattelten sie ihre Pferde mit zwei englischen und einem Kosakensattel, verhüllten sich in Umhänge, bedeckten ihre Köpfe mit etwas Unerklärlichem, obwohl es nicht regnete – und los ging's dorthin, wo man die Kutsche erwartete. Sie verschwanden, und wir blieben zu Hause mit der Befürchtung zurück, dass die einheimischen Begleiter

(241) unseren „Abreken“ für die Maskerade und die Aufregung eine ordentliche Tracht Prügel verabreichen würden.

Am Morgen kehrten unsere langersehnten „Helden“ zurück und berichteten. Das Abenteuer hatte prima geklappt: Die Insassen der Kutsche und auch der Kutscher erschranken sichtlich, als vor ihnen auf dem Weg aus dem Nichts Reiter auftauchten und untereinander offenbar bedrohliche Absprachen trafen. Der Kutscher erkannte sie nicht und rief ihnen zwei Mal ein „Hei, hei!“ zu, worauf die Reiter aber die Pferde zusammendrängten und offenkundig bereit waren anzugreifen. In panischer Furcht wandte Mitja Svistunov die Kutsche, peitschte auf die Pferde ein und kehrte mit seinen Insassen in vollem Galopp unverrichteter Dinge nach Hause zurück. Die „Abreken“ sandten ihnen nach Räuberart Pfiffe nach und machten Radau; sie konnten sich vor Lachen kaum halten und kehrten auch bald nach Hause zurück. Am Vormittag begab sich Nikolaj P. in den Park und vernahm mit unbeschreiblichem, aber heimlichem Vergnügen die Berichte von dem nächtliche Überfall auf die Kutsche der Olenina. „Ach, Nikolaj Pavlovič, stellen Sie sich vor, Sie hatten doch recht! Was uns passiert ist!“ – Was denn?“ – „Wir sind unterwegs an den

(242) „Sprudelquellen“ von schrecklichen Räubern mit Gewehren bedroht und lange verfolgt worden... Wir sind mit knapper Not entkommen. Die ganze Nacht habe ich nicht geschlafen!“ – „Schrecklich! Aber hat denn niemand versucht, Sie zu verteidigen?“ Durch die hinterlistigen Fragen von Nikolaj P. und die erfundenen und in Gesprächen verbreiteten Einzelheiten des Überfalls entstand im Parkpublikum eine erhebliche Beunruhigung und Furcht, so dass einige schon abreisen wollten. Zu Hause, bei uns auf dem Balkon, konnten wir uns nicht einkriegen vor Lachen; wir wunderten uns, dass „die Furcht so große Augen hat“: Gewehre hatten unsere Freunde gar nicht dabeigehabt; Nikolaj P. hatte höchstens nach seinem Stock gegriffen. Unerklärlich war es für uns, warum der Kutscher trotz des hellen Mondscheins nicht die Pferde erkannt hatte – jeder einheimische Pferdekennner hätte alle Pferde seines Bezirks auf den ersten Blick erkannt. Franz ritt den ruhigen Schecken „Falke“ mit einem großen weißen Fleck auf der linken Seite, und unter Nikolaj P. lief die überall bekannte schreckhafte „Džal'ma“.

(243) Und trotzdem mußte man sich vorsehen, damit uns der Kutscher nicht doch noch auf die Schliche kam – unser „Ober-Abreke“ hätte sich dann in Kislovodsk nie mehr sehen lassen können.

Verschiedene Personen

Alexander Vladimirovič machte Fortschritte im Gesang, wir hörten ihm gern zu. Er war sehr angenehm und bescheiden. Er sah nicht besonders gut aus; sein dichtes schwarzes Haar hing ihm keilförmig mitten in die Stirn, er hatte dichte schwarze Brauen, die über der Nase zusammenliefen. Aber die tiefblauen nachdenklichen Augen und seine beim Singen wie beim Sprechen ungemein anziehende Stimme bezauberten alle. Zeichnete sich Nikolaj P. in Gesellschaft durch seine gewählte Sprache aus - kein Wunder, er war ja Sprachlehrer und Kenner der russischen Literatur -, so bestach Alexander V. nicht weniger auch durch sein gewandtes Tennis- und Croquettspiel, wobei er sich beim Spiel so hinreißen ließ, dass er nach eigenem Bekenntnis „den Gegner von Herzen hassen konnte“. Gelegentlich erzählte er auch von seiner früheren ärztlichen Tätigkeit in der Provinz. So stand er einmal mit einem Professor in einer Frauenklinik auf dem Korridor und wartete auf den Moment der Niederkunft; auf einmal vernahm er das Stöhnen der Gebärenden, einer Dame aus begüterter jüdischer Familie:

(244) „Oh, mon Dieumein Gott, oh...!“ Alexander V. wollte schon hineilen, um zu helfen oder zu beruhigen, aber der Professor hielt ihn an, es sei noch zu früh. Auf einmal ein verzweifelter Schrei (in russischer Sprache, mit starkem jüdischen Akzent): „Chebamme, chelfen Se mir!“ – „So, jetzt, gehen wir!“

Gespräche über das Reiten waren bei uns an der Tagesordnung, besonders, als Alexander V. sich uns anschließen wollte, obwohl er keine geeignete Kleidung besaß. Aber dem ließ sich leicht abhelfen. Alle Kurgäste improvisierten mehr oder weniger mit ihrer Reitkleidung. Eins wußte er immerhin ganz sicher: von welcher Seite und mit welchem Fuß

man in den Sattel steigen muß. Während eines Gastspiels in der Provinz war er zugegen, wie ein Sänger (es war wohl in der Rolle Ivans des Großen in der Oper „Das Mädchen von Pskov“) mit dem rechten Fuß in den linken Steigbügel trat, sich emporschwang und - plötzlich mit dem

(245) Gesicht zum Hinterteil des Pferdes saß. Das Publikum lachte Tränen.

In der Nachbardatscha (von Nesterov?) tauchte ein neues Gesicht auf – der Komponist und Pianist Arenskij. Sehr bald war ein Kontakt zwischen ihm, Alexander V. und Evgenija I. Zbrueva hergestellt. Sie kamen überein, an dem Abendkonzert von Bogdanovič in der nächsten Woche teilzunehmen, das auf einer offenen Bühne unweit eines oberhalb des Parks gelegenen Kaffeehauses stattfinden sollte. Das Publikum war interessiert, und die Flugblätter mit der Ankündigung des Konzerts waren schnell vergriffen. Zufällig wollten wir einen Tag vor dem Konzert wieder ausreiten. „Volodja der Lügner“ verteilte die Pferde; Alexander V. hielt es nicht aus, er wollte unbedingt mitreiten. Nikolaj P. – eingedenk der alten Regel, man müsse seinen Rivalen in eine erniedrigende oder lächerliche Lage bringen, um sich in den Augen der Damen positiv hervorzutun – gab ihm die für einen ungeübten Reiter gefährliche „Džal'ma“, die schon gesattelt war, und reichte Alexander V. seine längliche Reitkappe. Wir konnten gar nicht so schnell sehen und hielten gerade erst unsere Pferde an den Zügeln, da bäumte sich unsere Džal'ma, die den fremden Reiter fühlte, auf, machte einen Satz und verschwand im Galopp hinter dem Tor.

(246) Wir eilten ihm nach, verloren ihn aber bald aus dem Blick. Während unseres Ausritts waren wir unruhig und kehrten vorzeitig zurück. Alexander V. war noch nicht da, er war mit der Gegend kaum vertraut. Schließlich tauchte er erschöpft in einem schweiß-durchnäßten Seidenhemd auf, die Kappe hatte er verloren, Džal'ma schäumte. Dmitrij und Franz halfen dem armen Reiter, abzusteigen und ins Haus zu gehen. Man brachte unseren Freund gleich zu Bett. Mit Schrecken dachten wir an das Konzert am nächsten Tag.

Am Morgen ertönten aus Alexanders Zimmer nur schwache heisere Versuche, die Tenorstimme zu proben: Mamma mia! Zum Frühstück erschien er, gelb im Gesicht, unra-siert und finster; mit Mühe bewegte er seine Beine und setzte sich offensichtlich mit Schmerzen im Rücken und Gesäß hin, wie es nach solchen plötzlichen sportlichen An-strengungen auch nicht anders denkbar ist. Dmitrij brachte den Armen zu einem medi-zinischen Bad im Vertrauen auf die Wirkung von Hitzebad und Massage. Das half auch etwas, aber er war

(247) bei weitem nicht auf der Höhe und in großer Sorge, wenn er an das bevorstehen-de Konzert dachte. Und seltsamerweise hatte er nichts für seinen Auftritt vorbereitet, keinen dreiteiligen Frack, kein passendes gestärktes Hemd mit weißer Krawatte und Manschetten. Das alles besorgte Dmitrij aus Pjatigorsk am Tag des Konzerts, und in der letzten halben Stunde vor dem Konzert mußte er auf den Marktplatz eilen, um Knöpfe und Manschettenknöpfe zu besorgen, denn die Geschäfte waren zu dieser Zeit schon geschlossen. Mit irgendeinem siebten Sinn gelang es Mitja, einen Händler aufzutreiben, dem er mit Hilfe eines Persers (!) erklären konnte, was er brauchte, und alles buchstäb-lich in letzter Sekunde zu bringen. Das war wie ein Wunder! In diesen zwei Tagen machte sich Vera am meisten Sorgen, und wir alle waren durch diese Erfahrung gealtert.

Das Konzert

Der Abend brach an. Im Kaukasus wird es irgendwie plötzlich dunkel. Wir eilten zum Konzert; fast alle Plätze, d.h. Bänke unter freiem Himmel, waren schon besetzt. Auf der Bühne stand ein Flügel mit einer elektrischen Lampe und ein paar Stühle. Und dann erschienen Arenskij und Bogdanovič und wurden mit Beifall begrüßt.

(248) Das erste Stück im Programm war Rachmaninovs Romanze „Ich bin kein Held, ich bin kein Kämpfer, bin von Gottes Gnaden Sänger!“ – die vier letzten Worte steigen in ihrer Tonhöhe und Lautstärke bis zum *forte* an. Und bei eben diesem hohen *forte* bekam unser Held, der glänzend begonnen hatte, Probleme, und die Stimme versagte. Mitja rutschte vor Scham unwillkürlich vom Sitz. Die Künstler brachten die schwierige Romanze gut zu Ende. Natürlich konnte nur ein unerfahrener Sänger als erste Nummer des Programms ein so schwer zu singendes Stück auswählen, und das noch, ohne sich vorher warmgesungen zu haben. Das Publikum applaudierte freundlich. Hinter uns unterhielten sich Damen auf Französisch. Nach einigen gelungenen Stücken von Tschaikowsky und Čerepnin wurde reichlich Beifall gespendet, und die Pause begann. Wir schauten uns nach den beiden ausländischen Damen um und verwickelten sie in eine Unterhaltung; sie kamen aus Österreich.

(249) Es war eine ältere Dame, die elegante Gräfin Lautrec de Toulouse, mit ihrer Nichte. Sie erkundigten sich bei uns nach Alexander V. und wollten seine Adresse erfahren. Nach der Pause sang die berühmte und erfahrene Evgenija I. Zbrueva, eine Altstimme. Ja, Gott schenkt wirklich manchem unglaubliche Musikalität und Geschmack! Es waren unvergeßliche Momente voller Genuß; beim Hören versanken wir vollkommen in die Welt der Oper oder der Romanzen. Plötzlich erlosch das elektrische Licht, und wir waren in tiefe Dunkelheit gehüllt. Nach einer kurzen Pause der Verwirrung erschien aus dem Kaffeehaus ein Diener mit einem Kerzenleuchter. Arenskij entfaltete für die Zbrueva die Noten, und ganz programmgemäß erklang ihre Stimme:

O zünd das Licht nicht an....

O schicke mich nicht fort!

Diese zufällige Übereinstimmung von Situation und Text des Liedes begeisterte das Publikum restlos. Zum Schluß sang Alexander V. mit großem Erfolg die Arie des Lenskij. Laut Beifall klatschend, näherten sich ihm die Gräfinnen und äußerten sich sehr wohlwollend. Und am nächsten Tag schickten sie ihm eine antike Holzschachtel, die einen silbernen Pokal und ein Besteck mit den Initialen der Gräfin enthielt. Voilà! Alle waren erstaunt – solch ein Geschenk von unbekanntenen Damen!

Ausflug in den Kaukasus

(250) Die Saison ging dem Ende zu. Zum Abschluß wurden verschiedene Pläne geschmiedet. Dmitrij und Franz wollten noch einen Reitausflug ins Gebirge, zum Elbrus, organisieren und einen jungen Mann, den Sohn eines hohen Beamten aus Petersburg, mitnehmen, außerdem einen Kaukasier als Führer und ein Ersatzpferd fürs Gepäck. Curikov wollte nach Moskau, Alexander V. auch, denn sein Debüt im Bolschoi-Theater sollte schon bald stattfinden. Wir Damen aber beschlossen, wenigstens ein wenig vom gebirgigen Teil des Kaukasusgebiets kennenzulernen und dazu ein Stück weit die Georgische Heerstraße zu befahren. Unsere Gehilfin Natalja schickten wir nach Moskau, während ich mit den Schwestern losfuhr; den Weg weiß ich nicht mehr genau: Železnovodsk und von dort mit der Bahn bis Vladikavkaz. Im Waggon saß neben uns ein schöner junger, kaukasisch aussehender Offizier, neben ihm ein junger Georgier in einheimischer Tracht, hochgewachsen, schmalbrüstig und bleich, mit hoher Pelzmütze. Sie hörten von unserem Reiseziel. Der Offizier war besorgt: Wie können sich

(251) Frauen ohne männlichen Schutz auf so einen weiten Weg mit der Postkutsche begeben? Da kann doch Gott weiß was passieren! Er sprach (auf Georgisch) mit seinem Kameraden, stellte sich uns vor und überreichte uns seine Visitenkarte, auf der wir lasen: Fürst Eldar Innalovič Dudarov, Offizier des Husarenregiments, St. Petersburg. Er stellte uns auch seinen Kameraden vor: Kaurbek Tatarov, sein Cousin. Die Kaukasier fühlten sich ehrlich verantwortlich für die Schönheit ihres Landes, für das Benehmen ihrer Landsleute auf der ganzen bevorstehenden Reise und überhaupt für den Erfolg unserer Reise. So folgte der junge Kaurbek der Anordnung des Fürsten und war bereit, uns auf dem ganzen Weg bis Tiflis als Führer und Ratgeber zur Verfügung zu stehen, falls wir dies wünschten. Angesichts unserer leichten Sommerkleidung baten uns unsere Kavaliere inständig, ihre Burkas, ihre Filzmäntel, anzunehmen; es könne in den hohen Bergen sehr kalt werden. Wir konnten das Angebot nicht ausschlagen. Unterwegs spürte ich, dass dieser Burka das betörende Aroma eines feinen Parfums entströmte; ich schaute den Fürsten verwundert an, er sagte mit einem Lächeln: „Cœur de Jeannette, Houbigant, Paris“. – „Oh!“

(252) In Vladikavkaz verabschiedete sich der Fürst von uns mit guten Wünschen, und Kaurbek half uns bereits, unser Gepäck in der Postkutsche unterzubringen, die 10-12 Personen Platz bot und, glaube ich, von vier Pferden gezogen wurde. An dieser Poststation stand, in der Erwartung, sich jemandem anschließen zu können – je mehr mitreisen, desto billiger wird es für jeden –, ein blonder, gutgekleideter Herr mit einem Strohhut und einem Koffer in der Hand. Er stellte sich vor: Julius Glembin, aus dem deutschen Konsulat oder der deutschen Botschaft in Warschau. Er wollte auch nach Tiflis. Wir waren einverstanden. Er setzte sich hinten in die Kutsche, und wir fuhren los. Ich saß zwischen Kaurbek und Olga, Manja und Vera mit dem Rücken zu uns, wie in Postkutschen üblich, Klanja und Nadja Gesli ganz hinten. Einstweilen war die Gegend noch nicht besonders interessant: weite und recht öde Weiten, bedeckt mit kleinen Steinen,

(253) eine kaum merkliche Steigung. An der ersten Station machten wir ein wenig Halt; je weiter wir kamen, desto gewundener wurde der Weg. Hinten erhob sich der Maschuk und - nicht so weit entfernt - der grandiose Kasbek, übersät von glitzernden Steinen

(Glimmer?). An einer anderen Stelle hing ein riesiger Fels mit dem Namen „Hilf Gott vorbei!“ drohend über der Straße. Während unsere Kutsche donnernd diese Stelle passierte, bemühten wir uns, nicht zu sprechen. Mein Nachbar Kaurbek beherrschte das Russische nicht besonders geläufig, und der Austro-Pole Glembin saß so weit hinten, dass an eine Unterhaltung nicht zu denken war. Die echt tscherkessische Tracht meines Mitreisenden interessierte mich; auf seiner Brust hingen, symmetrisch angeordnet, die traditionellen „Gasyren“ (ursprünglich Geschoßbehälter), und an seinem schmalen geflochtenen Gürtel ein Kinschal (Langdolch) in einer Scheide aus dem berühmten kaukasisch verarbeiteten geschwärzten Silber. „Das ist ja ein interessantes Ding!“ – „Nehmen Sie es, es gehört Ihnen!“ Mit diesen Worten knöpfte Kaurbek den Kinschal ab und legte ihn mir in die Hände. Ich war völlig überrascht und lehnte ab. Er wechselte die Farbe. „Sie beleidigen mich, wenn Sie dieses Geschenk nicht annehmen!“ Eine entsetzlich peinliche Situation! So lag nun der Kinschal auf meinem Schoß.

(254) Die Schwestern hörten das, wandten sich um und waren auch leicht verwundert. Wir kamen an die Poststation Kasbek. Es dunkelte bereits. Am Eingang stand der Postmeister, ein älterer fülliger Armenier in schwarzem geschlossenem langem Gewand. In den Zimmern gab es außer den mit schwarzem Leder und Wachstuch bezogenen Divans und einem vereinzelt Tisch und Stuhl kaum Möbel. Wir Frauen waren von der Reise ermüdet, tranken eine Tasse Tee und verteilten uns in drei Zimmern auf eigene Kissen und Decken. Die Männer übernachteten in der Männerabteilung. Es wurde kalt, und die Dunkelheit brach herein. Am Morgen erhoben wir uns zur verabredeten Stunde und begannen zu packen. Olga hatten schon mein Zimmer verlassen; plötzlich trat, beinahe ohne anzuklopfen, Kaurbek ein, er war sehr erregt. Er grüßte, schaute mir unverwandt direkt in die Augen und sank plötzlich vor mir auf die Knie: „Ich liebe Sie!“ Er war von diesem Geständnis selber überwältigt und den Tränen nahe. „Ich bin verheiratet, ich kenne Sie doch überhaupt nicht!“ (um nicht zu sagen: Sie sind mir völlig fremd). Er drückte meine Hand und

(255) beeilte sich, alles loszuwerden, was ihn bewegte; er wisse, er habe nicht lange zu leben, sein Herz sei krank!..... In diesem Moment drang aus den hinteren Zimmern Lärm und das beinahe hysterische Schreien des Armeniers an unsere Ohren, es gab irgendeinen Skandal! Gott sei Dank stürzte Kaurbek auf diesen Lärm hin aus dem Zimmer. Kurze Zeit darauf hatte sich das ganze Nachbardorf in der Poststation versammelt. Die Schwestern liefen kopflos aus einer Ecke in die andere, sie fürchteten in dem fremden Gedränge um ihr Gepäck. Die Leute aber diskutierten und wollten erfahren, was passiert war. Die Stimmung war offenbar feindlich und gegen uns, der Armenier schrie lauter als alle. Schließlich kam jemand auf den Gedanken, den dortigen Ataman, den Anführer der Kosaken, zu rufen, um Ordnung zu schaffen. Sehr bald erschien ein hochgewachsener Bilderbuchkosake: mit heller Gesichtshaut, hellem Haar, in einer kompletten Kosakenuniform, mit Kapuze auf dem Rücken, hoher Pelzmütze (er war auch so schon groß), vortrefflichen hohen Stiefeln. Ruhig und seiner Macht bewußt, wartete er schweigend die Erklärungen ab. Dem Austro-Polen war über Nacht sein Revolver abhanden gekommen. Am Vorabend

(256) hatte er ihn noch Kaurbek gezeigt, aber als er sich am Morgen fertigmachte, war der Revolver verschwunden. Der Österreicher machte dem Armenier davon Meldung. Daraufhin hatte der Krach geschlagen und wohl den Verdacht auf Kaurbek und uns ge-

lenkt. Es war klar, dass bei den Damen eine Durchsuchung durchgeführt werden mußte; diese durfte aber nur in Gegenwart einer Amtsperson erfolgen. Nun, der Ataman war ja zugegen. Man begann unser Gepäck aufzubinden. Vera war entsetzt: Wie kann man in Gegenwart so vieler Leute Damenunterwäsche ausbreiten?! Entsetzlich! Kaurbek seinerseits geriet ob des erniedrigenden Verdachts gegen ihn furchtbar in Rage; er knirschte mit den Zähnen und griff, als er des Österreichers ansichtig wurde, nach dem Kinschal. Den Kinschal hatten die Schwestern ihm in der Zwischenzeit zurückgegeben mit der Bitte, Verständnis dafür zu haben, dass dieses Geschenk meinem Mann nicht recht wäre. Kaurbek hatte Verständnis und nahm den Kinschal zurück.

(257) Niemand hätte es in diesem Moment höchster Erregung erwartet, aber plötzlich löste sich diese gefährliche Situation, und es trat Stille ein, ohne dass der Grund dafür klar wurde. Ob der Ataman oder jemand anderes ein deutliches Wort gesagt hatte, jedenfalls ließ man uns unser Gepäck in Ruhe, und wir konnten ungehindert abreisen. Plötzlich standen auch Pferde zur Verfügung – bis dahin hatte der Armenier behauptet, es gäbe keine. Wir gingen hinaus – der Himmel war wolkenverhangen, Schneeflocken flogen uns entgegen. Die Ortskundigen hatten schlechtes Wetter angesagt, und es hatte keinen Sinn, weiter in die Berge zu fahren. Wir hatten jegliche Lust am Reisen verloren, jetzt hieß es für uns nur noch, möglichst schnell nach Hause zu kommen, wie bei Čechov: Nach Moskau, nach Moskau! Wir bestiegen die Kutsche. Kaurbek wollte, wie er es Fürst Dudarov versprochen hatte, uns zurück bis Železnovodsk begleiten. Wir saßen bereits und wollten schon abfahren, da tauchte noch ein Passagier auf: der Österreicher, mit Strohhut und einem Köfferchen in der Hand. Wie, dieses Subjekt sollte neben uns Platz nehmen, nachdem es uns solche Unannehmlichkeiten bereitet hatte? Um keinen Preis! – dachte ich und sagte es auch. Vera und Manja aber: „Na, laß ihn doch mitfahren!“ Er stieg ein, wir fuhren los. Kaurbek sah ihn an wie ein Tiger, die Hand am Kinschal.

(258) Unterwegs dachte er sich eine Rache aus: Nach der Ankunft in Železnovodsk wollte er den Österreicher zwingen, mit ihm im Hotel zu übernachten; dort wollte er ihm beweisen, dass er den Revolver nicht hatte, indem er die Tür abschließen und sich seiner ganzen Kleidung entledigen würde. Dann hätte er's ihm gezeigt!

Dmitrij und Franz führten dagegen ihren Plan durch: zu Pferd zum Elbrus. Zwei Wochen verbrachten sie zusammen mit dem Führer und dem unbekanntem jungen Mann unter freiem Himmel. Sie waren hingerissen von der ungewohnten Lebensweise, den noch nie gesehenen Schönheiten der Natur, von der sehr hellen Sonneneinstrahlung (die Augen hatten es schwer ohne Sonnenbrille), von dem schwarzen Nachthimmel, der mit unglaublich großen und strahlend hellen Sternen übersät war. Ihr Nachtlager war auf der blanken Erde unter der Burka, dem Filzmantel, der Kälte ausgesetzt; schließlich war man am Fuß des Elbrus angelangt, es gab Lagerfeuer und Schaschlik, auch Bären bekam man zu Gesicht! Etwas Schöneres kann man sich kaum vorstellen!

Allerdings bekam Franz Probleme: Vom Reiten entwickelte sich an seinem Gesäß ein großer Furunkel (viele Jahre später bekam Franz Diabetes [Furunkel sind oft dem Diabetes assoziiert]), unterwegs lutschte er Bonbons.

(259) Der kaukasische Führer half ihm; er riß von einem Strauch einen Dorn ab und eröffnete erfolgreich den Eiterherd.

Moskau. Studium. Politische Lage

In Moskau begannen das Studium bei den Höheren Frauenkursen. Dort traf ich Katja Zavaljšina, die auch im Kaukasus gewesen war. Ihre Schwestern hatten in Sotschi, einer damals wenig bekannten Gegend, nach den Plänen von Minister Witte ein Grundstück fast kostenlos erworben; dafür waren sie nur verpflichtet, innerhalb von zwei Jahren ein Wohngebäude zu errichten. Die Zavaljšins stellten einen Zaun auf, erbauten innerhalb kurzer Zeit ein recht kleines, einfaches Haus und siedelten sich damit an. Katja war in diesem Jahr zusammen mit jungen Leuten aus ihrem Bekanntenkreis dort gewesen und hatte dort einen Badeurlaub verbracht. Einmal hatte sie sich beim Schwimmen überanstrengt, und sie drohte zu ertrinken; einer der jungen Männer bemerkte, dass sie plötzlich verschwunden war, zog sie ans Ufer und rettete sie so vor dem sicheren Tod. Ende 1902 setzten Studentenunruhen ein, es gab Zusammenkünfte und Diskussionen. Die Studenten waren unterschiedlicher Ansicht über die politische Orientierung ihrer Professoren. So äußerte Mitja einmal über unseren Mineralogie-Professor Vernadskij, er sei „grau“ [russ. sedoj, Slang für die Abkürzung „es-de“ = Sozialdemokrat].

(260) Andere, konservative Professoren wurden von den Studenten bisweilen boykottiert und ausgepiffen. Die Versammlungen wurden von der Leitung verboten, gelegentlich wurden sie auch von Kosaken aufgelöst. Auf den Befehl des Generalgouverneurs, damals des Großfürsten Sergej Alexandrovič (eines Onkels des Zaren), wurde das betreffende Gebäude oder ein Teil des Boulevards mit einer berittenen Abteilung von Kosaken umstellt, und die Menge wurde von den gut abgerichteten Pferden mit der Breitseite von der Universität zur Mochovaja-Straße und dann direkt in die Manege gedrängt. Und dort war Ende. Aus der Manege wurden die Studenten nur einzeln und nach der Abgabe einer Unterschrift usw. herausgelassen. Es begannen Relegationen von der Universität und Verbannungen in sehr entlegene Gegenden.

Alexander Bogdanovič am Bolschoi-Theater

Alexander lebte einstweilen als Junggeselle und machte sich mit dem Leben des Bolschoi-Theaters vertraut. Bald sollte er seinen ersten Auftritt haben. Wir machten ihn mit unseren Eltern bekannt. Für den großen Abend nahmen wir eine Loge und verfolgten natürlich mit besonderer innerer Anspannung den Auftritt des Lenskij.

(261) Den Onegin sang, glaube ich, Gončarov. Alles lief glatt. Der lyrische Teil klang schön. Die Szene mit dem Streit zwischen Lenskij und Onegin war hochdramatisch, die Arie gut gesungen. Dann das Duell. Der tödlich getroffene Lenskij fiel sehr ästhetisch

und realistisch. Ein voller Erfolg. Alexander V. erhielt die Stelle. Nach der Oper trafen wir uns verabredungsgemäß am Ausgang. Meine Eltern luden uns und Alexander V. zu sich nach Hause zu einem Imbiß und einer kleinen Feier anlässlich seines Debüts ein. Meiner Mutter gefiel Alexander V. sehr; gerührt merkte sie an, er als echter Künstler habe sicher an seiner Rolle innerlich stark Anteil genommen habe und bedürfe nun der Schonung. Wir stießen an, gratulierten, unterhielten uns leise und gingen auseinander. Zwanzig Jahre, wenn nicht mehr, jedenfalls bis zu meiner Abreise aus Moskau im Jahre 1921, war Alexander V. am Bolschoi-Theater. Eine große Sängerkarriere war ihm nicht beschieden; aber er sang gut, auch wenn es ihm nicht gelang, die Rollen stimmlich und schauspielerisch in all ihren Feinheiten so zu gestalten, wie es die großen Künstler machten. Aber wie der für die Oper zuständige Hals-Nasen-Ohrenarzt A. A. von Borchmann sehr treffend bemerkte, war er ein nützlicher, zuverlässiger Sänger: er war immer gesund!

(262) Dr. von Borchmann war sehr musikalisch, spielte gut Klavier und komponierte (später schrieb er ein Stück, ein Oratorium?, mit dem Titel „Bonna“). An das Bolschoi-Theater kam eine junge Sängerin, Margarita Georgievna Gukova, aus Žitomir gebürtig, Schülerin von Prof. Masetti. Sie hatte einen wunderschönen Mezzosopran, war dunkelhaarig, klein und hatte ebenmäßige, schöne Gesichtszüge. Ein Jahr drauf heiratete Alexander V. sie. Sie ließen sich trauen und fuhren nach – Kislovodsk – dorthin, dorthin, wo er eine so schöne Zeit mit den Vinokurovs verbracht hatte, ins Reich des azurblauen Himmels und der völligen Unbeschwertheit..... Sie kamen an, nahmen sich ein Zimmer und gingen ins Restaurant. Ach, laß uns doch in den Park gehen, dort haben wir so viel Spaß gehabt! Ach weißt Du, Margusečka, ich würde gern Tennis spielen; weißt Du, hier haben wir mit den Vinokurovs....; und geritten sind wir und da hinten haben wir mit den Vinokurovs Croquet gespielt.....

(263) Margusečka hörte sich, wie wohl jede Frischvermählte an ihrer Stelle, diese Erinnerungen an die glückliche Vergangenheit in Kislovodsk mit der ihr fremden Familie Vinokurov geduldig vierzehn Tage lang an, aber nicht länger; dann verlangte sie einen „Ortswechsel“, wie sie uns später unter Lachen erzählte; ihrem Wunsch wurde entsprochen.

Studentenleben. Politik. Haussuchungen. Dmitrij Haft. Studentenunruhen

Frühling 1903. Katja und ich bestanden die Prüfungen und kamen in den dritten Kurs der naturwissenschaftlichen Abteilung. Im Winter hatten wir uns sehr in die analytische, anorganische Chemie vertieft; ich arbeitete mit großem Enthusiasmus im Chemielabor und blieb dort oft bis halb zehn Uhr abends hängen. Einmal wurde ich höflich, aber bestimmt am Arm zur Tür geleitet, es sei Zeit abzuschließen. Das Labor selber war äußerst bescheiden ausgestattet und befand sich in zwei schlecht belüfteten Zimmern; es gab dort sehr einfache Holztische ohne einen Schutz gegen chemische Stoffe und einfache

Hocker. An jedem Tisch arbeiteten zwei, Zavalisina und ich, Natalja Fiedler und Lidija Krestovnikova, Parchomenko und Vera Muromceva, die Nichte des Präsidenten der ersten Staatsduma. Sie war von einer durchsichtigen Blässe, hochgewachsen und mit beinahe klassischen Gesichtszügen. Sie kam mit einer Verspätung

(264) von mehreren Wochen, sie hatte gerade eine Typhuserkrankung überstanden. Daher waren ihre mittelblonden Haare für eine Frisur zu kurz, legten sich aber in dekorative Wellen, wie man es nach Typhus oft sieht. Prof. Zelinskij begrüßte sie hocheifrig, war aber von ihrem kränklichen Aussehen betroffen; er war mit der Familie Muromcev gut bekannt. Außerdem arbeitete mit uns noch eine kräftige, männlich aussehende einsame Kommilitonin namens Balabanova; sie hatte dichtgelocktes rotes Haar, war äußerst ärmlich mit einer schwarzen Satinbluse und einer schwarzen Schürze bekleidet und war ihrem ganzen Gehabe und ihrer „o“-lastigen Aussprache nach ein echter Seminarzögling. Auf ihrem Tisch ereigneten sich dauernd irgendwelche stinkenden Explosionen. Einmal stand sie vor uns, von solch einer Explosion bis zur Unkenntlichkeit verändert, mit vollkommen schwarzem Haar und Gesicht, und wischte sich schweigend ab. Nach dem Schreck gab es allgemeines Gelächter. Natalja Fiedler pflegte nach solchen Überraschungen auszurufen: „Ach, du meine Güte!!!“. Bei Fiedler und Muromceva ging es dauernd hoch her. Parchomenko war sehr schüchtern und hatte Angst, unseren Chemieprofessor Zelinskij zu treffen. Sie wollte uns einreden, dass er sie unbedingt in der Vorprüfung oder im Examen durchfallen lassen werde, weil ihr Bruder, der auch Student war, irgendeinen Konflikt

(265) mit Zelinskij gehabt hatte und die Universität hatte verlassen müssen. Im Rahmen unseres Kurses bekamen wir auch die Aufgabe gestellt, eine chemische Analyse durchzuführen. Professor Zelinskij stellte selber im Nachbarzimmer im Kolben eine Mischung her, die jede Gruppe auf ihre Zusammensetzung analysieren und deren Ergebnis ihm vorgetragen werden mußte. Katja und ich bekamen die Aufgabe und lösten sie. Viele Jahre später, in Heidelberg, erzählte mir Olga Vinokurova, Dmitrijs Schwester, Lidija Krestovnikova, mit der ich befreundet war und mit der ich in jenen Semestern in Botanik mikroskopiert und für die Prüfungen gelernt hatte, habe ihr berichtet, sie hätte mich gesehen, wie ich Professor Zelinskij bei der Zusammenstellung seiner Aufgabe beobachtet hätte; durch diesen Betrug hätte ich die Aufgabe lösen können! Damals hatte ich nicht im geringsten daran gedacht, dass Lidija Krestovnikova schon damals eine Schwäche für meinen Dmitrij hatte.

Überhaupt passierte in jenem Jahr viel. Muromceva fehlte plötzlich einige Zeit bei den Veranstaltungen – in dieser Zeit verlobte sie sich mit dem Schriftsteller Ivan Aleksevič Bunin. Wir gratulierten ihr von ganzem Herzen. Die Verlobung fand offenbar in großem Rahmen statt. Die Kollegen schenkten Bunin die Jacht „Vera“ – ob ein Modell oder eine echte Jacht, weiß ich nicht.

(266) Und um unserer Kommilitonin Parchomenko zu helfen, veranstalteten wir eine Sammlung anlässlich ihrer – heimlichen Entbindung!

Nikolaj Vasil'evič Talanov hatte, ebenso wie Mitja, früh die hübsche ernste Ol'ga Dmitrievna Dubenskaja geheiratet, die das Gymnasium abgeschlossen hatte und Musik studierte. Bei ihm wurde eine Hausdurchsuchung durchgeführt, er wurde inhaftiert und dann für viele Jahre in die östlichste und nördlichste Gegend von Sibirien verbannt, nach Vercheudinsk (Verchojansk?). Dort taut die Erde niemals auf, es herrschen dort bis mi-

nus 70 Grad Réaumur [gemeint wohl: Celsius]. Ol'ga folgte ihm. 1920 wohnten sie in einem Flügel unseres Hauses in der Spasskij-Gasse. Talanov sang mit seiner Tenorstimme „ai, duba-duba-duba-duba....!“ Er kränkelte, es waren die Nieren. Er arbeitete in einer Bank. Ol'ga nahm - und das während der Hungerzeit! - Musikunterricht, schleppte sich in Filzstiefeln mit Mühe dorthin und sie litt wegen des Hungers ständig an Harndrang.

1902 war bei uns auch eine Haussuchung. Nachts mußte unser Hausknecht Andrej durch den Dienstboteneingang drei Polizisten oder Ermittlungsbeamte mit einem Polizisten aus unserem Revier einlassen. Ein entsetzlich erniedrigender und unerhörter

(267) Vorfall. Paß und Briefe wurden mitgenommen, Bücher wurde durchgesehen..... Ein paar Tage drauf mußte Mitja in das Taganka-Gefängnis, zusammen mit seinen Bekannten, dem Rechtsanwalt Jewgenij Adamovič Falkovskij, und Boris Jakovlevič Grinberg, wie wir später erfuhren. Der Grund für die Inhaftierung kannte niemand. Wahrscheinlich erfolgte sie auf eine Denunziation irgendeines Spitzels hin. Vielleicht aber auch deswegen, weil mein Mitja sich als Hörer an der Juristischen Fakultät der Moskauer Universität eingeschrieben hatte. Dort hörte er Ključevskij und Chvostov, den er ironisch kritisierte. Bald aber merkte er zu seinem Verdruß, dass ich das alles kannte, und ließ die Universität sein. Aus dem Gefängnis wurde er nach zwei Wochen ohne sichtliche Folgen entlassen. Die beiden anderen mußten länger einsitzen.

Zinaida Zavališina beendete erfolgreich ihr Studium am Medizin-Institut für Frauen in Petersburg und heiratete einen Herrn Pankov. Katja Zavališina war später die Patin ihres Sohnes.

Vera Zavališina begann fünf Jahre später ein Studium an der Juristischen Fakultät, das sie auch erfolgreich abschloß.

(268) Im Frühling, kurz vor dem Ende unseres Semesters fragten mich meine Studienkolleginnen beiläufig, ob wir uns nicht alle bei uns zu einem geselligen Treffen versammeln und eine Spendenaktion zugunsten bedürftiger Kommilitoninnen veranstalten könnten. Na klar! Und so trafen unsere jungen Damen an einem Abend so gegen acht Uhr bei uns ein, einzeln, zu zweit und zu dritt; schließlich waren es zu unserer Verwunderung etwa 60 Personen. Plötzlich ertönte noch ein Klingeln, und - wir erstarrten - es trat ein Vasilij Ivanovič Kačalov, der bereits damals äußerst populäre Schauspieler des Künstlertheaters. Was hatte das zu bedeuten? Offenbar hatte man mir das Wichtigste gar nicht mitgeteilt, dass nämlich diese Versammlung recht konspirativ war und einem bestimmten Ziel diene, das man mir und Dmitrij verheimlicht hatte. Die Gäste machten es sich im Saal und im Wohnzimmer gemütlich. Auf die Schnelle organisierten wir Tee und Gebäck. Kačalov thronte am äußersten rechten Fenster zwischen Palmen, Beistelltischchen wurden verteilt. Es erschien die alte

(269) Marija Fedorovna, die Tee einschenken sollte, und flüsterte mir zu, dass der große „Gesinde-Samowar“ schon bald koche und dass unser zweiter Hausdiener Stepan bereits in der Gesindeküche sei. Das war ein Bild von einem Mann! Ein hübsches Gesicht, rote Wangen, schwarze Brauen, das Haar mit Mittelscheitel mit Kwas angefeuchtet, ein typisch russisches Baumwollhemd, schwarze Pluderhosen, schwarze hochglanzpolierte Schaftstiefel, eine große weiße Brustschürze - so ging er in seiner jugendlichen Unbeschwertheit in der Gesindeküche zur Probe auf und ab, während ihm der Hausdiener Andrej, das Kindermädchen Maria Maksimovna, das Stubenmädchen Natalja, die Köchin Ol'ga und Marija Fedorovna unter schallendem Gelächter Ratschläge für seinen

Auftritt gaben. Dann war der Samowar fertig – kupfern, poliert und eimer groß (er wurde für die Wäscherinnen verwendet). Mit seinen kräftigen Armen brachte Stepan ihn glücklich über die Treppe und Korridor in den hellerleuchteten Saal, verneigte sich feierlich (ein wenig steif) und stellte ihn auf den Tisch. „Phantastisch sieht er aus!“ – Kačalov konnte seinen Blick von Stepan nicht losreißen; offenbar prägte er sich diese bühnenreife Szene genußvoll in sein professionelles Gedächtnis ein.

(270) Kačalov trug irgend etwas vor, ich glaube, von Čechov und erzählte dann eine sehr unschuldige Anekdote über eine Estin (er selber stammte aus Estland oder Litauen). [.....]

Das Publikum spendete etwas, Kačalov fuhr unter Beifall ab, und alle gingen nach Hause. Nach dieser ungeplanten Zusammenkunft befürchteten wir eine ganze Zeitlang irgendwelche Polizeimaßnahmen, da unser Haus in einer stillen Gegend lag und diese Versammlung natürlich leicht hätte bemerkt werden können. Aber es passierte nichts.

Die Studentenunruhen wurden immer stärker. Die Universität wurde geschlossen. Und auch unsere Kurse waren von der Schließung bedroht.

Reise auf der Wolga nach Nischni Nowgorod

Carl und Dmitrij beschlossen, nach Nižnij Novgorod zur Messe zu fahren, die wegen ihres großen Warenumschlages und der ausgelassenen Vergnügungen der Kaufleute – mit Zigeunerliedern, Trinken und Tanzen – berühmt war.

(271) Dmitrij schlug mir vor, wir sollten zusammen nach Nižnij Novgorod fahren, von dort aus sollte ich allein ohne ihn weiter mit dem Dampfschiff auf der Wolga bis S. [wohl Samara] und zurück eine Reise unternehmen. Und so wurde auch die Fahrkarte gekauft. Das Wetter war frühlingshaft, ich hatte Ferien. Abends fuhren wir los [mit der Eisenbahn], am Morgen waren wir in Nižnij. Dmitrij brachte mich zum Dampfschiff, und wir verabschiedeten uns. Ich war zum ersten Mal auf einem großen Fluß. Ein zweistöckiges, von oben bis unten strahlend weißes Dampfschiff. Ich hatte eine angenehme Einzelkabine, das Schiff war fast ausgebucht. Überall sauber gekleidetes, angenehmes Publikum, die Luft riecht nach Fluß und Fisch. Tagelöhner laden irgendwelche Bündel, Kisten und Truhen ein. Ich ging schüchtern übers Deck, nach einer halben Stunde legten wir ab. Es war warm und windstill; ich weiß noch, ich trug ein leichtes, sehr schlichtes Sommerkleid, hellgrau kleinkariert mit weißem Kragen und Manschetten; eine Uhr an einer selbstgemachten Perlenkette hatte ich hinter den Gürtel gesteckt. Der leichte blaue dreiviertellange Sommermantel mit weiten Ärmeln, den ich mir bei einem guten Schneider hatte nähen lassen, und der helle Strohhut konnten in der Kabine bleiben. Neben mir tauchten zwei Mädchen auf, verschwanden aber bald wieder.

Romanze auf dem Schiff

Unter den Passagieren auf Deck gab es eine kleine Gruppe von offenbar gebildeten

(272) Leuten, die sich lebhaft mit einem gutaussehenden, um nicht zu sagen schönen Geistlichen mittleren Alters unterhielten; dieser war groß und schlank, trug natürlich Bart, hatte gepflegtes und für einen Geistlichen recht kurzes hellbraunes Haar und trug einen bodenlangen, gutgeschnittenen Rohseidenmantel, dunkle Hosen und gute Schuhe. Auf seiner Brust hing ein besonderes Zeichen, das wie ein Orden aussah. Mit Interesse betrachtete er durch ein Fernglas die Umgebung und tauschte sich über seine Eindrücke aus.

Wir kamen nach Kazan. Das Schiff legte an, es wurde gemächlich ein- und ausgeladen. Der Anlegesteg war unglaublich primitiv, ein hölzernes Brückchen am Ufer; von dort aus führte der Weg in die Stadt über eine primitive unlackierte Holzbrücke mit etwa 80 Stufen nach oben, man konnte aber auch seitlich über die blanke Erde, genauer gesagt durch den glitschigen Lehm des ausgewaschenen Ufers hochsteigen. Die Stadt Kazan hat eine Universität, Lev Tolstoj hat dort studiert.

(273) Der Dampfer fuhr langsam, von Zeit zu Zeit teilte irgendeine Stimme irgendwelche Zahlen mit – ein Matrose oder ein Bootsmann maß die Tiefe der Wolga, der Kapitän erteilte Anordnungen. Manchmal bewegten wir uns langsam voran, einmal aber setzten wir auch leicht auf Treibsand auf. Es ertönte das Kommando „rückwärts!“, und nach einigem Zögern lösten wir uns und glitten weiter. Die Gegend wurde interessanter. Die Passagiere wurden weniger. Das Mittagessen konnte man an Deck serviert bekommen. Am Heck war ein Tisch gedeckt – für zwei Personen: den Geistlichen und mich. Man reichte Fischsuppe und Sterlet im Kringel – und plötzlich quietschten unter uns auf dem unteren Deck quicklebendige muntere Ferkel, die in einen großen Korb unter dem Küchenfenster eingesperrt waren. Wir mußten unwillkürlich lachen und machten uns daraufhin auch bekannt. Es war der oberste Geistliche der Isaaks-Kathedrale in Petersburg, Vater Viktor Michajlovič Smirnov, Mitglied der geistlichen Akademie. Er erzählte, er habe vor kurzem eine große Reise durch verschiedene Länder Westeuropas gemacht, daher auch das „europäische“ Aussehen seiner Haare und seines Barts.

(274) Wenn ich heute daran zurückdenke, komme ich zu der Überzeugung, dass Vater Viktor nicht so ganz ohne Grund im Ausland war. Wahrscheinlich war er mit dem Auftrag der Orthodoxen Kirche unterwegs; zu den Gemeindemitgliedern der Isaaks-Kathedrale zählte die Zarin Alexandra Fedorovna, die aus Darmstadt, d.h. aus dem Herzogtum Hessen stammte; sie hatte, dem Brauch folgend, den orthodoxen Glauben angenommen. Anlässlich ihrer Besuche waren in Darmstadt, Wiesbaden, Baden-Baden, Berlin (?) und Leipzig (?) orthodoxe Kirchen erbaut worden. Sehr viel später habe ich in Leipzig in der Kapelle oder Kirche am Völkerschlacht-Denkmal unter anderen Fahnen auch eine von der Zarin eigenhändig bestickte Fahne zu Ehren der russischen Kämpfer (des Kosakenregiments?) gesehen mit Bordüre und einem durchlaufenden Hakenkreuzmuster. Die

Besucher des Denkmals waren sehr verwundert und stellten laut die Frage „Schon damals Hakenkreuze?“ (es war auf dem Höhepunkt des Irrsinns der Hitlerzeit). Zarin Alexandra und ihre Schwester Elizaveta (die Gemahlin des Moskauer Gouverneurs Sergej Alexandrovič) waren bekanntlich hochgebildete Damen, die nicht nur Sprachen beherrschten, sondern sich auch in der Rechts-, Geschichts- und Religionswissenschaft gut auskannten. Beide hatten sich, als sie nach Rußland gingen und zur Orthodoxie übertraten, mit wahrhaft germanischem Eifer auf die gründliche Erforschung der Geschichte und Dogmatik der Orthodoxen Kirche gestürzt; an Kenntnissen auf diesem Gebiet waren sie ihrer ganzen Umgebung, Zar Nikolaus eingeschlossen, weit überlegen.

(275) Was aber wird erst Nikolaus gedacht haben, als er einmal, bereits nach der Abdankung vom Thron, ein hohes Lob auf Alexandra Fedorovna hörte: „Was haben Sie für eine kluge Gemahlin!“ – und das aus dem Mund von Kerenskij!

Bei wunderbarem Wetter verbrachten Vater Viktor und ich auf Deck die Tage mit sehr lebhaften Unterhaltungen. Es begann damit, dass ich mich auf Russisch anstelle des normalen Ausdrucks „kursistka“ (Kursteilnehmerin) „kursovnica“ nannte – diese Variante hatte ich einmal von Dmitrij aufgeschnappt; dieser Ausdruck stieß bei meinem Gesprächspartner auf größte Mißbilligung: „Ich bitte Sie, dieses Wort nie wieder zu gebrauchen!“ Ich erkannte, dass dies offenbar ein Faux pas gewesen war. Sehr überrascht war er, dass ich die Tochter von Ausländern war, dass ich ein deutsches Gymnasium besucht hatte und gegenwärtig schon im dritten Semester studierte, dass ich Naturwissenschaften betrieb, dass ich Ärztin werden und, schließlich, dass ich dem russischen Volk helfen wollte. Wir sprachen über das Leben an den Universitäten und über die revolutionäre Stimmung in der Jugend. Wir sprachen über Tolstoj. (Ich hatte keine Veranlassung, ihm mitzuteilen, dass ich verheiratet war; Eheringe trugen wir nicht, aber ein Brillant glänzte an meiner linken Hand.)

(276) Vater Viktor war sehr belesen; Tolstoj schätzte er als Künstler sehr, aber er nahm ihm übel, dass er die Kirche verspottete; wozu mache er das? In unseren Gesprächen ließen wir keinen einzigen russischen Schriftsteller aus, besonders nicht die jungen, vom Anfang des 20. Jahrhunderts (Čechov, Gorkij, Andrejev). Wir sprachen über Musik und Konzerte (von Natur aus mit einem guten Bariton begabt, hatte sich Viktor in seiner Jugend mit dem Gedanken getragen, an die Oper zu gehen), über Deutschland, über München und die Museen Mein Gott, von morgens bis abends tauschten wir unsere Gedanken und Eindrücke aus. Die Gegend, das rechte Wolgaufer, wurde dabei immer steiler und malerischer. Eines Abends blieben wir besonders lange auf unserem gewohnten Platz am Heck sitzen – die Ferkel waren schon verstummt, wir hatten sie vergessen; sie wurden zu unserem Entzücken von Nachtigallen abgelöst, sie ließen ihren Gesang von den Žiguli-Bergen erklingen. Das war wie ein Wunder, ein unvergeßliches Konzert bis spät in die Nacht hinein und, um das Wunder voll zu machen, zum Schein des Mondes.

(Am Anfang unserer Unterhaltung hatte ich auf die Frage nach dem Grund und Ziel meiner Reise geantwortet: „Ich bin die Menschen müde“ – aus irgendeinem Grund war ich in nachdenklicher Stimmung.)

Als wir Samara erreichten, beschlossen wir, dass die Weiterfahrt nur uninteressanter sein könne; wir verließen das Dampfschiff, warteten den nächsten Dampfer in Gegenrichtung ab und machten uns unverzüglich auf den Rückweg. Es war genauso ein

(277) weißes gemütliches Dampfschiff mit den gleichen Signalen und Befehlen des Kapitäns, aber es fuhr ein wenig langsamer.

Vater Viktor sagte mir abschließend unvermittelt, er habe noch nie einen so jungen Menschen mit derart lebhaftem Verstand getroffen. „Das ist keine Intelligenz, das ist eine Riesen-Intelligenz!“ Worauf ich ihm antwortete, ich sei seit zwei Jahren mit meinem Freund aus meiner Kinderzeit verheiratet, und mein Mann besäße nicht nur eine gute Bildung, sondern auch eine große natürliche Intelligenz, dazu noch die Gabe der Intuition. Nun teilte mir Vater Viktor seinerseits sein Leid mit: Vor einigen Jahren sei seine Frau verstorben und habe ihm eine Tochter hinterlassen; diese sei jetzt acht Jahre alt und leide zu einem großen Kummer an der Krankheit des Veitstanzes, sie lebe in Finnland, unweit von Petersburg. Er selber sei Mönch nach dem Gesetz der Orthodoxen Kirche geworden und in die Geistlichkeit der Isaaks-Kathedrale aufgenommen worden.

So vergingen vierzehn selige Tage, man könnte sagen, außerhalb von Zeit und Raum.

(278) Am letzten Abend gestand ich ihm, dass ich mich in ihn verliebt habe. Er gab mir zur Antwort: „Und ich muß Ihnen dasselbe gestehen“. Wir wünschten einander gute Nacht. Am Morgen legten wir in Nižnij Novgorod an. Ich packte meine Sachen in der Kabine zusammen und verließ sie mit Hut und Mantel. Entgegen kam mir Vater Viktor, wir reichten einander die Hände, er sagte: „Wir werden uns nie wieder sehen. Leben Sie wohl!“ – „Ja.“ Er küßte mich fest auf den Mund und ging schnell von dannen. Ich habe ihn nie wieder gesehen.

Auf der Datscha

In Moskau war die Datschenzeit angebrochen. Vater hatte eine Datscha an der Bahnlinie nach Jaroslavl' bei der Station „Kljazma“ gekauft; der gleichnamige Fluß floß dort vorbei, eher ein Flößchen, besonders nach der Wolga, aber sonst nicht schlecht. Die Siedlung hatte beinahe das Aussehen eines Kurorts, auf den ordentlich angelegten Lichtungen wuchsen neue schöne Datschen heran. Unweit des Bahnhofs, ein Feld entfernt, stand am Rande einer Lichtung Vaters zweistöckige Datscha; unten war ein großer Balkon, oben ein kleinerer, von drei Seiten geschlossener, er war sehr gemütlich und hatte eine schöne Balkonverkleidung. Dort war für Mitja und

(279) mich ein großes Zimmer vorgesehen. Die Datscha war geräumig, es waren dort mein Bruder Carl mit seiner Frau Katja und ihrem Töchterchen Ženja (Jenny) sowie mein Bruder Otto. Er hatte gerade ein Pferd gekauft, einen rötlichen kirgisischen kleinwüchsigen und krummnasigen guten Zelter; er war schon nicht mehr jung und war sowohl für Ausfahrten mit der Familienkutsche als auch für Ausritte vorgesehen. Mein Bruder Franz, der die Michaels-Lehranstalt besucht hatte, wollte an die Technische Hochschule und bereitete sich mit Hilfe eines Studenten aus der Nachbarschaft auf die Aufnahmeprüfung vor – schon damals gab es solche Prüfungen für eine begrenzte Zahl von Stu-

dienplätzen. Vater und Mutter hatten eine Köchin, ein Zimmermädchen und einen Diener für den Garten, der zum Teil auch für das Büro in Moskau zuständig war. Völlig unerklärlicher Weise hat sich bei mir eine Photographie dieser drei Personen erhalten; sie sitzen in unserem Garten an dem langen leeren Holztisch mit einem großen Samowar, das Teegeschirr ist schon abgedeckt.

Ach, und mein guter Bruder Otto, schon als kleiner Junge sagte er mir immer träumerisch: „Els! Wenn ich groß bin, dann schenk ich Dir ein schönes Pferdchen!“ Ja, es war ihm eine Freude, zu schenken.

(280) Und plötzlich war hier für mich ein phantastischer Damensattel, bezogen mit hellgrauem Velourleder. Natürlich hatten wir auch einen englischen Herrensattel. Und eines schönen Abends sattelte Mitja den guten Kirgisen namens „Pokal“ und ritt los, über die noch nicht ganz eingeebneten Lichtungen; schon näherte er sich wieder unserer Datscha, da stolperte Pokal im Trab über einen Wurzelstubben, und Dmitrij stürzte über seinen Kopf auf den Boden. Otto war sofort zur Stelle, das Pferd stand, und Mitja erhob sich sofort; natürlich hatte er sich erschreckt, und seine rechte Schulter, mit der er auf die Erde gestürzt war, schmerzte etwas. Gott sei Dank war nichts geschehen. Wir – ich, Mama und Carl – hatten das alles deutlich gesehen und uns davon überzeugt, dass nichts Schlimmes passiert war; so „gingen wir denn zur Tagesordnung über“. Vielleicht genierte oder ärgerte sich Mitja ein wenig über sein Mißgeschick. Mama ließ nur eine leichte ironische Bemerkung über seinen „Reitsport“ fallen.

Abends, als wir allein waren, erzählte ich Mitja von meiner ganz

(281) besonderen Begegnung mit dem Geistlichen, und ich sagte ihm, dass mir traurig zumute sei. Da brachen wir beide in Tränen aus..... „Weißt Du, das ist der Geschlechtstrieb“ – „Wieso denn, das brauche ich überhaupt nicht!“ – „Ach, ich hab’ doch schon gespürt, dass Du überhaupt nicht erschrocken warst, als ich gestürzt bin!“ Darauf fand ich keine Antwort; ich hatte mich sehr wohl erschreckt, dann aber gesehen, dass er sich nicht verletzt hatte. Als angehende Ärztin bemühte ich mich schon seit der Zeit in Malachovka, der Realität ohne Weh und Ach ins Auge zu sehen. Damals hatte ich dem Arzt völlig sachlich und ohne Hysterie zugesehen, wie er einem verwundeten Passagier an der Eisenbahnlinie geholfen hatte; ich war nicht in Ohnmacht gefallen..... Aber das konnte ich Mitja doch jetzt nicht darlegen. Unser Gespräch endete in ironischem Ton: „Du sagst, er hatte eine schöne Stimme – was hat er Dir denn gesungen, das ‚Herr, erbarme Dich‘ oder was anders?“ Wir lachten.

In diesen Tagen schauten wir häufig bei Franz rein. Vor drei Wochen war er wegen einer Blinddarmentzündung von dem berühmten Chirurgen Peter Ivanovič Postnikov operiert worden und sollte sich nun hier auf der Datscha erholen. Es kam jedoch nach der Operation

(282) zu einer Komplikation – der Bauch war aufgedunsen, es sah ganz nach einer Darmlähmung aus. Peter Ivanovič kam dauernd an sein Bett und war in Sorge; er kam einen Tag, den nächsten, der Bauch schwoll immer mehr an, schließlich flehte er Franz an: „Franzchen, furz doch, um Gottes willen!“ Franzchen mußte vor Lachen furzen, und alles war in Ordnung.

Unter den jungen Leuten kam es zu vielen Bekanntschaften. Wir spielten viel Tennis. Der

Tennisplatz befand sich am Ende unserer Lichtung, dort, wo auch eine schöne orthodoxe Holzkirche aus Spenden der Datschenbesitzer errichtet worden war. Hinter ihr war der Tennisplatz. Während des Gottesdienstes spielten wir selten, und dann auch nur leise. Wir ruderten in Vierern, badeten, und abends sangen wir bei Mondenschein Studentenlieder aus unserem kaukasischen Repertoire zu Gitarren- und Mandolinbegleitung. Am Ufer stand eine große herrschaftliche Datscha, die dem Moskauer Stadtoberhaupt Aleksejev gehörte, dem Vater unserer Schönheit Anna „Sergevnočka“ (aus Kislovodsker Zeit) und dem Vater des Künstlers und Gründers des Moskauer Künstlertheaters K. S. Stanislavskij. In der Datscha war noch Licht. Auf unsere Serenadengesänge hin trat jemand im obersten Stockwerk auf den Balkon hinaus und klatschte Beifall, und wir genierten uns ein wenig unseres dilettantischen Gesangs, der sich zum starken Tremolo aufschwang bei dem Lied „Zeig mir ein Haus, in dem ein russischer Bauer nicht leidet“ (bei diesem Lied geriet einmal Bunin in einem heftigen Zornausbruch und schrie, warum man sich denn ein Lied über das Leiden ausgerechnet der Bauern ausgedacht habe).

Band III

Unsere Besucher auf der Datscha

(283) Wo sind die Bekannten und Freunde von Franz aus jener Zeit geblieben? Unter ihnen waren interessante junge Leute, die das Studium entweder schon abgeschlossen oder sich gerade immatrikuliert hatten, entweder an der Universität oder an der Höheren Technischen Lehranstalt; manch einer blieb auch auf halbem Wege stecken. So tauchte einmal ein junger Mann namens Ribas auf, er war wohl gebürtiger Litauer. Er war bei meinen Eltern zu Besuch in Kljazma und brachte dort Mama von morgens bis abends mit ununterbrochenem Gerede und Fragen philosophischen Inhalts zur Verzweiflung. Plötzlich aber war er wie vom Erdboden verschwunden, niemand wußte, wohin. So blieb er für uns ein Rätsel. Lange hatte Franz einen Studienfreund namens Fester; er hatte früh seinen Vater verloren und war in dem

(284) von der deutschen Kolonie in Moskau gegründeten Waisenhaus aufgewachsen. Wir waren mit einigen angesehenen Persönlichkeiten bekannt, die aus diesem Waisenhaus stammten. Offenbar arbeiteten dort gute Erzieher. Fester war von gutem Benehmen, trug eine gepflegte Studentenuniform, war bescheiden und hatte Erfolg im Studium – kein Wunder, möchte man sagen, bei so einem großen Schädel, einer so breiten Stirn und einem so lebhaften, wachen Blick. Aber auch dieser junge Mann verschwand irgendwann, noch vor 1904, aus unserem Blickfeld.

Dann war da noch der Freund Nikolaj Florovič Bulaševič, der bereits an der Technischen Hochschule studierte. Er half Franz in Mathematik und spielte und sang mit ihm zur Gitarrenbegleitung; er war rothaarig, hatte helle Augen, war wie Franz nicht sehr hoch von

Wuchs und zurückhaltend.

(285) Die Familie Bulaševič lebte auch in Kljazma. Die Schwester Elena war sehr hübsch und kokettierte gern mit Otto. Einmal erblickte sie ihn zu Pferde: „Ach, Otto Karlovič, haben Sie denn keine Angst?“ – „Steigen Sie auf, ich nehme Sie mit!“ – „Ach, wirklich?“ Und schon hatte er sie zu sich in den Sattel gehoben, und so hatten sie zu zweit – wie Manasse auf dem Bild – ihren Spaß, während Mama diese ergötzliche Szene verwundert verfolgte.

In Kljazma hatte meine Eltern in einem Sommer eine andere Datscha auf derselben Lichtung – von den Šolmatows – gemietet. Mitja und ich verbrachten dort auch einen Sommer. Dort war Katja Zavališina zu Besuch, es war dort auch Alexander V. Bogdanovič zwei Wochen und sang natürlich. Ich ging mit ihm einige Takte aus dem „Faust“ durch, dann kam das hohe C; Franz bemühte sich, natürlich in Abwesenheit von Alexander V., auch diesen Ton zu singen, zur Verwunderung der Nachbarn und zur großen Belustigung von uns allen.

(286) Zu Besuch war dort ferner Hermann Blomberg, auch Halbweise, Sohn einer Moskauer deutschen Familie. Er trug damals auch noch die graue Schuluniform mit Riemen. Er war still und hörte den Gesprächen zwischen Alexander V. und uns beinahe mit Ehrfurcht zu. Alexander V. fühlte sich angesichts des schweigenden Jünglings wohl an „Hermann“ aus „Pique Dame“ erinnert, wandte sich ihm plötzlich zu und sang scherzend die Worte aus der Oper: „Sag mir, Hermann, was ist mir Dir Bist Du mit etwas unzufrieden?“, worauf Hermann völlig unerwartet und ernsthaft, beinahe stimmlos und sehr bescheiden singend entgegnete: „Mit mir ist niiiiichts!“ – die letzte Silbe war ein dünner hoher Ton; wir waren alle sehr überrascht und lachten.

Es war wunderbar, wenn Alexander V. in Laune war; dann sang er mit Vergnügen z.B. die Arie des Indischen Gasts [aus der Oper „Sadko“ von Rimskij-Korsakov]: „Nicht zählen kann man die Diamanten in den Steinhöhlen...“

(287) Speziell für Mutter sang er eine Arie aus Lohengrin. Als aufmerksamer Pilzliebhaber hatte er bei uns im Garten am Weg einen Steinpilz entdeckt; seinen Fundort bedeckte er mit Blättern und beobachtete ihn heimlich. Einmal brachte er dann Mama eine große Handvoll Pilze mit: „Eine Überraschung aus Ihrem Garten!“. Das war wirklich eine Überraschung; er offenbarte uns sein Geheimnis, und alle hatten ihre Freude daran.

Die Jugend – die Brüder Zubarev mit ihrer Schwester, Timofeevs und der langaufgeschossene gutaussehende blonde Bundschuh – begab sich auf eine Pilgerreise, einen Teil des Wegs zu Fuß, nach Archangelsk und von dort weiter in ein historisch interessantes Kloster. Zwei bis drei Wochen waren sie unterwegs, und sie kehrten braungebrannt und einigermaßen erschöpft zurück. Sie lernten das strenge Mönchsleben im bekannten uralten Soloveckij-Kloster kennen. Viel diskutierten sie über

(288) die Orthodoxie, das Mönchtum und die Verfehlungen der Mönche, und voller Entsetzen berichteten sie über eine schreckliche Art der Bestrafung, die in früherer Zeit, vielleicht aber noch in der Gegenwart angewendet wurde: Man zeigte ihnen, dass in der freien Natur Holzkäfige mit vielen Löchern an den Bäumen befestigt wurden – in diese wurde der Mönch, der eine Verfehlung begangen hatte, nackt eingesperrt, um ihn von den Mücken auffressen zu lassen. In den wilden Wäldern des Nordens fallen bekanntlich

im Sommer die großen stechwütigen Mücken in ganzen Wolken über alles Lebende her. Unsere Pilger hatten offenkundig Gelegenheit, sich am eigenen Körper von der Unmenschlichkeit dieser Strafe zu überzeugen. Im Zusammenhang mit dieser Exkursion war es interessant zu beobachten, wie unsere jungen Männer innerlich gereift waren. Seit jeher lehrt die Lebenserfahrung, dass man einen Menschen erst auf der Reise richtig kennenlernt, und so hatten sich die einen näher angefreundet, während sich die anderen voneinander eher fernhielten. Diskutiert wurde weiter über Tolstoj, sein Verhältnis zur Kirche, zur christlichen Religion und zum Glauben an Gott, zum Christentum – es nahm gar kein Ende.

(289) Alle machten sich wieder daran, Tennis zu spielen. Während des Spiels machten alle ihre Witze, und jeder Schlag wurde kommentiert. Franz, der ganz gut spielte, erschien eines Tages zufällig in einer rohseidenen Hose aus der abgelegten Garderobe von Papa. Bei jedem Schlag ertönten Rufe der Zuschauer wie: „Ja **das** sind Hosen!“ Oder wenn Mitja aufschlug: „Bravo, Kaufmann!“..... „Na, mit solchen Hosen kann man ja nur gut spielen!“

Katja Zavališina hatte im Sommer eine Auslandsreise unternommen. Sie war in Spanien gewesen, in Madrid; zusammen mit Il'ja Jakovlevič Ginzburg, ihrem langjährigen Bekannten aus der Petersburger Akademie der Künste hatte sie dort die berühmten Museen studiert und natürlich auch einem Stierkampf, der Corrida del torros, beigewohnt – im abstoßendsten Moment schloß sie wohl die Augen.

Beschluß zum Medizinstudium in der Schweiz

In der Schweiz hatte sie gründliche Erkundigungen eingeholt. Dabei ergab sich, dass wir beide an einer Universität,

(290) zum Beispiel in Zürich, an der medizinischen Fakultät bis zur Ablegung des Latinums (8 Klassen), das uns noch fehlte, zunächst als Gasthörer aufgenommen werden konnten, und danach als ordentliche Studentinnen mit dem Recht auf Zulassung zur Doktorprüfung. Als Ausländerinnen hatten wir aber nicht das Recht, in der Schweiz zu praktizieren. All dies erörterten wir mit Mitja. Wegen der fortdauernden Studentenunruhen in Rußland waren die Universitäten und Kurse geschlossen. Dadurch drohte viel Zeit verlorenzugehen. Zum Herbst stand Katjas und mein Entschluß fest, nach Zürich zu gehen. Ich weiß noch, wie mich ein fieberhaftes Verlangen erfaßte, so schnell wie möglich an eine Universität zu kommen und das Arztdiplom zu erhalten. Für die Reise schenkte mir Papa eine Tasche mit Schulterriemen. Die ganze Woche vor der Abreise lief ich zu Hause von morgens bis abends mit dieser Tasche herum. Mitja sah sich

(291) diese Kindereien schweigend an.

Uns schlossen sich noch Katjas ältere Schwester Maria Zavališina, ihre Freundin, die junge Anastasija Protopopova und ihre Bekannte Marija Nikolajevna Zamyslova an. Allerdings wollten sie aus irgendwelchen Gründen ein paar Tage später abreisen. Meine Angelegenheiten waren alle erledigt, einschließlich der auf dem Polizeirevier abzugebenden Einverständniserklärung meines Mannes zur Ausreise ins Ausland mit einem entsprechenden Eintrag in meinem Paß. Ich konnte es vor Ungeduld nicht mehr aushalten und beschloß, allein vorauszufahren.

Vor der Abreise fuhren Mitja und ich noch zu seinem Großvater Alexander Ivanovič Zubov. Er war 70 Jahre alt. Er war in Sorge um seine Frau, die Großmutter Olga Alekseevna, die krank und bettlägerig war. Ihre Pflege war anstrengend, sie war sehr korpulent und litt dazu noch an Wassersucht. Mit Großvater konnte man sich

(292) nur mit Mühe unterhalten; er war sehr schwerhörig und sprach mit klagendem Tonfall. Unser Gespräch drehte sich um die Politik des Zaren und seiner Minister. Ein Skandal war aufgedeckt worden, es ging um die Bestechung des Innenministers. Mitja äußerte: „Das ist doch ein Gauner!“ – „Ach, wie können Sie das sagen! Er ist doch vom Zaren berufen worden!“ Damit war das Gespräch auch beendet. Großvater Zubov schaute mich an: „Sie fahren morgen? ... Wieso haben Sie trockene Lippen?“ Ich wußte nicht, was ich sagen sollte; wahrscheinlich vor Aufregung wegen der Abreise. Wir nahmen Abschied.

Abreise in die Schweiz

Am nächsten Tag gegen neun Uhr abends wurde ich von Mitja, meinen Eltern, Franz und Mitjas Freunden Talanov und Čencov auf den Smolensker Bahnhof gebracht. Meine Aussteuertruhe, die mich schon zwei Mal in den Kaukasus begleitet hatte und nun ins Ausland begleiten sollte, wurde aufgegeben. Ich hatte wenig Gepäck mitgenommen,

(293) denn ich wollte in der Schweiz einkaufen. Mein Handgepäck enthielt nur das Nötigste. Und plötzlich trat meine Mutter an mein Abteilfenster und reichte mir etwas herein – eine große Biskuittorte, die sie selber gebacken hatte. Das war sehr rührend, aber es kam mir auch sehr ungelegen, denn das Paket konnte man nicht mit einer Hand tragen; wie sollte ich aber in Warschau mit einem Koffer, einem Schirm und einer Torte in den Händen von einem Zug in den anderen umsteigen? Na ja, irgendwie wird's schon klappen! Wir standen noch ein wenig herum und redeten etwas, während Mitja und seine Freunde flüsterten und sich umsahen. Das erste Klingeln, das zweite..... der Zug piff, wir küßten uns zum Abschied. Mitja flüsterte mir zu: „Deine Wagennummer ist notiert worden, wahrscheinlich stehst Du unter Beobachtung.“

Passagiere habe ich mir bis Warschau nicht eingepägt. Ich reiste in einem Kurswagen, es dauerte wohl einen ganzen Tag. In Warschau gab es eine unangenehme

(294) Überraschung: Zum Umsteigen auf die andere Eisenbahnlinie mußte man die ganze Stadt mit einem Kutscher durchqueren. Hier sah ich zum ersten Mal, dass die Polen gegen Rußland und die Russen feindlich eingestellt waren; sie verstanden kein Russisch oder taten so, als verstünden sie nichts. Schließlich verstand der Kutscher, dass es zum anderen Bahnhof gehen sollte. Dort gab es wieder eine Unannehmlichkeit: Der Kutscher forderte einen ganz offensichtlich überhöhten Preis und fing laut an zu schreien. Dies habe ich übrigens auf allen meinen Reisen über Warschau erlebt – und sonst in keiner anderen Stadt und in keinem anderen Land. Am nächsten Abend überfuhren wir die polnisch-österreichische Grenze, und mir ist noch der langgezogene melancholische Ton einer

(295) elektrischen Klingel an einer Station, es war wohl Tschenstochau, in Erinnerung. Ich war allein im Waggon. Leise öffnete sich die Tür, und still nahm ein österreichischer Offizier am anderen Ende des Wagens Platz. Ich bildete mir ein, dass er mich beobachtete. Bei einer österreichischen Station - ich glaube, es war Trzebinia - wurde mein Gepäck im Koffer und in der Truhe kontrolliert. Das war wohl ein seltsamer Anblick: In der ganzen Truhe war nur mein weißes leichtes, mit rosa Seide gefüttertes Festtagskleid. Seltsam, dass eine junge elegante Dame mit einer leeren Truhe ins Ausland fährt! Nun gut, alles ging glatt. Wien – der Bahnhof von Linz – Salzburg mit seinem wunderbaren Panorama – plötzlich ein Halt auf offener Strecke – lange – Pfiffe – Laufschriffe. Schließlich kam die Nachricht, dass die Brücke über den Inn für den Zug nicht befahrbar war; ein Güterwagen des Zuges vor uns war entgleist. Alle Insassen unseres Zuges mußten einzeln, mit dem Koffer in der Hand über die

(296) geländerlose Brücke auf Brettern gehen, die mit Schnüren festgebunden waren. Tief unten schäumte der große Fluß Inn. Wider Erwarten ging alles gut. Dann kam Innsbruck und schließlich spät abends, mit gewaltiger Verspätung, Zürich.

Leben und Studium in Zürich

Ich trat aus dem Bahnhof, auf dem verschlafenen Vorplatz leuchtete die Reklame „Hotel Terminus“. Dorthin begab ich mich. Es stellte sich heraus, dass dies das teuerste Hotel der Stadt war. Wegen meiner Jugendlichkeit und Unerfahrenheit genierte ich mich. Am Morgen machte ich mich wie geplant auf, die Stadt kennenzulernen und in Erfahrung zu bringen, wo die Universität und die Anatomie war, und natürlich bereute ich es schon, nicht zusammen mit den Zavalisins gereist zu sein. Wie und wo wir uns aber treffen würden, das hatten wir vergessen zu verabreden. Mich in ein Restaurant zum Mittagessen zu begeben, war mir als Ausländerin peinlich und kam mir seltsam vor. Außerdem hatte ich in meinem „Terminus“ Vollpension. Im Speisesaal,

(297) einem großen eleganten Raum, befand ich mich unerwarteterweise allein unter der Beobachtung eines Dutzends befrackter Herren und einiger junger Piccolos. Auf der

Speisekarte deutete ich auf „Seezunge“, ohne zu wissen, was das ist. Man servierte mir etwas, was trocken und flach war wie ein Blatt Papier und stark gebraten; zu meiner Überraschung war das ein Fischgericht. Ich, ausgehungert nach den Fastentagen meiner Reise, kehrte in mein Zimmer zurück und freute mich über Mamas Biskuit, der allerdings bereits sehr trocken war.

Meine lieben Moskauerinnen traf ich, glaube ich, auf der Straße – Gott sei Dank! ich hatte „meine Leute“ wieder! Unsere „Gruppe“ beschloß, auf russische Weise laut lärmend, natürlich sofort, es sei am besten, ein Quartier unter einem gemeinsamen Dach zu suchen, weil zwei

(298) von uns – Zamyslova und Protopopova, besonders die erste – Deutsch, geschweige denn das Züricher Schweizerdeutsch überhaupt nicht oder fast gar nicht verstanden. Auf den Rat eines uns völlig fremden jungen Mannes hin mieteten wir drei Zimmer bei einer alten Jüdin namens Fuchs („Füchsin“). Dort hielten wir es aber nur zwei Wochen aus; es stellte sich heraus, dass es dort schmutzig war; es gab dort keine Putzfrau und überall war es unvorstellbar staubig. Einmal fegte die alte Frau sogar in unserer Gegenwart den Schmutz unter den Teppich – jetzt, im Jahre 1976, stieß ich bei der Zeitungslektüre zufällig zum ersten Mal auf die mir bis dahin unbekannt Redewendung, jemand habe ein Problem „unter den Teppich gekehrt“ (eine proletarische Methode?). Die schlimmste Unannehmlichkeit aber bestand darin, dass uns bei der Füchsin die Flöhe fast aufgeessen hätten. (Heute weiß wahrscheinlich niemand mehr, was das ist.)

(299) Wir kündigten diese Behausung und mußten die Miete für den ganzen Monat zahlen.

Ich fand mit Katja ein Zimmer für uns beide in der Plattenstr. 55, im Viertel der Technischen Hochschule, unweit der medizinischen Einrichtungen, in der Pension der bejahrten preußischen Schwestern Engelbrecht, die ihre Pension auf zwei Etagen betrieben. Gäste gab es dort am Tisch etwa 10-12, zum Teil bejahrte Dauergäste, z.B. Fräulein Klein, alt, groß und hager, mit einem kleinen Kopf und spärlichem Haar, das zu einem kläglichen Knoten auf dem Hinterkopf gebunden war, bekleidet mit einem sehr bescheidenen schwarzen Kleid. Da sie an Gicht oder Rheuma litt, bewegte sie sich nur mit Mühe in weichen Hauspantoffeln fort. Zur Begrüßung streckte sie einem vorsichtig die schmerzende Hand hin und biß in Erwartung des Schmerzes schon im Voraus die Lippen zusammen. Sie sprach stark Züricher Dialekt. Den anwesenden Ausländern – einem norwegischen Ingenieur, einem

(300) schwedischen Pharmakologen mit seiner netten finnischen Frau, der russischen Jugend in Gestalt eines Chemikers, der seine Diplomarbeit bei Ostromyslenskij schrieb, und dessen aus der Stadt Koslow stammenden Frau sowie mir und Katja aus Moskau – uns allen war der Züricher Dialekt natürlich unverständlich (aber mit der Zeit verstand ich ihn und ahmte manchmal im Scherz die Aussprache meiner Professoren oder eben dieses Fräuleins Klein nach).

An der Universität durften Katja und ich ins 3. Semester der medizinischen Fakultät als Gasthörer unter der Bedingung einsteigen, dass wir während unseres Studium die Lateinprüfung für das 8. Semester absolvierten. Das hatten wir in zwei Semestern geschafft; dafür hatten wir einen riesigen Studenten aus Odessa gefunden, der schon in den höheren Semestern war und die alten Sprachen vorzüglich beherrschte. Die Prüfung selber legten wir in den Ferien

(301) in Moskau am Knabengymnasium in der Novaja Basmannaja-Straße ab, und zwar bei Nikiforov, dem Verfasser eines wunderbaren Lateinlehrbuchs, nach dem wir uns vorbereitet hatten. Beide konnten wir gut französisch. Katja hatte in Moskau das Privatschulhaus „Constant“ besucht und es mit der Goldenen Medaille abgeschlossen (leider hat sie diese Medaille später in einer Notlage zum Pfandhaus gebracht und es einmal versäumt, die Zinsen zu zahlen; so verlor sie diese Medaille). Das Französische kam uns sehr zupaß, uns war alles „schon bekannt“. In der Prüfung hörte uns Nikiforov mit Genauigkeit zu, wie wir Livius, Vergil und Horaz vom Blatt runterübersetzten; er händigte uns auf der Stelle die entsprechenden Zeugnisse aus und entließ uns mit seinen guten Wünschen.

Die ausländischen Studenten

Bei der Immatrikulation waren wir als „Arier“ die einzige Ausnahme unter allen 200 Ausländern, die in diesem Semester aufgenommen wurden. Das waren in der Hauptsache

(302) Juden aus Rußland, fast alle aus den jüdischen Siedlungsgebieten. Es war klar, dass ihnen nach den Gesetzen des Zarenregimes in Rußland der Weg in die Universität verwehrt war. Das war ein interessantes Publikum. Teilweise waren es verwöhnte Söhne und Töchter reicher Eltern; elegant gekleidet, zogen sie in Gruppen durch die Straßen, unterhielten sich laut und blieben an den Kreuzungen stehen. (Oft hörte man von ihnen: „Wir sind auch Russen.“ So kamen die Schweizer zu der felsenfesten Überzeugung, die Russen – „die sind schwarzhaarig, sehr laut und nicht ganz stubenrein“, wie mir einmal eine gutaussehende Studentin, eine geborene Marx, mitteilte; sie war mit dem Privatdozenten Höber verheiratet, und Karl Marx war ihr Großonkel.) Daneben gab es einen anderen Typ Juden; diese waren sehr still, bescheiden, sichtbar arm und sehr fleißig. Sie alle bildeten sehr schnell eine Gemeinschaft und brachten bald in Erfahrung, was und wo man etwas tun mußte.

Viele Ausländer mußten sich wegen ungenügender Schulkenntnisse und

(303) wegen fehlender erforderlicher Bescheinigungen einer Eingangsprüfung unterziehen, darunter auch meine lieben Moskauer Bekannten Maria Zavališina, Anastasja Protopopova und Maria Zamyslova. Sie schrieben sich als Gasthörerinnen für das erste Semester ein und bereiteten sich daneben für die Prüfung bei einem Pädagogen vor, der seit Urzeiten diese Tätigkeit ausübte und alle Prüfungsanforderungen kannte.

Große, sehr große Schwierigkeiten bereiteten unseren jungen Damen die fehlenden Sprachkenntnisse. Maria Zavališina siegte; Anastasja Protopopova nur halb: sie durfte die Prüfung wiederholen, zog es aber vor, nach einem Semester nach Hause zurückzukehren; sie litt an Heimweh, wir alle im übrigen nicht minder. Maria Zamyslova aber fiel mit Pauken und Trompeten durch. Irgend jemand riet ihr, nach Bern zu fahren und dort die Prüfung zu machen; sie fiel wieder durch, besuchte aber weiter die Vorlesungen.

(304) Man sagt immer, die Russen seien sprachbegabt – ja und nein! Ich habe viele gekannt, welchen diese Fähigkeit völlig abging. So sagte mir einmal Maria Zamyslova, nachdem sie zwei Jahre in der Schweiz studiert hatte, aber schon zur Rückkehr entschlossen war: „Was ich Sie noch fragen wollte, Elsa Karlovna, aber seien Sie nicht böse: In den Vorlesungen benutzen die Professoren oft so ein Wort, na, so etwas wie ‚beabáchten‘ – was heißt das denn?“ Gemeint war: beóbachten.

Besucher

In Zürich erhielten Katja und ich völlig unerwartet Besuch von Dr. Dobrochotov aus Moskau aus der Kisel’nyj-Gasse. Laut schnaufend, erzählte er, wie er unsere Pension in der Plattenstraße gesucht habe. Obwohl er deutsch sprach, konnte er die Leute, die ihm im Züricher Dialekt antworteten, absolut nicht verstehen, so dass er schließlich

(305) energisch wurde und verlangte „Nehmen Sie wenigstens die Zigarre aus dem Mund!“ Aber auch das half nicht. Zum Abschied küßte er uns gerührt und wünschte uns alles Gute. Uns besuchte auch mein in der Schweiz lebender Onkel Otto, der Bruder meines Vaters, zur Verwunderung meines Vaters ein strenger Vegetarianer. Ohne medizinische Kenntnisse hatte er das Sanatorium „Friedenfels“ in Sarnen am Sarnersee gegründet und heilte die Menschen durch die vegetarische Lebensweise, manche auch durch Hunger. Ich erinnere mich noch, wie Maria Zamyslova und ich einmal dort waren. Die Gegend war unbeschreiblich schön – der türkisblaue See, wunderbare, waldbedeckte Wälder, alles in märchenhaften Formen und Farben.

Zwei Mal kam ein Mitglied der Petersburger Akademie, der Bildhauer Ilja Jakovlevič Ginzburg. Er war klein, alt und kahlköpfig, hatte ein ovales

(306) Gesicht und sehr wohlproportionierte Extremitäten, war außerordentlich lebhaft und konnte sich mit jüdischem Instinkt recht geschickt in allen Sprachen verständigen. Er kam gerade aus London und Paris, wo eine Dame in einer Gesellschaft nicht ohne gewisse Enttäuschung ihm gegenüber die Bemerkung fallen ließ, sie habe von einem so bekannten Künstler nicht erwartet, dass er von so unscheinbarem Wuchs sei, worauf er liebenswürdig antwortete: „Madame, vous voyez que ce n’est pas la quantité, qui fait la chose.“ [etwa: „Madame, Sie sehen, es ist nicht die Größe, die einen Mann ausmacht.“] Ginzburg hatte die Absicht, für Tolstoj noch zu seinen Lebzeiten ein Denkmal zu errichten; von der Stadt Žitomir hatte er den Auftrag dazu erhalten, wohl durch Vermittlung eines Pianisten (eines Juden; an seinen Namen erinnere ich mich jetzt nicht [gemeint ist Alexander Borisovič Goldenweiser], sehr wohl erinnere ich mich aber ein Konzert, er spielte dort wunderbar die Nocturnes von Chopin – ach!). Er war blond und sonst von nichtssagendem Äußeren; er und Čertkov standen in intensivem Kontakt mit Tolstoj. Nach Meinung von Sof’ja Andreevna (Tolstaja) hatten diese Personen einen starken Einfluß auf L. N. Tolstoj insofern ausgeübt, als sie in ihrer Anhängerschaft zu Tolstoj „plus

royalistes que le roi“ waren, d.h. sie hingen Tolstojs Lehre mehr an als Tolstoj selbst (sie waren angeblich auch schuld am Zerwürfnis zwischen Tolstoj und seiner Frau).

(307) Ginzburg kam über seine Bekanntschaft mit dem Pianisten Goldenweiser nach Jasnaja Poljana und erhielt die Erlaubnis, Skizzen und Zeichnungen von Tolstoj anzufertigen, unter der Bedingung, dass dieser für ihn nicht sitzen werde. Ginzburg war einige Mal in Jasnaja Poljana. Während eines Schachspiels mit Goldenweiser saß Čertkov neben ihm. An diesem Tag war der bekannte Publizist Stasov gekommen, um Sof'ja Andreevna (Tolstojs Frau) um ihre Autobiographie zu bitten. Tolstoj, der kleinlichen Geltungsdrang verabscheute, nahm dies mit einigem Unwillen zur Kenntnis. Im Nachbarraum war ein lebhaftes Gespräch zwischen Sof'ja Andreevna und Stasov zu hören, der sich alle Mühe gab, sie zu überreden. Sof'ja A. aber lehnte es ab und verwies auf ihren Mann: „Na, wer bin ich denn schon? Lew Nikolaevič (Tolstoj), das ist was Anderes, aber wozu denn ich?....“ Stasov widersprach ihr erneut, und man hörte ihn laut auf und ab gehen. Da sagte L. N. über das Schachspiel gebeugt: „Der wird sie noch rumkriegen.“ Und nach kurzer Zeit verstummte Stasov, nachdem er S.A. die Hand geküßt hatte. „Sie hat kapituliert,“ sagte Tolstoj mit einem Seufzer und machte seinen Zug.

Ginzburg zeigt uns einmal eine komische Photographie: Lev Nikolaevič auf dem Pferd „Leinwandmesser“ – zu zweit, mit Ginzburg auf der Kruppe.

(308) Bis dahin hatte er Tolstoj noch nie zu Pferde gesehen. Das Tolstoj-Denkmal von Ginzburg gelang und wurde tatsächlich in Žitomir aufgestellt. Zur Erinnerung schenkte er mir eine Plakette aus rotem Kupfer, zu tragen an einer Uhrkette, mit einem von ihm gearbeiteten Brustrelief von Tolstoj.

Einmal kam zu uns Julij Ris, der Schulfreund von Carl. Ris hatte an der Medizinische Fakultät der Berner Universität sein Examen geschafft, war Dozent und verheiratet mit „Mira Jakovlevna“, die auch Dozentin war, und zwar bei dem Psychiater Bleuler. Mit Julij Ris nahm es irgendwie ein schlechtes Ende. Er machte einem mit ihm bekannten Dozenten ein kleines Geschenk, eine von ihm angefertigte Kopie einer indischen Antiquität (so etwas wie eine uralte Handschrift aus Indien, geschrieben auf getrockneten und säurebehandelten Blättern eines exotischen Baumes). Der Dozent hielt dies Geschenk für echt und wunderte sich, eine solche Rarität geschenkt zu bekommen. Bald aber bemerkte er, dass er sich hatte reinlegen lassen und sich blamiert hatte. Wegen dieser Angelegenheit mußte Julij seine akademische Laufbahn beenden. Seinen weiteren Weg kenne ich nicht. Zwanzig Jahre später entdeckte ich, dass bei mir ein Band von Onckens Weltgeschichte verschwunden war – es war der Band Indien, alte Handschriften, das gerade dazu passende Kapitel.

Maria N. Zamyslova

(309) Maria Nikolaevna Zamyslova war Hebamme, beinahe doppelt so alt wie ich. Sie hatte uns ihre Geschichte erzählt. Aufgewachsen war sie zusammen mit ihrer Schwester

in einer normalen Kaufmannsfamilie. Einmal, noch in ihrer Kindheit, war sie aufs Knie gestürzt; sie wurde nicht richtig behandelt und behielt eine bleibende Behinderung: Das Knie ließ sich nicht mehr biegen. So steckte man sie als „Hinkebein“ in die Küche. (Meine Mutter kannte die Schicksale solcher „häßlicher Mädchen“ aus französischen Familien; solche Töchter schickte man auch „aufs Dorf“ oder ins Kloster.) Unsere Maria N. lernte Lesen und Schreiben bei Studenten, die zufällig ins Haus kamen, und mit ihrer Hilfe legte sie insgeheim als Externe die Aufnahmeprüfung für das Mädchengymnasium ab. Sie wollte unbedingt Ärztin werden. In das medizinische Institut für Frauen in Petersburg (das einzige!) wurde sie nicht aufgenommen, man riet ihr, sie solle die Hebammenkurse absolvieren (4 Jahre?). Nachdem sie diese mit Auszeichnung abgeschlossen hatte, erhielt sie die Absage: „Sie sind zu alt!“ Und dann suchte sie einen neuen Weg: nach Zürich, nach Bern.....

(310) - wie ich schon erzählt habe - leider ohne Erfolg. Tiefbetrübt begleiteten wir sie zum Bahnhof. Sie war sehr tapfer und gab uns Weisheiten mit auf den Lebensweg, selber aber, glaube ich, konnte sie kaum die Tränen der Enttäuschung zurückhalten. Später erhielten wir einen Brief von ihr, das war schon, als wir wieder in Rußland waren, aber darüber später.

Studium der Anatomie. Studentenleben. Politik

In den Anatomiekurs kamen wir schnell. Das war natürlich ein tiefer Eindruck. Dabei muß man sagen, dass Zürich gerade zu dieser Zeit für die Anatomie ein neues Gebäude errichtet hatte, das auf dem neuesten Stand war. Die Leichen waren sauber verwahrt, unter Formalin, in einem unterirdischen ventilierten Kühlraum. Als ich zum ersten Mal die Leiche sah, war ich verständlicherweise durch die Tatsache beeindruckt, dass da ein toter Mensch vor mir liegt. Dieser Mensch lag vor uns auf der Brust, und unsere Aufgabe bestand darin, die Anatomie des Rückens kennenzulernen. Als wir die Haut von diesem Rücken entfernt hatten, waren wir - genauer ich - überwältigt von der Schönheit dieses Rückens: der Aufbau der Muskeln, die Harmonie der Schichten - ein wunderbarer Anblick, und je tiefer man vordrang, desto interessanter wurde es. Wir anatomierten daran mehrere Wochen, das Bein ganze sechs Wochen. Jeden Tag kontrollierte uns

(311) Prof. Ruge, der Schrecken aller Studenten. Daneben führten andere Dozenten Aufsicht, einer von ihnen war Dr. A. Croce, ein Italiener; später verbreitete sich über ihn das Gerücht, er habe Selbstmord begangen. Dann gab es noch eine Liebestragödie: Prof. Martin (Vergleichende Anatomie oder Anthropologie), verheiratet, hatte eine Affäre mit einer jungen Studentin aus Rumänien; sie nahm sich das Leben. Schließlich kam es noch zu einem pikanten Vorfall in den Parkanlagen der Stadt, der einiges Aufsehen erregte: Jemand hatte ein Studentenpärchen in der letzten Phase der körperlichen Vereinigung aufgescheucht. Vor Schreck bekam die Frau einen solchen Krampf, dass der Mann vor Schmerz ohnmächtig wurde. Das Paar wurde mit der Kutsche des Rettungsdienstes in

die Klinik gebracht, wo es gelang, diese übermäßig intensive Verbindung unter Narkose zu beenden.

(312) Einmal kam der Ingenieur Bachmetev, ein interessanter Petersburger Adliger, und überbrachte Grüße von Katjas Schwester Zinaida Dmitrievna, die das Medizinische Institut für Frauen abgeschlossen hatte; sie hatte schon Mann und Kind.

Bachmetev (er hatte wohl tatarische Vorfahren) war ein gutaussehender und gutgekleideter Mann so um die dreißig, mit Zwicker – „Wissen Sie, bei mir hat der Augenarzt Innesschienen festgestellt“. Damals begriff ich nicht, was das war, und uns als angehenden Medizinern erschien es als etwas Mystisches.

In jenen Tagen war unsere ganze „Züricher russische Kolonie“ in Aufregung. Es gab dort einen dunkelhaarigen, kleinen und nicht mehr jungen Juden namens Bak; der hastete in der Anatomie dauernd hin und her. Kaum hob man seinen Blick von der Leiche, schon sah man Bak mal in weißem offenen Kittel zur Tür hasten, mal wiederum eilte er mit geräuschvoller Geschäftigkeit in schwarzem Zivil zur Tür herein – kein Mensch wußte, wozu. Als er seiner ansichtig wurde, sagte der alte Assistenzarzt

(313) verzweifelt und wohl für ihn selber überraschend: „Dieser Kleine da, der hackt mir die ganze Leiche kaputt – so!“ und demonstrierte mit diesen Worten, wie Bak mit seinem Skalpell mit sinnlosen schrägen Messerschnitten die Faszien und Muskeln des Präparats zersäbelte – ein nicht wieder gutzumachender Schaden. Wohl kaum in Zusammenhang damit, wohl eher aus gänzlich anderen Gründen hatte dieser Bak mitgeteilt, er habe vor, seinem Leben ein Ende zu setzen. Sofort geriet die ganze „Kolonie“ in Panik und stürzte los, um „den Unglücklichen zu retten“. Auch Katja und ich fühlten uns verpflichtet, alles in unserer Macht Stehende zu tun; wir eilten natürlich zum nächstgelegenen See im nahen Gehölz. Zufällig fing uns dort Bachmetev ab und machte sich mit lauter Ironie über uns lustig, da er sogleich den Grund unseres späten Spaziergangs erraten hatte; lang und breit belehrte er uns, dass Leute, die ihre Absicht der ganzen Welt mitteilen, diese

(314) – „Da können Sie ganz sicher sein!“ – niemals realisieren. Und tatsächlich passierte nichts. Aber Gott sei Dank verließ Bak Zürich und geriet bald in Vergessenheit.

Bachmetev aber fuhr, wie uns im nachhinein klar wurde, wohl im Parteauftrag zu einem geheimen Kongreß nach Genf; wieder zurück, zog er über diesen Kongreß ein äußerst negatives Resümee: „Allen diesen Herrschaften sollte man mit einer Bombe antworten!“ Dort wurde über das revolutionäre Programm der extremen Linken beraten, und es war beschlossen worden, den Bauern ihr Land bis auf den letzten Krümel wegzunehmen; für diese traten bekanntlich die Sozialrevolutionäre ein. Man kann sich kaum vorstellen, in welche Richtung sich die Geschichte Rußlands und vielleicht unseres ganzen Planeten entwickelt hätte, wenn Bachmetev seinen Wunsch wahrgemacht hätte!

Irgend jemand hatte den Gedanken, Čechovs Stück „Die Hochzeit“ mit Amateuren, die noch nie auf der Bühne gestanden hatten, aufzuführen; Katja sollte die Rolle der jungen Hebamme Zmejukina übernehmen. Auf den Proben gab es wohl so manchen Spaß, und das Stück selbst ist ja in vielen Szenen, durch

(315) sprachliche Fehler und anderes, ausgesprochen komisch. Katja sollte in ihrem Spiel den Drang nach Bildung und das Streben in eine „andere Sphäre“ mit den Worten

„gebt mir einen Sturm, gebt mir Atmosphäre!“ zum Ausdruck bringen – dies als Antwort auf die Worte ihres Verehrers: „Gnädiges Fräulein, entschuldigen Sie den Ausdruck, aber Sie sollten sich nicht mit dem Hebammenberuf abgeben, sondern“ Katja aber war wohl gehemmt oder nicht gewohnt, auf einer Bühne laut zu sprechen, und so sprach sie leise und unsicher, so dass sie dem Publikum nur den Anblick eines hübschen blonden Mädchens in einem leichten, rotgesprenkelten Sommerkleid bot; im übrigen aber war es eine völlig Nebenrolle. Witzig war, dass nach der gelungenen Vorstellung das Publikum anfang zu tanzen und Lieder zu singen, was sich bis Mitternacht hinzog. Und plötzlich war Katja unerwarteterweise mit einem Rabinovič, den sie

(316) an diesem Abend kennengelernt hatte, „in einem Walzerrausch“ irgendwohin verschwunden. Ich lief dort noch eine Weile ziellos herum und begab mich dann nach Hause. Am Morgen erhielt ich eine Postkarte aus Davos, mit der Ansicht schneebedeckter Gipfel und den Worten: „Hallo, hier bin ich....“ Sie hatte sich in ihrer dünnen schottischen Pelerine vom Platz weg im Galopp in die verschneiten Berge auf und davon gemacht! Aber es ging alles gut; sie kam zurück, guter Laune und rosig und hatte sich nicht erkältet. Das blieb ihre einzige, zufällige Begegnung mit Rabinovič.

Wir arbeiteten fleißig. Bekanntlich kommen Mediziner an allen Universitäten wegen der von ihnen in jedem Semester verlangten Praktika (z.B. Anatomieren oder Mikroskopieren) ohne Fleiß nicht weit. So war es auch in Zürich: nach drei Semestern machten wir schon die Zwischenprüfung. Und das nicht ohne kuriosen Vorfall. Wir hatten nach Moskau geschrieben und gebeten, man möge uns Bestätigungen über die von uns absolvierten Kurse an den „Guerrier-Kursen“, d.h. über die von uns bisher abgelegten Prüfungen an der Naturwissenschaftlich-Historischen Abteilung der Höheren Frauenkurse schicken.

(317) Daraufhin verlangte man von uns, diese Anfrage müsse vom Dekan der Medizinischen Fakultät der Züricher Universität gestellt werden. Dies war unser hochverehrter Pathologe und Anatom Prof. Paul Ernst, der in Stil und Ton seiner Vorlesungen von keinem meiner zahlreichen akademischen Lehrer je erreicht wurde. Er war so freundlich und erfüllte unsere Bitte. Als Antwort darauf erhielten wir nach ein paar Wochen zu unserer und Prof. Ernsts Verblüffung eine Bestätigung auf einer einzigen Seite, die besagte, dass die zwei Kursteilnehmerinnen Zavališina und Vinokurova die Prüfungen des zweiten Kurses erfolgreich bestanden hätten; unterschrieben von Prof. Guerrier. Unser verehrter Prof. Ernst hatte wohl in seinem Leben noch nicht so eine geringe Wertschätzung der Würde der Menschen (d.h. uns Studenten) und Institutionen erlebt. „Man kann Sie doch nicht als Siamesische Zwillinge dokumentieren.....“

(318) Damals dachte niemand im Traum daran, dass kaum mehr als 13 Jahre später Rußland im Chaos versinken und – für nunmehr schon über ein halbes Jahrhundert – zu einem Staat ohne jegliche Moral werden sollte.

Italienreise. Examen in Zürich

Im Frühling, in den Märzferien, machten sich Katja, ich und Henryka Rozenblum, eine Polin, die sich sehr eifrig und gewissenhaft auf die Zwischenprüfung vorbereitete, zu einer verbilligten vierwöchigen Rundreise durch Italien auf. Unsere Route: Zürich – Chiasso – Mailand – Genua – Nervi – Pisa – Florenz – Mailand – Zürich. Es ist schon komisch, sich heute, im Jahre 1977, an unsere Reise zurückzuerinnern, z.B. daran, wie sorgsam wir unsere Schweizer Franken und Centimes abzählten. Beide lebten wir sehr bescheiden, mein Mitja schickte mir etwa 100 Franken pro Monat, und Katja hatte noch weniger. Daher

(319) nahmen wir im Rucksack eine Emailleschüssel, einen Spirituskocher und ein einfaches eisernes Bügeleisen mit; unsere weißen Blusen (nach dem damals üblichen englischen Schnitt) und Taschentücher sowie unser langes Haar wuschen wir selber, natürlich so, dass es unsere jeweilige Wirtin nicht sah.

Unser erstes Abenteuer hatten wir gleich in Chiasso, dem italienischen Grenzbahnhof. Dort mußten wir in einen italienischen Zug umsteigen. Unsere Koffer waren vollgepackt mit schweren Büchern, die wir für die bevorstehende Prüfung brauchten. Als wir sahen, dass die Schienen direkt in einen Kopfbahnhof führten, sprangen wir mit den Koffern in der Hand direkt auf den Bahnkörper, zum Entsetzen und aufgeregten Protest zweier Polizisten, die auf uns zu eilten. Zu unserem Glück ging alles gut aus, sogleich war ein Träger zur Stelle, und im Nu waren wir

(320) im richtigen Zug. Der Träger drückte sein Erstaunen über das Gewicht unserer Koffer mit den Worten „troppo pesante“ aus, die mir von meinem Musikunterricht bekannt waren, worauf ich die Antwort „sono libri“ improvisierte – sicherlich wohl falsch, aber es war immerhin klar, dass es sich um Bücher handelte; der Mann betrachtete uns mit Hochachtung.

Alle erwähnten Städte, angefangen mit Mailand, besichtigten wir gründlich nach dem Reiseführer von Baedeker, der damals (1903) in der ganzen Welt berühmt und anerkannt war. Jetzt, 70 Jahre später, kann man unmöglich wiedergeben, welchen Eindruck die wegen ihrer Schönheit berühmten Gebäude, Skulpturen und Museen auf uns gemacht haben. Sehr beeindruckend war die prachtvolle Aufführung der Oper „La Traviata“ in der Scala, mit ihren phantastischen Sängern und einem Publikum, das jede Note kannte und beim Verlassen des Theaters die soeben gehörten Melodien auf der Straße sang. Ich fühlte mich an Alexander V. Bogdanovič erinnert, der im Jahre 1902 in Kislovodsk im Kaukasus von seinem Gesangsstudium bei Broggio in Italien erzählte; einmal gab es eine Premiere des

(321) „Eugen Onegin“ in Mailand – das Publikum mochte die häufige Wiederholung mancher Motive bei Tschaikowsky nicht besonders und sang sie mit leichtem Spott beim Verlassen des Theaters oder sogar noch im Saal nach.

In Mailand besuchten wir den berühmten Friedhof Campo Santo, man könnte sagen, eine Ausstellung von Denkmälern der bourgeois-katholischen Trauer in Gestalt einer ganzen Allee von Marmorkreuzen, die geschmückt waren mit Palmen und Rosen, mit Kreuzigungen jeder Größe und mit Skulpturen von über Sarkophagen Trauernden. Ein-

geprägt hat sich mir die Figur eines großen Mannes mit einem schwarzen Gehrock und Krawatte, der theatralisch mit der Hand seine Augen bedeckte, gestützt auf eine abgebrochene Marmorsäule. Vor lauter Theatralik war von Trauer kaum mehr etwas zu spüren. Vielleicht deswegen lauschten wir mit besonderer Aufmerksamkeit im Krematorium den Worten eines schwarzgekleideten Bediensteten, der mit einem Stock auf ein Fensterchen im Ofen zeigte, durch das man die Verbrennung der Toten beobachten konnte: „Une heure pour les riches, et une heure et demi pour les pauvres – ça dépend.“

(322) Florenz. Genua. Die Schönheit des smaragdblauen Meeres. Das Aroma der Luft, die Weite des Raums – unbeschreiblich!

In Nervi nahmen wir Quartier im Hause eines Gärtners, in der Casa Matteo Crovetto in der Straße St. Ilario. Dort hatten wir von unseren großen Fenstern aus einen phantastischen Blick aufs Meer. Wir ernährten uns, nebenbei gesagt, sehr bescheiden, manchmal zu unserem Entsetzen von gebratenen Vögeln. Wenn die italienischen Kinder uns mit unseren langen blonden Zöpfen sahen, verkündeten sie mit lautem Rufen: „bionda, bionda!“ – ein für sie offensichtlich ungewohnter Anblick.

Für die Prüfung büffelten wir fleißig, und trotzdem unternahmen wir eine wunderbare Bootsreise an der Küste entlang bis Rapallo. Rapallo – welche Bedeutung hat dieses Wort jetzt für uns! Der Vertrag.....

In Moskau war währenddessen Mama operiert worden und lag in der Klinik. In einem leichten Pappkarton schickte ich, dem Rat unseres Gärtners folgend, ihr einige Rosen. Mama freute sich darüber, aber natürlich waren die Rosen hinüber – kein Wunder, sie waren ja fünf Tage unterwegs.

(323) In Rapallo fand an jenem Tag die „Blumenschlacht“ statt, und tatsächlich spielte sich vor unseren Augen tatsächlich ein echter Blumenwettbewerb ab. Es war eine große heitere Menschenmenge, Einheimische und Ausländer, in einigen englischen und amerikanischen Autobussen angereist, die überreich mit frischen Blumen dekoriert waren, mit gelben Glockenblumen, Narzissen..... – für unseren nördlichen Blick ein Bild ungeheurer Verschwendungssucht.

Ich übergehe Florenz und die Begegnung mit Lisa, einer Cousine der Vinokurovs, die dort mit ihrem italienischen Mann lebte.....

Pünktlich kehrten wir nach Zürich zurück und bestanden – natürlich mit Bangen, aber erfolgreich – die schriftliche und mündliche Zwischenprüfung. Es folgten die klinischen Semester, die pathologische Anatomie bei Prof. Ernst, Obduktionen.....

Semesterferien in Moskau. Politische Lage in Rußland

(324) In Rußland wuchs die Unzufriedenheit; der Russisch-Japanische Krieg war mit schweren Niederlagen zu Ende gegangen: Tsushima, die Vernichtung des Kreuzers „Petropavlovsk“ usw. – die Verluste des Heeres waren gewaltig. Das schlechte Funktionieren

des Beamtenapparats, Aufdeckungen von Diebstahl und Bestechung – all dies war Anlaß für Proteste und Kritik an der bestehenden Ordnung. Im Untergrund entfaltete sich in der Intelligenz und der Studentenschaft eine Agitation, die nun offenbar auch schon in der Bevölkerung breite Unterstützung fand. Das gemeinsame Ziel lautete „Nieder mit der Autokratie!“, und zur Durchsetzung dieser Forderung rief man zum „bewaffneten Aufstand“ auf.

Eben damit kam durch eine Laune des Schicksals auch ich in Berührung, obgleich ich politisch ahnungslos war und in den Hauptstädten im Grunde nichts geschah, was offen gegen das Gesetz verstieß. Als mich Dmitrij in den Herbstferien des Jahrs 1905 auf den Bahnhof zum Zug nach Berlin brachte, bat er mich, für ihn einen Revolver der Marke Browning zu kaufen. Er hatte gehört, dass in Deutschland der Verkauf von Waffen nicht verboten war. Ich greife nun vor: Gesagt - getan,

(325) in Berlin verkaufte man mir, einer 22jährige Studentin, in dem entsprechenden Geschäft einen Browning mit einem dazugehörigen Magazin und zehn Patronen, dazu mit der kurzen mündlichen Warnung des Verkäufers: „Denken Sie daran: Wenn das Magazin leer ist, kann die zehnte Patrone noch im Revolver sein!“

Nun, gerade so kam es auch..... Ein halbes Jahr später saß Mitja mit seinen Schwestern und Freunden in unserem Eßzimmer; man unterhielt sich über Waffen – das war schon nach dem Ausbruch bewaffneter Aufstände in Moskau und anderen Städten; Mitja holte seinen Revolver, hob den linken Ellbogen in Brusthöhe, legte den Lauf auf ihn und drückte mit den Worten „so schießen die Kaukasier“ ab. Es fehlte eine Haaresbreite, und die besagte zehnte Patrone hätte seine Schwester Olga getötet, die am Tisch saß und sich mit dem linken Ellbogen aufstützte. Die Kugel durchbohrte den Eßtisch und verschwand mit ohrenbetäubendem Krach im Parkett. Toll gemacht! Bis zum heutigen Tag ist es für mich ein unfaßbarer Glücksfall.

(326) Heute denke ich, dass dieser Vorfall nicht ohne Folgen geblieben ist. Das Krachen war mit Sicherheit im Untergeschoß vernommen worden, wo alle unsere Bediensteten wohnten, und so kann es entweder zu einer Denunziation oder aber auch zu einem zufälligen Bericht an das benachbarte Polizeirevier gekommen sein. Jedenfalls wurde Mitja in jenen Tagen oder Wochen höchster politischer Gefahr, im Winter und Sommer 1905/06, in Moskau verhaftet, zunächst nach dem Artikel 100 (Exekution „mit dem Gewehr in der Hand“), dann abgeändert in Artikel 101 (ich weiß nicht mehr, welche Strafe).

Studium in Berlin

Katja und ich waren, wie erwähnt, in Berlin auf der Suche nach einer Bleibe in einer Gegend unweit der Kliniken. Ich fand für mich ein Zimmer in der schmalen Sackgasse Kielerstraße, in der Nähe des Lehrter Bahnhofs im Gebiet Scharnhorststraße. Das Zimmer war dreieckig und schmal wie ein Sarg. Eine alte Frau vermietete offenbar ihr eigenes Zimmer, sie selbst aber richtete sich in der kleinen Küche ein, einem Durchgangs-

zimmer, das man durchqueren mußte, wenn man von draußen hereinkam. Es war dort bescheiden und ärmlich, aber still und sauber. Wie Katja untergekommen war, weiß ich nicht mehr.

(327) In der Scharnhorststraße wurde hinter einem hohen Bretterzaun ein großes Haus errichtet. Einmal gehe ich in früher Morgenstunde dort entlang; ein Junge mit einem Korb Brötchen auf dem Kopf macht halt und schaut durch ein Astloch im Zaun. Ein Passant sagt zu ihm: „Wat kiekste? Ist doch keene Badeanstalt!“

Mir wurde in Berlin gar nicht so richtig bewußt, dass ich an der Universität, sogar an der berühmten Humboldt-Universität studierte. Dort gingen wir außer zur Immatrikulation überhaupt nicht hin; wir liefen von Klinik zu Klinik und hörten dort Vorlesungen. Ich erinnere mich z.B. an die Langenbeck-Klinik – ich hätte nie daran gedacht, dass ich dort viele Jahre später, schon als Fachärztin, bei einem Orthopäden-Kongreß in einer langen Schlange von Kollegen mit dem Mantel unterm Arm vor derselben Garderobe warten würde – in der Armut der Nachkriegszeit war das Personal knapp; plötzlich ertönte ein Ruf: „Na, so geduldig warten, das können nur wir Orthopäden.“ Alle lachten.

In jenem Wintersemester gab es auf den Straßen häufig Schneematsch. Wir benutzen die Straßenbahn oder die Kutschen mit ihren hohen, wachstuchbezogenen Kutschböcken. Die Kutscher sagten zu den Pferden „hü-ah“, und an den Haltestellen drehten sie die Bremskurbel und riefen den Pferden ein zischendes „schschsch“ zu. Im Vergleich zu Zürich waren in Berlin ständig Massen von Menschen unterwegs, die einen gutmütig-unhöflichen Umgang miteinander pflegten,

(328) während satte Schutzmäner in ihren Uniformen mit wachem Blick auf die Einhaltung der Ordnung achteten.

Es lehrte dort der berühmte Prof. Ernst von Bergmann – war er es wirklich, der den Kronprinzen Friedrich operiert hatte? Wir Frauen waren zu seinen Vorlesungen nicht zugelassen, wir durften bei seinem Stellvertreter Prof. Hildebrandt hören, einem freundlichen und milden rothaarigen Riesen, und parallel dazu studierten wir bei Prof. Pels-Leusden. Ich erinnere mich gut an meine erste Operation.....

[An dieser Stelle bricht das Manuskript mitten im Satz ab.]